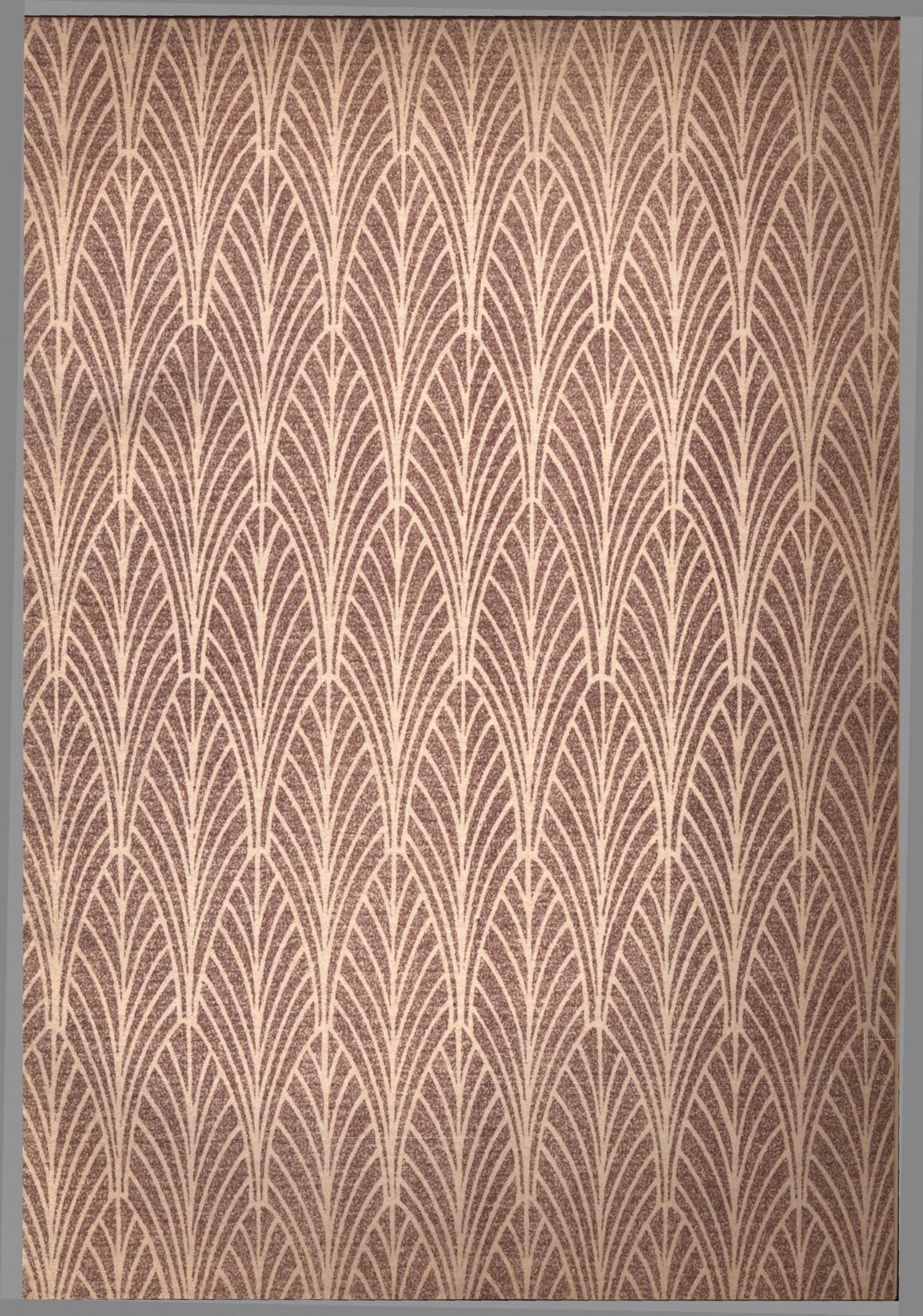
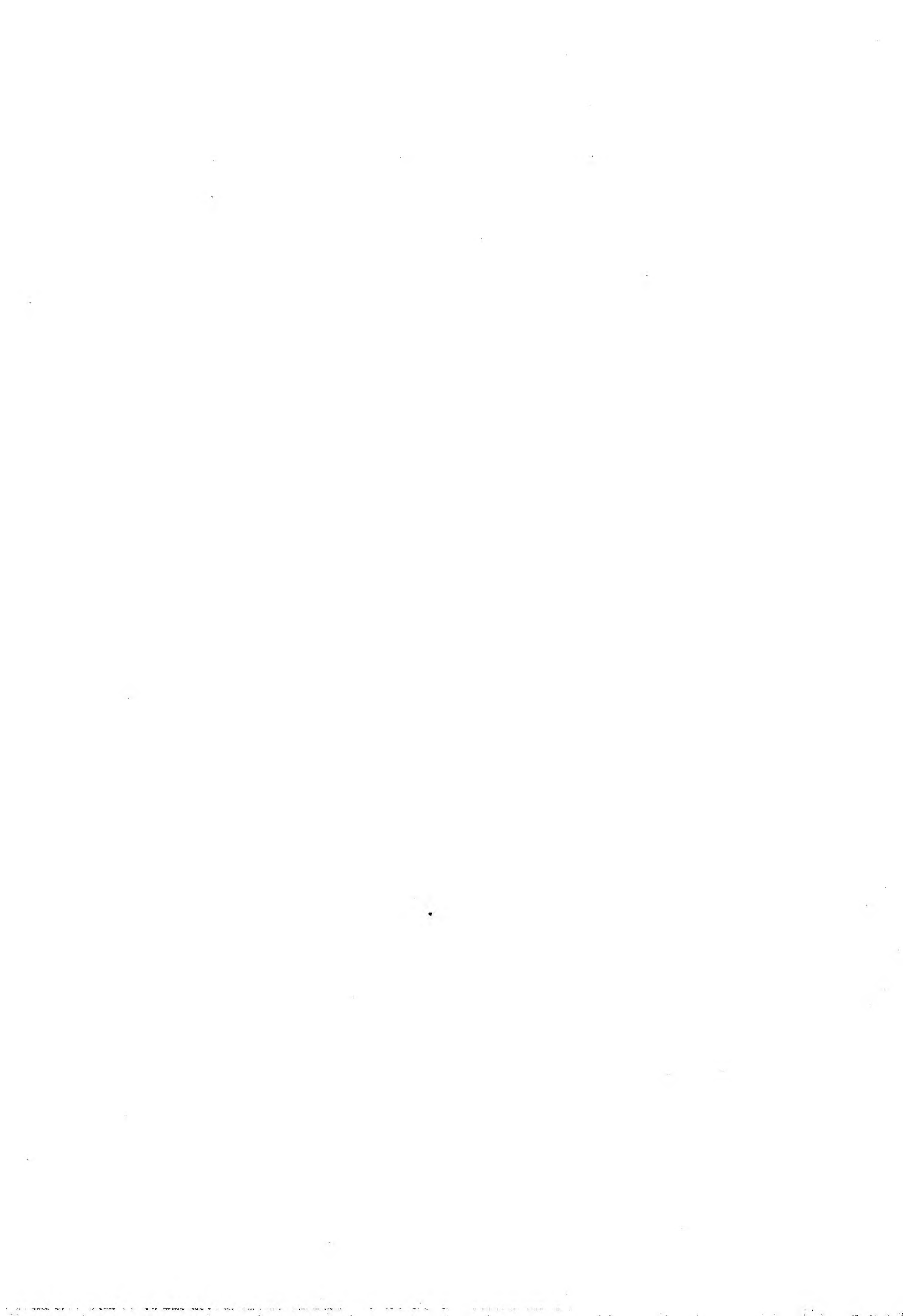
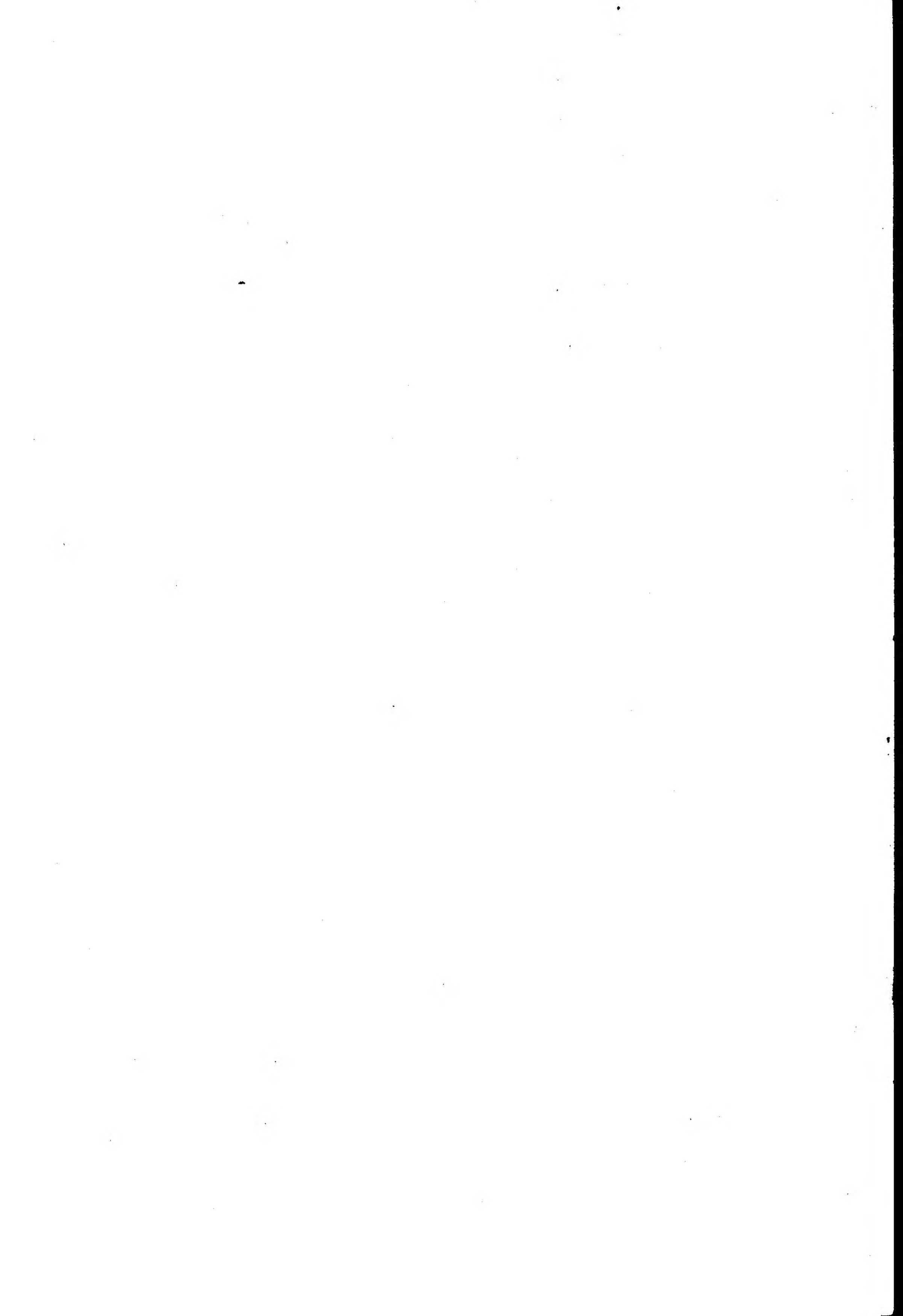
PLANGE, CHRISTUS ein JNDER?













Christus – ein Inder?



Christus - ein Inder?

Versuch einer Entstehungs-
geschichte des Christentums
unter Benutzung der indischen
Studien Louis Jacolliots

von

Th. J. Plange

3. Auflage

Stuttgart
Hermann Schmidt's Verlag.



ERNST HAECKEL

in aufrichtiger Verehrung
gewidmet.



Buchdruckerei Kranzbühler
gegründet 1700 :: :: Worms



Vorwort.

Der freie Zug, der seit einiger Zeit durch die Bibelforschung geht, und besonders die moderne Auffassung des Lebens Jesu zeigt, daß man anfängt, in den Evangelien-Erzählungen nicht mehr die Darstellung einer wirklichen Begebenheit zu sehen.

Die Zeit des ersten Christentums ist in tiefes Dunkel gehüllt, der Vorgang der Evangelienbildung ist nur undeutlich bekannt, über das Leben Jesu selbst fehlt, außer den Evangelien, jeder Bericht, nichts deutet darauf hin, daß sein Leben irgendwie bemerkt worden sei, und die Evangelien selbst stehen nicht überall so mit einander im Einklange, daß sie als historische Quelle dienen könnten.

Durch das Bekanntwerden der religionsphilosophischen Werke der Inder ist ein erhöhter Standpunkt gegeben, von dem aus ein Blick in die bisher unaufgeklärten Vorgänge ermöglicht ist.

Im vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht, die Entstehung des Christentums auf eine natürliche Weise zu erklären. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß dazu weit ausgeholt werden mußte, um die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Annahme darzulegen; handelt es sich doch darum, Begriffen entgegenzutreten, die auf Glauben beruhen, und da bei den meisten Menschen das Glauben tiefer Wurzel gefaßt hat als das Denken, so mußte tief gegraben werden.

Anderthalb Jahrtausende hat die Bibel für ein Buch gegolten, das von Gott selbst geoffenbart worden ist, und das neue Testament wird als das höchste Gut angesehen, das die Menschheit besitzt. Nicht leicht wird man sich dazu bequemen, darin Bücher zu sehen, die nichts Göttliches an sich haben, und die in ähnlicher Form schon viele Jahrhunderte vor ihrer Abfassung bei anderen Völkern, die wir als Heiden betrachten, als heilig gegolten haben.

Dies geht aus dem vorliegenden Buche unzweifelhaft hervor. Die daraus gezogenen Schlüsse sind so natürlich, daß sie bei unbefangener Betrachtung viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als ein auf den Evangelien aufgebautes Leben Jesu.

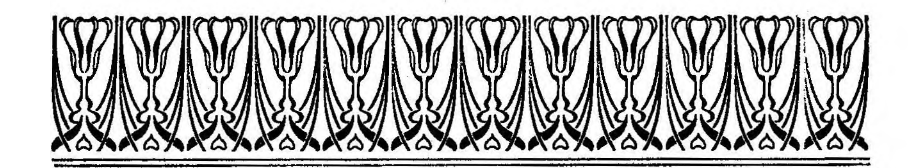
Dem Buche liegen, besonders im ersten Teile, die indischen Studien Louis Jacolliots zugrunde, der lange Jahre in Tschandernagor das Amt eines französischen Gerichtspräsidenten bekleidete und dort Gelegenheit fand, mit gelehrten indischen Priestern zu verkehren, die ihn in die Literatur ihrer alten Religion einführten. Er hat das Ergebnis seiner Studien in vierzehn Bänden niedergelegt, von denen einige Uebersetzungen indischer Werke enthalten, unter anderem das ganze Gesetzbuch Manus. Dabei ist ihm der Zusammenhang der indischen mit der jüdischen und der christlichen Religion zum Bewußtsein gekommen. Als er vor etwa vierzig Jahren mit diesen Ideen hervortrat, wurde er als Phantast und Schwärmer belächelt. Seitdem haben aber viele ernste Forscher, besonders von buddhistischer Seite aus, sich mit der von ihm aufgeworfenen Frage beschäftigt, und seine Idee tritt immer mehr als richtig oder doch als sehr wahrscheinlich hervor.

Um auch weiteren Kreisen das Ergebnis dieser Forschungen zugänglich zu machen, wurde diese Schrift verfaßt.

Möge sie dazu beitragen, Aufklärung zu verbreiten.

PARIS, im August 1906.

Der Verfasser.



Einleitung.

Seitdem vor etwa hundert Jahren die ersten Sanskritwerke in Europa bekannt geworden sind, ist in der Auffassung über das, was wir «Altertum» nennen, eine bedeutende Aenderung vor sich gegangen. Mangelhafte Kenntnis der sogenannten *ersten Zeiten der Menschheit* ließen uns das erste Buch Mosis als «die älteste Urkunde menschlicher Wissenschaft» erscheinen, da man annahm, das Buch stamme von Moses und müsse somit etwa 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung niedergeschrieben worden sein. Wenn dies der Fall wäre, so würde allerdings dieses und die vier anderen Bücher Mosis fast auf jenen Ehrentitel Anspruch machen können; daß dem aber nicht so ist, wird im zweiten Teile dieser Arbeit, der sich mit dem alten Testamente speziell befaßt, gezeigt werden; die Zeit der Abfassung des ersten Buches Mosis wird danach ziemlich genau auf das Jahr 620 vor unserer Zeitrechnung festzustellen sein. Seit dem Bekanntwerden der Sanskritdenkmäler ist aber auch ohnedies der Ruhm, «die erste Urkunde menschlicher Wissenschaft» zu sein, auf die indischen Veden übergegangen, deren Alter man bis heute zwar noch nicht hat genau feststellen können, von denen wir aber mit Bestimmtheit wissen, daß sie bedeutend älter sind als alles bislang Bekannte aus dem weiten Gebiete der Weltliteratur; denn bereits eine Bearbeitung der Veden in einem für das Volk bestimmten Auszuge wird heute von kompetenten Gelehrten in das 13. Jahrhundert v. Chr. verlegt; es ist dies das Gesetzbuch Manus, der Manava-Dharma-Sastra. Da bekannt ist, daß dieser Auszug aus den Veden im Interesse der Brahmanen, der Priesterkaste Indiens, hergestellt worden ist, und daß deren Herrschaft bis weit hinauf in das 12. oder 14. Jahr-

tausend vor unserer Zeitrechnung reicht, so müssen wir daraus schließen, daß die Veden *wenigstens* dieses Alter haben, wahrscheinlich aber ein viel höheres.

Wir sind durch die biblische Chronologie von der Schule her daran gewöhnt worden, das Alter der Welt, oder wenigstens die Existenz der Menschen auf nur etwa 6000 Jahre zu schätzen; es lautet daher eine derartige Behauptung, wie die eben angeführte, wie etwas, das ins Gebiet der Fabel gehört.

Wir besitzen in den alten chronologischen Werken der Brahmanen eine genaue Zeitbestimmung für hervorragende Ereignisse, deren Umrechnung heute noch möglich ist, und an deren Erklärung wir nachweisen können, in welcher Art damals historische Daten festgelegt wurden, und wie man heute die festgelegten Zeitpunkte wiederfinden kann.

Es steht im zweiten Teile des Avadhana-Sastra, der historischen Chronologie der Brahmanen, die sich auf die erste Zeit der brahmanischen Aera bezieht, eine Stelle, die den Zeitpunkt angibt, wann die Wahl Yati-Richis zum Brahmatma, dem religiösen Oberhaupte der Brahmanen, stattgefunden hat. Sie lautet:

„Als der heilige Eremit Yati-Richi als der würdigste bezeichnet wurde, Brahma zu vertreten, berührte Surga (die Sonne) Mecha (das Tierkreisbild des Widders) mit seinen wohltätigen Strahlen, und der Reis und das kleine Getreide warteten, gelb geworden, auf die Sichel."

Und in der astronomischen Chronologie, dem Vedanta-Sastra, steht in bezug auf dasselbe Ereignis:

„Besitzergreifung der elfenbeinernen Kugel (die die Welt bedeutet) und des goldenen Dreifußes (des heiligen Stuhles) durch den Brahmatma Yati-Richi. Surga teilt in gleiche Teile Tag und Nacht; der Punkt der Herbstgleiche befindet sich im ersten Grade des Mecha."

Aus diesen beiden Angaben geht nun hervor, daß die Wahl Yati-Richis zum Brahmatma (wir würden Papst sagen) zu der Zeit stattgefunden hat, als die Sonne beim Herbstäquinoktium in das Zeichen des Widders trat. (Surga berührte Mecha, als der Reis zur Ernte reif war.)

Diese genaue astronomische Angabe gibt uns das Mittel an die Hand, zu bestimmen, wann dieses Ereignis stattgefunden hat.

Der Tierkreis der alten Inder, der Rasi-tschacra, ist in zwölf Zeichen geteilt, von denen jedes 30 Grade hat, sodaß der ganze Tierkreis (wie bei uns) in 360 Grade zerfällt. Die zwölf Tierkreisbilder heißen:

	altindisch	griech. u. lat.	spätindisch		
♈	Kriya	κριός	meca	(mecha)	Widder
♉	Taburi	taurus	vrca	(vricha)	Stier
♊	Jituma	gemini	mit'una	(mithuna)	Zwillinge (das Paar)
♋	Kulira		karkota		Krebs (carcasse Muschelkrebs)
♌	Léya	leo	sinha		Löwe
♍	Pát'éya	παρθένος	kanya		Jungfrau
♎	Yuka	jugum	tula		Wage
♏	Kórpya	scorpius	vrccika	(vristchika)	Skorpion
♐	Taoxika	τοξότης	d'anus	(dhanus)	Bogen-Schütze
♑	Akokera	αἰγοκέρας	makara		Meerungeheuer-Steinbock
♒	Hrdroga	ὑδροχοός	kumb'a	(kumbha)	Urne-Wassermann
♓	Antyaba		mina		Fische

Nach · Leupol et Burnouf, Selectae e sanskritis scriptoribus paginae, S. 96.

Die Bezeichnungen waren dieselben bei den Aegyptern, Chaldäern und Griechen; und daß sie heute auch noch so sind (und nicht etwa durch christliche Heilige ersetzt werden), wirft ein helles Licht auf die Abhängigkeit der Aegypter, Chaldäer, Griechen und Christen, also der gesamten Zivilisation, vom alten Indien.

Dieser Tierkreis diente im alten Indien dazu, historische Tatsachen festzustellen; denn die Sonne steht nicht fest an einem bestimmten Punkte des Tierkreises, sondern bewegt sich (scheinbar) auf der durch diesen Tierkreis bestimmten Linie. Das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bei dieser Bewegung beträgt, nach der altindischen Berechnung, 50″ 9‴ ³/₄ in einem Jahre, sodaß 71 Jahre und 9 Monate vergehen, ehe die Sonne um einen Grad, und 2152¹/₂ Jahre, bis sie um ein Sternbild vorrückt. Nach 12 mal 2152¹/₂ Jahren = 25830 Jahren hat sie alle zwölf Zeichen durchlaufen und steht also wieder an der Ausgangsstelle.

Wir nennen heute diese Zeit (ohne rechten Grund) das *große platonische Jahr* und rechnen darauf 25920 Jahre. Der Unterschied von 90 Jahren zwischen unserer Berechnung und der der alten Inder kommt daher, daß wir nach Hipparch und Ptolemäus das jährliche Vorrücken der Nachtgleichen auf nur 50″ ansetzen. Die alten Inder haben aber genauer beobachtet als die griechischen und ägyptischen Astronomen; denn sie setzten die Zahl auf 50″ 1625 an, die heute mit unseren genauen Instrumenten auf 50″ 2575 berechnet ist.

Nun trat die Sonne im Jahre 388 vor unserer Zeitrechnung zur Zeit der *Frühlingsgleiche* in das Sternbild des Widders, und da zwischen Herbst- und Frühlingsgleiche gerade die Hälfte des großen platonischen Jahres = 12915 Jahre verflossen war, so ergibt sich für unser Datum das Jahr 12915 + 388 = 13303 vor unserer Zeitrechnung.

Wir können also mit astronomischer Genauigkeit sagen, daß Yati-Richi im Jahre 13303 vor unserer Zeitrechnung zum Brahmatma gewählt wurde. „Surya streifte Mecha, als der Reis zur Ernte reif war. Die Sonne stand im Herbst im Anfange des Widders.“

Es möge noch ein Beispiel aus der Geschichte der indischen Könige folgen. Der Avadhana-Sastra, die historische Chronik, sagt:

„Als Pratichtana von Nahucha erbaut wurde, fiel der Regen in die große Urne und Surya erleuchtete das Drittel des Vricha.“

Der Vedanta-Sastra, die astronomische Chronik, sagt:

„Erbauung der Stadt Pratichtana durch Nahucha: Das Wintersolstitium ist im Kumbha, der Herbstnachtgleichepunkt im 10. Grade des Vricha.“

Nach obigen Angaben stand die Sonne im Jahre 388 vor unserer Zeitrechnung im Frühjahrs-Aequinoktium im Widder, 2152½ Jahre vorher, also etwa 2541, im Stier (Vricha) und etwa 3258 im Drittel dieses Sternbildes: 2541 + ⅓ von 2151 (= 717) ergibt 3258.

Das Jahr 3258 vor unserer Zeitrechnung ist also der Zeitpunkt, wo Pratichtana erbaut worden ist. Als der Regen in die große Urne fiel, d. h. als der Winterpunkt der Sonne im Wassermann stand, und als Surya das Drittel von Vricha erleuchtete, d. h. im 10. Grade des Stieres stand, wurde die Stadt erbaut.

Pratichtana war eine der größten Städte Indiens, deren Ruinen noch am Ufer des Ganges, gegenüber von Allahabad zu sehen sind. Nur andeutungsweise sei darauf hingewiesen, daß Ekbatana, die Hauptstadt des medischen Reiches, etwa gegen 700 vor unserer Zeitrechnung erbaut wurde, und daß die persischen Herrscher noch heute ihrem Namen ein cha anhängen, wie es der indische König Nahucha schon vor 5000 Jahren getan hat.

Ins Auge springend ist die intelligente Art der Zeitbestimmung, deren sich die alten Inder bedienten, um historische Ereignisse „an den Himmel zu schreiben". Dadurch, daß sie eine Zeitangabe auf dem Tierkreis festlegten, hatten sie ein Mittel, jedes Datum mit Hülfe einer stets gleichbleibenden astronomischen Berechnung zu bestimmen.

Wir hoffen durch diese beiden Beispiele gezeigt zu haben, daß die Chronologie der Brahmanen keineswegs auf so fabelhaften Grundlagen beruht, wie man dies bisher hingestellt hat. Es kann ja natürlicherweise denen, die an der biblischen Chronologie mit Hartnäckigkeit festhalten wollen, nicht passen, daß die Inder schon im 13. Jahrtausend auf einer so hohen Kulturstufe standen, sich „Päpste" wählen zu können, da doch *unser* erster Mensch erst im 6. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung erschaffen wurde.

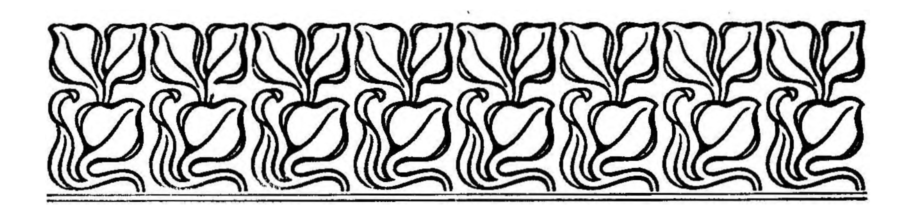
Wenn wir auf diese Weise sehen, auf welcher geistigen Höhe das geheimnisvolle Land stand, lange bevor *unser Altertum* beginnt, dann ist es nicht nur glaubhaft, sondern wahrscheinlich und jedenfalls logisch, anzunehmen, daß die Völker, die von dort ausgegangen sind oder in enge Berührung mit dem Lande gekommen sind, von der alten Kultur gelernt haben; dann erscheint uns das so rasche Emporblühen Griechenlands nicht mehr so auffallend.

Wenn wir auch nicht behaupten können und wollen, daß in Indien die Wiege der Menschheit gestanden hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieses Volk der Inder auf die Entwickelung der übrigen Menschheit einen ebenso großen Einfluß gehabt hat, wie ihre Sanskritsprache auf die Entwickelung der übrigen Sprachen. Lange bevor die Völker *unseres* Altertums, die Aegypter, Chaldäer, Griechen und Römer auftraten, bestand in Indien ein Volk mit einer hohen Kultur, einer hochentwickelten Intelligenz und einer genial ausgebildeten Sprache, wodurch uns

der Gedanke nahe gelegt wird, von dort her stamme das Wissen des Altertums.

Es ist die Aufgabe des ersten Teiles dieses Werkes, das Verhältnis zwischen Indien und dem Altertum zu betrachten, und wir werden dabei auf eine solche Menge von „Aehnlichkeiten“ stoßen, daß ein Zweifel an dem aufgestellten Satze, von Indien aus ist die Kultur über das Abendland gekommen, kaum noch wird aufkommen können.





Erster Teil.

Indien und das Altertum.

Indien zivilisiert die Welt durch seine Sprache, seine Gebräuche und seine historischen Ueberlieferungen.

Ebenso wie wir Modernen auf jedem Schritte an das Altertum erinnert werden, wie unsere Dichter einen Homer und Virgil, Sophokles und Euripides, Plautus und Terenz zum Vorbilde nehmen, unsere Philosophen von Sokrates, Pythagoras, Aristoteles und Plato inspiriert worden sind, unsere Geschichtsschreiber Titus Livius, Sallust oder Tacitus, unsere Redner Demosthenes und Cicero zum Muster haben und unsere Rechtsgelehrten nach Justinians Corpus juris die Rechtswissenschaft studieren:

Ebenso hat unser Altertum auch seinerseits wieder ein Altertum gehabt, von dem es gelernt, das es nachgeahmt, das es kopiert hat.

Daß wir das in der Schule nicht gelernt haben, hindert nicht, daß es doch ganz natürlich und richtig ist. Alle Völker hängen eng zusammen. Die Kenntnisse eines Volkes bleiben nicht auf das betreffende Land beschränkt. Ist es da vermessen, zu behaupten, daß die Völker des Altertums durchaus nicht alle aus sich heraus ihre Mythologie, Philosophie und Sprache gebildet, sondern daß sie ihrerseits Vorbilder gehabt und alte Erinnerungen und Ueberlieferungen mit in ihr neues Vaterland gebracht haben, nachdem sie ihre ursprüngliche Heimat verlassen hatten?

Wenn wir sehen, wie die griechische Sprache in engster Verbindung mit der alten Sprache Indiens, dem Sanskrit steht, wie die griechischen Götter und Heroen dem Namen und Wesen nach indischen Ursprungs sind, wie sich in Aegypten die gleiche Kasteneinteilung vorfindet, die Jahrtausende lang in Indien bestanden hat, und wenn wir nachweisen können, daß zu der Zeit, als die Aegypter, Griechen, Perser und Hebräer sich zu entwickeln begannen, in Indien schon eine alte, hochentwickelte Kultur bestand, daß das Land reich bevölkert, zivilisiert und in allem, was menschliches Wissen anbelangt, glänzend begabt war — ist es da nicht selbstverständlich, daß es Indien war, das den später auftretenden Ländern einen ebenso unverwischbaren Stempel aufdrückte, wie unser Altertum dies bei uns getan hat?

Lange Jahrhunderte hindurch hatte man allerdings den Faden verloren, der unser Altertum mit Indien verknüpfte; und dadurch war man daran gewöhnt worden anzunehmen, daß die Griechen fast plötzlich und aus sich selbst heraus die erhabensten Ideen gebildet hätten. Daraus erklärt sich die hohe Achtung vor der geistigen Kraft dieses Volkes; denn Völker pflegen sonst, wenn sie auf sich selbst angewiesen sind und ihnen nicht von außen das Licht zukommt, das ihren Weg erhellt, erst nach langen, mühevollen Kindheitsjahren zu einer so hohen Entwicklung zu gelangen. So würde z. B. niemand daran denken, das schnelle Aufblühen Nordamerikas allein der Intelligenz seiner Bewohner zuzuschreiben, da allen bewußt ist, welchen Anteil Europa daran hat. Aehnliches aber hat sich gewiß im grauen Altertum bei den Griechen zugetragen.

Es ist uns erwiesen, daß die griechische Sprache, wie auch die übrigen indogermanischen Sprachen, mit dem Sanskrit in innigsten verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Dann kann aber kein Zweifel bestehen, daß von Indien die Zivilisation überhaupt ausgegangen, und daß nicht, wie man zu behaupten versucht hat, umgekehrt etwa die griechische Kultur durch Alexander den Großen nach Indien getragen worden ist.*) Der Einfall dieses Eroberers in Indien hat in der Litteratur dieses Landes keine

*) Der Versuch ist von Philarète Chasles gemacht worden; man stößt aber auch heute noch vielfach auf die Meinung, daß Alexanders des Großen Zug nach Indien auf dieses Land einen Einfluß gehabt habe.

Spur hinterlassen, in keinem der bis jetzt bekannten indischen Geschichtsbücher wird sein Name je erwähnt. Nur die griechischen Schriftsteller haben seinen Zug berichtet und nach ihrer Weise verherrlicht. Wo liegt da die Wahrheit? Der Fürst zog mit 25 000 Mann Fußtruppen und 5000 Reitern gegen ein Land, in dem etwa 80 Millionen Menschen wohnten! Wie konnte er da von vornherein Einwirkungen hinterlassen? Auch wird ja von den griechischen Geschichtsschreibern selbst zugegeben, daß sein Zug in der Tat keineswegs von dauerndem Erfolge begleitet gewesen ist. Im Gegenteil: von Indien kam die Kultur in unsern Westen.

Wir begegnen in Griechenland einer ausgebildeten Mythologie. Einige Beispiele mögen nun deren untrüglichen Zusammenhang mit der indischen zeigen.

Herakles. — Im Sanskrit: *Hara Kala,* der Held des Kampfes. Ein Beiwort, das in Indien von den Dichtern dem Gotte Siva in seiner Eigenschaft als Kriegsgott beigelegt wurde.

Theseus. — Im Sanskrit: *Thasaa,* der Genosse. Bei den Indern der Begleiter Sivas, bei den Griechen der des Herakles.

Aeakus. — Im Sanskrit: *Ahaka,* der strenge Richter. Yama, der indische Richter der Hölle, erhielt diesen Beinamen.

Rhadamanthys, ein anderer Richter der Unterwelt. — Im Sanskrit: *Radha-manta,* der das Verbrechen bestraft.

Ariadne. Die unglückliche Königstochter, die von Theseus verlassen wurde und das Unrecht beging, dem Feinde der Familie zu folgen. — Im Sanskrit: *Ari-Ana,* die vom Feinde Verführte.

Andromeda. Die dem Neptun Geopferte und von Perseus Befreite. — Im Sanskrit: *Andha-ra-medha,* die der Leidenschaft des Meergottes Geopferte.

Perseus. — Im Sanskrit: *Para-saha,* Hülfe zur rechten Zeit.

Orestes. Bekannt wegen seines Unglückes. — Im Sanskrit: *O-raksa-ta,* der dem Unheil Geweihte.

Pylades. Der Freund des Orestes. — Im Sanskrit: *Pula-da,* der durch seine Freundschaft tröstet.

Iphigenie. Die geopferte Jungfrau. — Im Sanskrit: *Apha-gana,* die ohne Nachkommen stirbt.

Kentauren. Halb Mensch und halb Pferd. — Im Sanskrit: *Ken-tura,* Mann-Pferd.

Das sind also Helden der griechischen Sage. Aber die Götter des Olymps sind desselben Ursprungs.

Jupiter. — Im Sanskrit: *Dyaus pitar* = *Zeus pater,* Tages Vater.

Pallas. Göttin der Weisheit. — Im Sanskrit: *Pala-sa,* Weisheit, die beschützt.

Athene. Bei den Griechen die Göttin der Keuschheit. — Im Sanskrit: *A-tanaia,* die Kinderlose.

Minerva. Römischer Name für die griechische Pallas, aber mit dem Attribute der Tapferkeit. — Im Sanskrit: *Ma-nara-va,* die die Starken unterstüzt.

Bellona. Kriegsgöttin der Römer. — Im Sanskrit: *Bala-na,* kriegerische Kraft.

Neptun. — Im Sanskrit: *Na-pata-na,* der die Gewalt der Fluten beherrscht.

Poseidon. — Im Sanskrit: *Pasa-uda,* der die Wasser besänftigt.

Mars. Der Gott des Krieges. — Im Sanskrit: *Mri,* der Tötende.

Pluto. Gott der Unterwelt. — Im Sanskrit: *Plushta,* der durch Feuer straft.

Es folgen einige Beispiele aus den Völkernamen; es würde die Völkerwanderung von Indien aus nicht leichter nachgewiesen werden können, als durch die Etymologie dieser Namen. Wie sehr entspricht dabei die Bedeutung dieser Wörter dem Geschmacke der Völker, die als junge Krieger sich gerne Namen gaben, die ihrem kriegerischen Wesen entsprachen.

Die *Pelasger.* — Im Sanskrit: *Palaça-ga,* der ohne Mitleid kämpft.

Die *Leleger.* — Im Sanskrit: *Lala-ga,* der Furcht vor sich her verbreitet.

Die *Hellenen.* — Im Sanskrit: *Hela-na,* Krieger, die der Hela, dem Monde, opfern.

Die *Spartaner.* — Im Sanskrit: *Spardha-ta,* die Nebenbuhler.

Weiterhin verweise ich auf Namen, die uns von den Griechen als Namen berühmter Leute überliefert sind:

Pythagoras. — Im Sanskrit: *Pitha-guru,* der Meister der Schule.

Anaxagoras. — Im Sanskrit: *Ananga-guru,* der Meister des Geistes.

Protagoras. — Im Sanskrit: *Prata-guru,* der Meister, der sich in allen Wissenschaften auszeichnet.

Wenn wir von Griechenland über Italien nach Frankreich, Deutschland und Skandinavien gehen, dann finden wir dieselben Anklänge der Namen an das Sanskrit.

Die *Italer.* Ein Name, der von Italus herstammen soll, dem Sohne eines trojanischen Helden. — Im Sanskrit: *Ita-la,* Mann aus niedriger Kaste.

Die *Tyrrhener.* — Im Sanskrit: *Tyra-na,* schnelle Krieger.
Die *Sabiner.* — Im Sanskrit: *Sabha-na,* Kaste der Krieger.
Die *Samniter.* — Im Sanskrit: *Samna-ta,* die Verbannten.
Die *Kelten.* — Im Sanskrit: *Kalla-ta,* die einfallenden Kriegsherren.
Die *Gallier.* — Im Sanskrit: *Ga-lata,* der erobernd vordringt.
Die *Belgier.* — Im Sanskrit: *Bala-ja,* Kinder der Starken.
Die *Sequaner.* — Im Sanskrit: *Saka-na,* die hervorragenden Krieger.
Die *Sigambrer.* — Im Sanskrit: *Su-kam-bri,* die guten Führer auf dem Lande.
Die *Skandinavier.* — Im Sanskrit: *Skanda-nava,* Verehrer Skandas, des Gottes der Kämpfe.
Odin. — Im Sanskrit: *Yodha,* Führer der Krieger.
Die *Schweden.* — Im Sanskrit: *Su-yodha,* die guten Kämpfer.
Norwegen. — Im Sanskrit: *Nara-vaja,* das Land der Männer des Meeres.
Die *Balten.* — Im Sanskrit: *Bala-ta-ka.* Das Wasser der kühnen Eroberer.
Die *Alemannen.* — Im Sanskrit: *Ala-manu,* die freien Männer.
Die *Walachen.* — Im Sanskrit: *Vala-ka,* die Kaste der Diener.
Die *Moldaver.* — Im Sanskrit: *Mal-dhava,* die Männer der letzten Kaste.
Irland. — Im Sanskrit: *Erin,* Fels von Salzwasser umgeben. (Das grüne Erin!)
Than. Schottischer Adelstitel. Name der früheren schottischen Clans. — Im Sanskrit: *Tha-na,* Führer der Krieger.

In Asien ist das ganze Geschlecht der Xerxes und Artaxerxes indischen Ursprungs. Alle Namen der festen Plätze, der Städte und der Länder sind noch fast reines Sanskrit. Hier einige Beispiele.

Ma. Die Mondgöttin der asiatischen Tribus und des ganzen äußersten Ostens. — Im Sanskrit: *Ma,* der Mond.

Artaxerxes. — Im Sanskrit: *Artha-xatrias,* der große König. Großkönig — hieß er nicht so bei den Griechen?

Mesopotamien. — Im Sanskrit: *Madya-potama,* das Land zwischen den Flüssen.

Im Folgenden führe ich ganze Dutzende von Sanskritwörtern an nebst den entsprechenden Wörtern in verschiedenen Sprachen. So wird es ermöglicht, den Zusammenhang zu beurteilen. Die Gleichungen sind meist den Werken Max Müllers entnommen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß dieser berühmte Gelehrte die Existenz einer Ursprache annimmt, von der auch das Sanskrit abstamme; doch ist dies eine Vermutung, die bis heute noch durch kein Dokument eigentlich recht hat bewiesen werden können, da von der „Ursprache" sich nirgends eine Spur findet. Bis jetzt ist eben das Sanskrit noch die älteste Sprachurkunde, die wir besitzen, und es genügt vollkommen, den Ursprung der übrigen Sprachen logisch zu erklären. Uns Deutschen ist besonders interessant die nahe Beziehung zwischen Sanskrit und Gotisch, die stellenweise enger ist, als die zwischen Sanskrit und Griechisch.

Sanskrit	Griechisch	Lateinisch	Gotisch	Slavisch	
Pitár	*Πατήρ*	Pater	Fadar		Vater
Mâtár	*Μήτηρ*	Mater	Madar		Mutter
Bhrâtar	*Φράτηρ*	Frater	Brothar		Bruder
Svásar		Soror	Svistar		Schwester
Duhitar	*Θυγάτηρ*		Dauhtar		Tochter
Vidhava*)		Vidua	Viduvo	Vedova	Witwe
Svasuras	*Ἑκυρός*	Socer	Svaihra	Svekr	Schwiegervater
Svasrus	*Ἑκυρά*	Socrus	Svaihro	Svekrvj	Schwiegermutter
Gamâtar	*Γαμβρός*	Gener			Schwiegersohn
Snushâ	*Νυός*	Nurus	Snûr	Snocha	Schwiegertochter
Yâtaras	*Εἰνάτερες*	Janitrices		Jatrew	Brudersfrau
Napât		Nepos	Nefo		Neffe
				Irländisch	
Râg		Rex	Reiks	Réogh	König
Ganaka		von Gan (Erzeuger)	Chuning	Engl. King	König

*) Vi = ohne, dhava = Mann.

Sanskrit	**Griechisch**	**Lateinisch**	**Gotisch**		**Slavisch**	
Ganî (Mutter)	Γυνή (Frau)		Kvino		Zena	Königin
Damas	Δόμος	Domus			Domu	Haus
Dvar	Θύρα	Fores	Daur			Tor
Agras	Ἀγρός	Ager	Akrs			Acker
Kûrna		Granum	Kaurn			Korn
Sveta			Hweit			Weizen
		Umbrisch	**Polnisch**	**Sächsisch**		
Padam	Πέδον	Perum	Polu	Folda		Feld
		Lateinisch Pedum (in Oppidum)				
Vastram	Ἑσθής	Vestis	Vasti	**Anglos.**		Kleid
Naus	Ναῦς	Navis	Nacho	Naca		Nachen
				Lettisch		
Gaus	Βοῦς	Bos	Chuo	Gows		Kuh
				Spanisch		
Gotra		Claustrum		Corral		Hürde, Kloster
		Italisch		**Celtisch**		
Sthûra	Ταῦρος	Taurus	Stiur	Tor		Stier
				Litauisch		
Asvas	Ἵππος	Equus		Aszva		Pferd
Su	Ὑς	Sus	Sü		Swinia	Schwein
Mush	Μῦς	Mus			Mysz	Maus
Maksishka	Μυῖα	Musca		Muse	Mucha	Fliege
Ayas		Aes	Ais	**Althochd.** Er / **Engl.** Iron		Eisen, Erz
Path	Πάτος		Fad	„ Path		(Fuß)pfad
Dam patir (Hausherr)	Δεσπότης					Despot
Vastu	Ἄστυ		Haims	Home		Heim

Sanskrit	Griechisch	Lateinisch	Gotisch	Litauisch	
Muni		Monacus			Mönch
Salila	Ἀλς	Sal			Salz
Ar	Ἀροῦν	Arare	Arju	Ariu	Ackern

Die Tage der Woche.*)

	Sanskrit.	Lateinisch.	Ital. Span. Franz.	Englisch.	Deutsch.
1 ☉	Aditya-vara	Dies dominica	Domenica	Sunday	Sonntag
	Sonnen-Tag	Tag des Herrn	Domingo	Sonnentag	
			Dimanche		
2 ☾	Soma- oder	Lunae dies	Lunedi	Monday	Montag
	Çandra-vara	Mondes Tag	Lunes	Mondtag	
	Mond-Tag		Lundi		
3 ♂	Mangala-vara	Martis dies	Martedi	Tuesday	Dienstag
	(Mangala ein	Mars Tag	Martes	Tiustag	
	Kriegsgott)		Mardi		
4 ☿	Buddha-vara	Mercurii dies	Mercoledi	Wednesday	Mittwoch
	Buddhas Tag	Merkurs Tag	Miercoles	Wodanstag	früher
			Mercredi		Odenstag
5 ♃	Vrhaspati-vara	Jovis dies	Giovedi	Thursday	Donners-tag
	(Vrihaspati, Lehrer der Götter: Planet Jupiter)		Jueves	Thorstag	
			Jeudi		
6 ♀	Çukra-vara	Veneris dies	Venerdi	Friday	Freitag
	(Çukra = Planet Venus)		Viernes	Freyrstag	
			Vendredi		
7 ♄	Çani-vara	Saturni dies	Sabbato	Saturday	Samstag
	(Çani = Planet Saturn)		Sabado	Saturnstag	Plattdeutsch
			Samedi		Sotersdag

*) Nach Leupol, Selectae, e sanscriticis scriptoribus paginae.

Die Zahlen.

Sanskrit	Griech.	Lateinisch	Span.	Ital.	Franz.	Rumänisch	Bulgar.*)	Litauisch	Gotisch
1 ekas	heis	unus	uno	uno	un	un	jedin	vienas	ains
2 dvau	düo	duo	dos	due	deux	doue	dva	du	tvai
3 trayas	treis	tres	tres	tre	trois	trei	tri	trys	threis
4 katvaras	téttares	quatuor	cuatro	cuatro	quatre	patru	tschetyri	keturi	fidvor
5 pañka	pente	quinque	cinco	cinque	cinq	tschintschi	pet	penki	fimf
6 shash	hex	sex	seis	seï	six	schese	schest	ssessi	saihs
7 saptâ	heptá	septem	siete	sette	sept	schepte	sedem	septyni	sibun
8 ashtâ	októ	octo	ocho	otto	huit	opt	ossem	asstuni	ahtau
9 nava	ennéa	novem	nueve	nove	neuf	noue	dewet	devyni	niun
10 daça	deka	decem	diez	diëci	dix	dzetsche	desset	dessimt	taihun
11 ekadaça	héndeka	undecim	once	undici	once	unspre-dzetsche	jedinaisset	vienolika	ainlif
12 dvadaça	dodeka	duodecim	doce	dodici	douze	dospre-dzetsche	dvanaisset	dvylika	tvalif
20 vinçati	eikosi	viginti	veïnte	venti	vingt	doue dzetschi	dvaisset	dvidessimti	tvaitigjus
100 çatam	hekatón	centum	ciento	cento	cent	o suta	sto	ssimtas	taihunte-hund
1000 sahasram	chilioi	mille	mil	mile	mille	o miie	chiljado	tukstantis	thusundi

*) Die böhmischen, kroatischen, polnischen, serbischen, slowakischen Zahlwörter lauten mit unwesentlichen Aenderungen wie die bulgarischen.

Wie dagegen Völker zählen, die nicht mit der asiatischen Kultur in Verbindung gestanden haben, möge folgendes Beispiel aus einer südamerikanischen Indianersprache, dem Guarani der Paraguayer, zeigen; sie zählen:

I	peteï*)	
II	mokóï	
III	mbochapygh	
IV	irundygh	
V	po-peteï (Hand einmal)	
VI	po-kuá-peteï	(Hand, Finger-eins)
VII	po-kuá-mokóï	(„ „ zwei)
VIII	po-kuá-mbochapygh	(„ „ drei)
IX	po-kuá-irundygh	(„ „ vier)
X	po mokóï (Hand-zwei)	
XI	po mokóï kuá peteï	(Hand X zwei, Finger-eins)
XII	po mokóï kuá mokóï	(„ „ „ zwei)
XV	po mokóï pygh	(„ „ Fuß)
XX	po pygh mokóï	(Hand-Fuß X zwei)

darüber hinaus hetá viel; hetaeté = sehr viel.

Das Hülfszeitwort sein.

Sanskrit.	Zend.	Griech.	Lat.	Got.	Lit.	Alt-Slav.	Deutsch.
Asmi	ahmi	(ἐσμί)	sum	im	esmi	yesmé	Ich bin
ási	ahi	(ἐσσί)	es	is	essi	yesi	du bist
asti	asti	ἐστί	est	ist	esti	yesto	er ist
'svás	. . .	. . .	. . .	siju	esva	yesva	wir beiden sind
'sthes	stho	ἐστόν	. . .	sijuts	esta	yesta	ihr beiden seid
'stás	sto	ἐστόν	. . .	. . .	(esti)	yesta	sie beiden sind
'smás	hmahi	ἐσμέν	sumus	sijum	esmi	yesmo	wir sind
'sthá	sta	ἐστέ	estis	sijuth	este	yeste	ihr seid
santi	hénti	(ἐντί)	sunt	sind	(esti)	somté	sie sind

---

*) Der Ton liegt stets auf der Endsilbe mit Ausnahme von mokóï.

Um nun aber den besonders engen Zusammenhang zwischen der griechischen und der indischen Sprache zu zeigen, führen wir eine Reihe von Wörtern in beiden Sprachen an, deren Bedeutung dieselbe ist. Man wird aus dieser Aufstellung, auch ohne Kenntnis der beiden Sprachen, aus der Aehnlichkeit der Wörter deren intimen Zusammenhang ersehen können. Fachgelehrten bieten wir natürlich nichts Neues, es soll nur denen, die solchen Studien ferner stehen, Gelegenheit gegeben werden, selbst zu urteilen. Aus dem Grunde setzen wir hinter das griechische Wort jedesmal die Aussprachebezeichnung, sowie auch das Sanskritwort der Aussprache nach bezeichnet ist.

Sanskrit.		**Griechisch.**	
axas	Rad, Achse	ἄξων	axôn
açris	Hügel, Gipfel	ἄκρος	akros
angkuças	Haken	ἄγκυρα	angküra
ambu	Wolke, Regen	ὄμβρος	ombros
açman	Stein (Amboß)	ἄκμων	akmôn
usas	Tag	ἕως	heôs
âgas	Fehler (Schuld)	ἄγος	agos
uda	Wasser	ὕδωρ	hüdôr
Kanuamêdya	Vedischer Heros	Γανυμήδης	Ganümêdês
kapâla	Schädel (Kopf)	κεφαλή	kephalê
karpasa	Wolle	κάρπασος	karpasos
kalama	Rohr	κάλαμος	kalamos
kumba	Urne (platt. Kump)	κύμβη	kümbê
kupa	Brunnen	κύπη	küpê
ksura	Messer	ξυρός	xüros
gam	Erde	γῆ	gê
djanitr	Vater	γενέτωρ	genetôr
djadjanmi	erzeugen	γίγνωμαι	gignomai
djarayus	Alter	γῆρας	gêras
djignasami	erkennen wollen	γίγνώσκω	gignôskô
arman	Pfahl	τέρμα	terma
trikôna	Dreieck	τρίγωνον	trigônon
damyami	bezwingen	δάμνημι	damnêmi
dara	Höhle	δεῖρα	deira
daru	Holzscheit	δόρυ	dorü

Sanskrit.		Griechisch	
dramami	laufen	εδραμον	edramon
dru	Baum	δρῦς	drüs
duipad	Zweifüßer	δίπους	dipus
naus	Nachen	ναῦς	naus
patis	Herr	πόσις	posis
patnî	Herrin	πότνια	potnia
pari	um	περί	peri
pami	besitzen	πέπαμαι	pepamai
pasana	Stein	βάσανος	basanos
pradicàmi	zeigen	προδείκνυμι	prodeiknümi
plihan	Milz	σπλήν	splên
barâ	Last (Gewicht)	βάρος	baros
manos	Einsicht (Macht)	μένος	menos
marakata	Smaragd	μάραγδος	maragdos
marta	ein Sterblicher (Mensch)	μορτός	mortos
malinas	schwarz	μέλας	melas
mahant	groß	μέγας	megas
yugma	Verbindung	ζεῦγμα	zeugma
lipa	salben	λιπάζω	lipazo.
varista	gut	αριστος	aristos
barbara	von niedriger Kaste	βάρβαρος	barbaros
çangkas	Muschel	κόγχη	konghê
çarkara	Zucker	σάκχαρον	sakkharon
karbara	Mythologischer Hund	κέρβερος	kerberos
suras	Held, Löwe	κῦρος	küros
sam	mit	σύν	sün
sal	Meerwasser	ἅλς	hals

Diese Beispiele könnten durch ein ganzes Wörterbuch durchgeführt werden, aber sie sind wohl schon mehr als ausreichend, um zweifellos zu beweisen, daß die griechische Sprache in engster Abhängigkeit vom Sanskrit steht. Das Verhältnis ist ungefähr das gleiche, wie zwischen der lateinischen und der spanischen Sprache, wo wir keinen Augenblick zweifeln, daß die spanische sich aus der lateinischen entwickelt hat, durch die die Ursprache der Bewohner Spaniens vollständig verdrängt worden ist.

Etwas Aehnliches hat auch in solchen Ländern stattgefunden, in die sich die indischen Massenauswandrerströme ergossen haben.

Diese Auswanderungen fanden nach großen Staatsumwälzungen statt, wenn die, die sich gegen die Macht der Brahmanen auflehnten, geschlagen und vertrieben wurden. So wird von Manu Vena berichtet (in dem Veda Margaa):

„Unter der Herrschaft Visvamitras, des ersten Königs der Soma-Vansa-Dynastie, wanderte Manu Vena, der Erbe der alten Könige, von den Brahmanen im Stiche gelassen, nach einer Schlacht, die fünf Tage gedauert hatte, mit allen seinen Leuten über Arien (Iran) und das Land Barrien (Arabien) bis zu den Ufern des Masra (Nil).“

Der Veda Margaa ist eine Sammlung alter historischer und heiliger Geschichten aus den großen Werken des alten Indiens.

Manu Vena, über dessen Auszug die erste Geschichte Indiens so kurz berichtet, ist niemand anders, als Manes, der Aegypten kolonisierte, und den die alten ägyptischen Ueberlieferungen als den ersten König dieses Landes betrachten. Ferner heißt es:

„Yodha, ein Fürst der Hochebene des Himavat (Himalaya), dessen Herrschaft sich bis zu den Ebenen des Cosara (Audh oder Oudh, ein Teil der indischen Nordwest-Provinzen) ausdehnte, versammelte seine Krieger und rief sich zum Arthaxatrias aus. Er stellte seinen Truppen den Reichtum der Länder in der Ebene vor und besonders den der Stadt Asgartha, deren Bewohner aber dabei noch Einfälle in ihr Land machten und ihnen die Jungfrauen und die Herden raubten. Er forderte sie auf, einen Rachezug auszuführen, und zog gegen Asgartha, die Sonnenstadt, und eroberte sie nach drei Tagen und verwüstete sie. Inzwischen hatten sich aber die Armeen der Brahmanen gerüstet und zogen ihm unter dem Brahmatma Sudasa Richi und dem Arthaxatrias Agastya entgegen. Nach mehrtägigem Kampfe wurde Yodha besiegt und mußte fliehen; mit aller seiner Habe zog er ab, und als die Verfolger zum Himalaya kamen, fanden sie keinen Greis und kein Kind mehr vor. Yodha und sein Bruder Skanda waren nach Norden geflohen.“ (Auszug aus dem Puratana Sastra.)

Die Taten Yodhas, des Zerstörers Asgarthas, sind vielfach in großen Gesängen gefeiert worden. Yodha ist kein anderer als Odin, und Skanda, sein Bruder, gab dem Lande, wohin er gezogen war, seinen Namen, Skandinavien. Aus den Veden wurde die

Edda, und der Ort der Heldentat, Asgartha, die Sonnenstadt, wurde in der germanischen Ueberlieferung Asgard, die Wohnung der Götter.

In dem Puratana Sastra wird weiterhin von dem Sohne des Agastya erzählt, daß auch er sich gegen die Herrschaft der Brahmanen und des eigenen Vaters aufgelehnt habe. Das Land, wohin er fliehen mußte, wird Madya-potama genannt, und der Sohn des Agastya war Harakala. Von ihm werden viele große Heldentaten erzählt und als besonders glorreiche, daß er zur Unterwelt hinabgestiegen sei, dem Könige der Unterwelt Yama seinen Freund Thasaa zu entführen, der durch einen Speerwurf getötet war. Wir finden diese Sage in Griechenland wieder, wo Herakles von Pluto seinen Freund Theseus fordert.

Dieselbe Sammlung enthält die Geschichte von den drei Söhnen des Fürsten Mithra, der in Mila herrschte und ihnen noch bei Lebzeiten die Herrschaft übertrug, die sie bis zu seinem Tode gemeinschaftlich führen sollten. Als der Vater starb, wollte jeder der Drei die Herrschaft haben, und sie begaben sich zum Brahmatma Yavana Richi, um ihm die Entscheidung zu übertragen.

Der erste beanspruchte das Reich, weil er so gut regiert habe, daß ihn das Volk Manu (Gesetzgeber) nenne, der zweite, da ihn das Volk Radha-manta (der das Verbrechen bestraft) nenne, und der dritte ebenso, da er mit dem Namen Yama Ahaka (der gerechte Richter) belegt sei. Da entschied der Brahmatma, da er keinen Unterschied finden könne, daß sie wie bisher zusammen weiter regieren sollten; und das geschah denn auch. Die Drei standen aber beim Volke in so hohem Ansehen, daß sie nach ihrem Tode zu Göttern erhoben wurden. Wir finden sie in Griechenland als Minos, Rhadamanthys und Aeakus wieder, die drei Richter der Unterwelt.

Die Verbindung der Griechen mit den Indern erhellt deutlich aus dem Gesagten, und so können wir uns leicht die Jonier und Dorier überhaupt vielleicht als indische Völkerstämme vorstellen, die Griechenland kolonisiert haben. Sie haben ihre Erinnerungen und Ueberlieferungen aus dem Mutterlande mitgebracht; und wie sehr sie ihnen auch später ihren eigenen Stempel aufgedrückt haben mögen, den Ursprung haben sie doch nicht ganz verwischen können: das gibt uns heute das Mittel an die Hand, trotz der langen,

dazwischen liegenden Jahrhunderte den einstigen Zusammenhang feststellen zu können.

Wer sich dafür interessiert, in welcher Weise dies geschah, der möge Max Müllers Essais der vergleichenden Mythologie lesen, er findet da den Gang der Entwicklung angezeigt. Hier sei nur ein Beispiel angeführt. Daphne, die Tochter des Peneus, ein junges, schönes Mädchen, wird von Apollo geliebt. Sie flieht schamhaft und stirbt in dem Augenblicke, als Apollo sie erreicht. Wenn wir an Stelle von Daphne das Sanskritwort Dahanâ setzen und sehen, was dieses Wort bedeutet, so ist der Sinn der Sage sofort klar. Dahan von dah (brennen) ist der Tag (daga im Gotischen). In den Veden heißt die Morgenröte Dahanâ. Somit ist Daphne die Morgenröte, die in dem Augenblicke verschwindet, wo die Sonne aufgeht, ein ganz natürlicher Vorgang. Daphne hieß im Griechischen aber auch der Lorbeerbaum — und daher erklärt sich die griechische Fortsetzung der indischen Sage, daß die gestorbene Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. Daß Daphne Aurora war, hatte der Grieche eben nicht mehr gewußt, als er den Mythus fortdichtete; ihm war sie eine Person der Sage geworden.

Die klassischen Völker brachten also ihre Mythologie im Keime aus Indien mit.

Dyaus, Zeus, der Name der indischen Trimurti (Dreieinigkeit) Brahma-Vischnu-Siva, ist im Griechischen in Theos unverändert beibehalten worden; er bezeichnet hier, wie auch in der lateinischen Form Deus, Gott im allgemeinen und wird als solcher *nicht persönlich* gedacht. Erst die Bezeichnung Gottvater, Zeuspater im Griechischen, Jupiter im Lateinischen, erweckt eine persönliche Vorstellung; und dann entsteht bei Griechen und Römern die Götterlehre, zunächst im engsten Anschluß an die indische, späterhin in freier Entwicklung, nachdem die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung der Namen immer mehr geschwunden war.

So wäre es demnach ein Leichtes, die meisten Namen der Mythologie des Altertums zu zerlegen, ihren indischen Ursprung nachzuweisen und sie der Bedeutung und dem Sinne nach zu erklären. Aber das ist nicht der Zweck dieses Buches. Sprachforscher und Gelehrte haben dieses ungeheure Gebiet bearbeitet;

und wenn es hier gestreift wird, so geschieht dies nur, um zu zeigen, daß die Völker des Altertums eben alles Indien verdanken. Denn in Wahrheit ist ja ihre Sprache, ihre historische Ueberlieferung, ihre Philosophie und Gesetzgebung indischen Ursprungs.

Es folgt aus dem Gesagten, daß zum großen Teile die Helden des alten Griechenlandes und deren Taten nichts anderes sind, als Erinnerungen an Indien, die durch Dichtung und Ueberlieferung erhalten worden waren, und die später von den griechischen Dichtern, die den indischen Ursprung nicht mehr kannten, in der umgebildeten Sprache besungen und verherrlicht wurden, als gehörten sie ihrer eigenen Geschichte an.

Jason und seine Fahrt zum goldenen Vlies ist eine Legende, die noch heute in Indien in Aller Munde ist, und die Ilias Homers ist nichts anderes, als ein Echo, eine verblichene Erinnerung an den Ramayana, das indische Heldengedicht, das den Zug des Rama gegen den König Ravana von Ceylon besingt, den er bekriegte, um seine von diesem entführte Frau Sita wieder zu holen — eine Begebenheit, die etwa 7500 Jahre v. u. Z. geschehen sein soll.

Die Führer fordern sich da in derselben Weise heraus, man kämpft auf Wagen und mit dem Wurfspieß, die Götter und Göttinnen nehmen gleichfalls Partei für den einen oder den anderen der Könige.*) Sogar der „Zorn des Achilles“ über die Entführung der Briseïs findet sich in dem ungeheuren Gedichte wieder.

Die Nachahmung ist augenfallend und unleugbar, sie läßt sich bis in Einzelheiten nachweisen. So nennt Homer die Hera sehr häufig boôpis (mit Augen wie ein Ochse), was im Griechischen gar keinen Sinn hat, im Indischen aber, wo die Kuh, wenn auch nicht gerade angebetet, so doch sehr verehrt wurde, für den Dichter einen der erhabensten Vergleiche bildet.

Schon im Altertume war diese Aehnlichkeit bekannt. Das geht daraus hervor, daß Aelian nach Aussage von Reisenden vermutet, der Ramayana sei eine indische Nachdichtung der Homerischen Gedichte. (Aelian XII. C. 48.)

Bei den alten Fabeldichtern ist die Nachahmung noch auffallender, und man kann, ohne sich der Uebertreibung schuldig

*) Auch dem Christentum ist derartiges nicht fremd, wir erinnern an die Teilnahme der Heiligen bei der Verteidigung Roms gegen Attila.

zu machen, behaupten, daß Aesop und nach ihm Babrius nur die indischen Fabeln kopiert haben, die über Persien, Syrien und Aegypten zu ihnen gelangt waren. Babrius gibt selbst den Orient als Quelle dieser geistreichen Erzählungen an, die häufig unter einer leichten Form tiefe Lehren bergen.*)

Es genügt, die Fabeln Casyappas und Pilpays, die des Brahmanen Ramsamyayer mit denen des Aesop, des Babrius und La Fontaines zu vergleichen, um zu sehen, daß immer einer dem anderen als Muster gedient hat; die griechischen und die modernen Fabeldichter haben sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Handlung dieser kleinen Dramen zu ändern.

Als Beleg für das Gesagte mögen hier zwei Fabeln Platz finden, die dem Vater der Fabeln Casyappa zugeschrieben werden, der 12 000 Jahre v. u. Z. gelebt haben soll.

Der Tiger und die Zwergmaus.

Ein Tiger schlief im dunkeln Schatten des Waldes. Da fiel eine Zwergmaus, die mit ihrem Weibchen auf einem Aste spielte, aus Unachtsamkeit herunter auf den Tiger, und dieser erwachte davon. Er brüllte vor Wut, und die Zwergmaus glaubte sich verloren. Aber der König der Dschungel schenkte ihr das Leben.

Am Abend fiel der Tiger in eine Falle und machte durch sein Gebrüll die ganze Gegend erbeben. Da eilte die Zwergmaus mit ihrem Weibchen herbei, und beide zernagten die Stricke der Falle, und der Tiger war frei.

* * *

O Mensch, diese Fabel zeigt dir, daß die Stärke mit der Schwäche milde umgehen muß, da ein Tiger einer Maus bedarf.

---

*) Er sagt in seinem zweiten Prooemium:

„*Μῦθος μὲν, ὠ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου,*
Σύρων παλαιὸν ἐστιν εὕρημ ἀνθρώπων,
Οἳ πρὶν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε και Βήλου."

Die Fabel, o Sohn des Königs Alexander, ist eine alte Erfindung Syrischer Männer, die einst unter Ninus und Belus lebten."

Der Elefant und das Eichhörnchen.

Eines Tages hatte es im Lande Kuzu-Mapoos so geregnet, daß alle Flüsse über ihre Ufer getreten waren. Von allen Seiten liefen die Tiere dem Gebirge zu, um dem Tode zu entgehen.

Auch ein Elefant war darunter. Der sah, wie ein Eichhörnchen sich schreiend an einen Ast klammerte, den der Fluß mit sich fortriß. Da streckte der Elefant seinen Rüssel aus, und das Eichhörnchen kletterte daran hinauf und setzte sich ihm auf den Kopf zwischen die Ohren. So erreichten sie das Gebirge und eine trockene Stelle; es wuchsen aber dort keine Kräuter. Da sagte der Elefant: wie sollen wir es anfangen, um zu essen; was nützt es uns, dem Wasser entronnen zu sein, um Hungers zu sterben!

Sei unbesorgt, sagte das Eichhörnchen, wenn auch keine Kräuter da sind, so sind doch Kokospalmen genug da, die geben uns eine prächtige Nahrung.

Ja, du weißt aber doch ganz gut, daß der Baum meiner Kraft spottet, er biegt sich nicht und bricht nie; wie soll ich es wohl anfangen, die Zweige zu erreichen, die so hoch sind?

Mach es so wie ich, sagte das Eichhörnchen, und in zwei drei Sprüngen war es oben im grünen Wipfel der Kokospalme.

Nun verläßt du mich, sagte traurig der arme Elefant, da war es wohl unnötig, daß ich dich mitnahm.

Aber kaum hatte er es gesagt, da fiel dicht vor ihm eine dicke Kokosnuß nieder und dann noch eine und dann Zweige in solcher Menge, daß er sich satt essen konnte und noch für den andern Tag genug übrig blieb.

Da sagte der Elefant, als er satt war: Findest du es nicht sonderbar, daß ein so kleines Tierchen wie du einem so großen wie ich zu essen geben kann?

Aber das Eichhörnchen erwiderte: das zeigt, daß man wohl auch eines Kleineren nötig haben kann.

* * *

O Mensch, diese Fabel zeigt dir, daß gute Handlungen stets dem zugute kommen, der sie vollbringt, und nie ohne Belohnung bleiben. (Abgekürzt.)

Auch die sieben Weisen Griechenlands haben ihre Vorläufer in Indien gehabt: es sind die Richis, denen ein kurzer Spruch beigelegt wurde, der ihre Lehren bezeichnet; sie heißen mit ihren Sprüchen:

Atri. — Die erste aller Wissenschaften ist die von der Seele.

Angiras. — Bei allen Dingen sieh aufs Ende, denn die Handlungen haben nur durch das Gute Wert, das daraus folgt.

Cratu. — Wenn du einen Ehrgeizigen triffst, der auf seine Kraft und seine Klugheit stolz ist, so sage ihm: Wer bist du? woher kommst du? wohin gehst du?

Pulastya. — Tu deinem Bruder, was du willst, daß er dir tue.

Pulaha. — Der tugendhafte Mann fürchtet weder die Schläge des Schicksals noch die List der Diebe, denn er trägt alle seine Reichtümer bei sich.

Marichi. — Den Böswilligen Gutes erweisen ist so viel wie in den Sand schreiben.

Vasichta. — Die verdienstlichste aller Tugenden ist die Enthaltsamkeit denn sie lehrt uns mit den Gaben Gottes maßvoll umgehen.,

Die sieben Weisen Griechenlands und ihre Sentenzen waren:

Kleobulus. — Maß zu halten ist gut.

Periander. — Alles vorbedacht.

Pittakus. — Wohl erwäge die Zeit.

Bias. — Omnia mea mecum porto. Alles, was mein ist, trage ich bei mir.

Thales. — Bürgschaft bringt dir Leid.

Chilon. — Kenne dich selbst.

Solon. — Niemals zu sehr.

So sehen wir überall das Urbild in Indien. Wir wissen ja auch, daß so viele Griechen nach Asien gingen, um dort ihre Studien zu vollenden. Es hat also nichts Auffälliges. Allerdings sagten die Wenigsten, woher sie ihr Wissen hatten.

Immerhin scheint sich Virgil der Abhängigkeit von dem Induslande bewußt zu sein. Wir finden bei ihm die Stelle:

Jamque domum mirans genitris et Indica regna,
Omnia sub magna labentia flumina terra
Spectabat diversa locis: Phasimque Lycumque
Et caput unde pater Tiberinuset alta fluenta
Errumpunt Rheni . . . .

Auf jedem Schritt, je weiter wir in dieses Studium eindringen, wird uns demnach klar und immer klarer, daß das, was wir Altertum nennen, selbst ein Altertum gehabt hat, von dem es inspiriert und in Stand gesetzt worden ist, so schnell den hohen Grad von künstlerischer, philosophischer und litterarischer Zivilisation zu erlangen, mit der es seinerseits wieder die moderne Zeit befruchtet hat.

Daß auch der Grundgedanke der Mythologieen der von Indien aus kolonisierten Länder, der Perser, Griechen und Germanen, derselbe ist und also deutlich die gleiche Abstammung zeigt, das möge eine gedrängte Darstellung der Urmythen dieser Völker veranschaulichen, die wir im Auszuge dem Werke des verstorbenen Dr. P. Asmus «Die indogermanische Religion» entnehmen, da diese wohl dem heutigen Standpunkte der religionsphilosophischen Forschungen entspricht. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen daß der gelehrte Verfasser seine Darstellung zu einem ganz andern Zwecke gemacht hat, da er beweisen will, daß die indogermanischen Religionen henotheistisch seien; sie liefert aber auch den Beweis, daß die indische Mythologie den drei andern als Grundlage gedient hat.

Die hohe Poesie, die im Aufgange der Sonne liegt, ist uns modernen Menschen vielfach abhanden gekommen und fast unverständlich geworden. Wir sehen darin einen ganz natürlichen Vorgang, der ohne Beihülfe eines Gottes eintreten muß. Die Völker der ältesten Zeiten sahen aber im ersten Aufflammen des Himmels nach der dunkeln Nacht ein Geschenk Gottes, das sie jeden Morgen von neuem mit furchtsamer Scheu begrüßten. Wenn die Sonne aufging, dann war die Macht der Finsternis gebrochen und ein neues Leben begann. In dieser Anschauung von dem Siege der Sonne über die Finsternis, aber nicht bloß der Nacht, sondern auch der die Sonne verbergenden Gewitterwolken, ist die hohe Kraft der Naturreligion begründet, die die Mythologie der Inder und in deren Gefolge die der anderen indogermanischen Völker durchweht.

Betrachten wir nun diese Urmythen.*)

Wir beginnen mit den **Indern**. Der indische Urmythus geht aus von der Vorstellung des Gewitters. Man stellte sich die

*) Asmus, Die indogermanische Religion. S. 81, ff.

schwarzen regenlosen Wolken vor als eine Hülle, die der dörrende Dämon Vritra um die Regenwolken breitete. Diese von Vritra demnach im Banne gehaltenen Wolken, die wegen des Reichtums des in ihnen enthaltenen Saftes auch Kühe genannt wurden, zu befreien und den Menschen die Wohltat des erfrischenden Regens zu erkämpfen, ist die vornehmste und fast einzige Aufgabe des höchsten indischen Gottes Indra. Dieser zieht aus zum Kampfe gegen den Dämon auf seinem mit gelben Rossen bespannten Wagen; in seinem Gefolge sind die Maruts, die Sturmwinde, die ihn beim Kampfe unterstützen. Gestärkt durch den Somatrank zertrümmert er mit gewaltigem Donnerkeil die Hirnschale des Vritra und befreit die Kühe. Der niederströmende Regen nötigt den Menschen, in den Preis des Indra, als des höchsten Gottes, auszubrechen. — Dieser Himmelsmythus, den wir bei allen indogermanischen Völkern (wenn auch in den verschiedensten Modifikationen auftretend) als den Urmythus anerkennen müssen, erscheint hier in seiner ursprünglichsten Form. Der höchste Gott kämpft mit Dämonen um den von ihnen zurückgehaltenen Schatz, den Regen, er erschlägt sie durch das entflammende Blitzfeuer und erobert das unschätzbare Naß. Schon bei den Indern selbst begegnen wir indes einer Art Modifikation dieses Mythus; der von den Dämonen verwahrte Schatz wird nicht mehr unpersönlich, sondern als weibliches Wesen, als jungfräuliche Göttin gefaßt, der Akt jenes Mythus ist dann nicht mehr die bloße Befreiung, sondern eine eheliche Umarmung, aus der dann das gedachte Blitzfeuer entsteht. Es tritt die Wolke auf unter dem Namen Saranyu, ihr Gemahl ist Vivasvat, der Leuchtende, ihr Vater Tvashtar, der Himmelsgott. Die Vorstellung ist nun die, daß die hinter der Wolke verborgene Sonne mit ihr in ehelicher Umarmung die Blitzgötter erzeugt: Indra, Agni, Yama, Yami, die Açvin.

Außer diesem Himmelsmythus kennt man auch einen Erdmythus. Bringt der Himmelsmythus in seiner reinsten Gestalt die Vorstellung, daß der oberste Himmelsgott als Gewittergott den dunkeln Wolkendämon besiegt und durch diesen Sieg Wasser und Feuer hervorbringt, so naht im Erdmythus der Himmelsgott der Erde zu ehelicher Umarmung. Er selbst ist dann der Himmel, der wolkenbedeckt den Regen als seinen Samen in den empfangenden Schoß der Erde sendet. Daß die wesentlichsten

Momente zu diesem Erdmythus bei den Indern vorhanden gewesen seien, können wir nicht leugnen, doch ist er stets im Ansatz stecken geblieben. Auch in Griechenland, wo der Erdmythus wirklich lebenskräftig war, finden wir die Verbindung des Himmels und der Erde zuerst noch elementar (Uranus-Gaea); aber wie wenig dies genügte, zeigt der Umstand, daß später im ausgebildeten griechischen Mythus an die Stelle jener elementaren Mächte der präsente Himmelskönig selbst und eine Erdgöttin königlichen Wesens getreten sind.

Wir gehen zu den **Griechen** über und beginnen (wie bei den Indern) mit Darlegung des Grundmythus. Da haben wir nun bei den Griechen das Eigentümliche, daß, wozu wir bei den Indern nur den Ansatz fanden, sich der ursprünglich einheitliche Grundmythus zu einer Zweiheit ausgebildet hat durch das Bestreben der Griechen, die himmlischen Vorgänge auf die Erde zu verpflanzen. Diese Uebertragung hat die ganze griechische Mythologie so sehr durchdrungen, daß einige der berühmtesten heutigen Mythologen einzig den Erdmythus für den griechischen Grundmythus halten. Dagegen muß mit Entschiedenheit behauptet werden, daß von dem Himmelsmythus, wie wir ihn bei den Indern finden, doch auch hier die deutlichsten Spuren vorhanden sind. Zwar tritt er hier meist in einer gewissen Verschiebung auf — in der Modifikation nämlich, die wir als die geschlechtliche bezeichnen, und die bei den Indern, wenngleich vorhanden, doch im allgemeinen gegen die reine, geschlechtslose Gestaltung nicht recht aufkommen konnte. Infolge dessen verwandelte sich die indische Befreiung der Wolke durch den Himmelsgott bei den Griechen in die befruchtende Umarmung der Wolke durch Zeus. So ist die im altdodoneischen Kultus des Zeus gefeierte Gemahlin des Gottes, Dione, schon durch ihren Namen als weibliches Himmelsprinzip gekennzeichnet (vgl. Jupiter — Juno, indisch Dyaus masc. und dyaus fem., letzteres als Himmel gefaßt); und daß dies weibliche Himmelsprinzip als Wolke zu begreifen sei, geht hervor aus ihrer Natur als Göttin der feuchten Fruchtbarkeit. Nicht minder muß auch Here ursprünglich Wolkengöttin sein, wie es auch von Preller erkannt ist, der den Streit zwischen Zeus und Here sich als himmlisches Unwetter darstellen läßt. Wir erinnern hier an den Mythus von Ixion, der nur dann erklärlich ist, wenn Here wirklich Wolkengöttin gewesen ist.*) — Trotzdem kann Here doch

andrerseits sehr frühzeitig als Erde gefaßt worden sein, da auch diese Vorstellung von dem allgemeinen Zuge ergriffen und verändert wurde, als der himmlische Grundmythus den irdischen aus sich gebar. Aber auch durch die Früchte dieser Verbindungen bestätigt sich nur ihre ursprünglich himmlische Bedeutung. Die Tochter des Zeus und der Dione ist die nach bekannter Sage aus dem Meer hervorgegangene Aphrodite. Das Meer aber ist ursprünglich nicht als das irdische, sondern als das himmlische Wolkenmeer zu begreifen; vergl. dazu den indischen Varuna, der ursprünglich Gott des Himmels und erst später des Meeres ist; auch der unter dem Stuhle des Zeus entspringende Himmelsstrom gehört hierher; sehr bezeichnend für diese prinzipielle Auffassung alles irdischen Gewässers, als vom Himmel stammend, ist die indische Vorstellung, daß der Ganges ursprünglich ein himmlischer Strom gewesen und durch die Bitten der Büßer auf die Erde versetzt worden sei, eine Vorstellung, die dem deutschen Volke durch Heine nahe geführt ist. Neue Gedichte, S. 101:

Er steht so starr wie ein Baumstamm
In Hitz' und Frost und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben sind.
So quält sich Bagiratha lange,
Und Brahma will enden sein Weh,
Er läßt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

(Auch im Germanischen liegt derselbe Gedanke der Vorstellung zu Grunde, daß die Seen erzürnt Gewitter hervorrufen, Grimm, Mythol. 563 f. Interessant ist auch ebenda S. 566 die esthnische Sage, daß ein See sich in die Luft erhebt und davon fliegt — gerade umgekehrt, wie beim indischen Ganges.)

Die Kinder des Zeus und der Here: Hephäst, Hebe, Ares, verraten deutlich ihren Ursprung aus himmlischer Ehe. Hephäst ist Gott des Feuers — alles Feuer aber stammt, wie die vergleichende Mythologie dartut, in dem Glauben der Völker vom Himmel; so ist der Sturz des Hephäst vom Himmel in die Tiefen des Oceanus,

---

*) Ixion, der König der Lapithen, war von Zeus schon bei Lebzeiten in den Olymp aufgenommen worden; er wurde aber wegen Zudringlichkeit gegen Here in den Tartarus gestürzt und mußte ein feuriges Rad drehen, das von Schlangen umgeben war.

wo er zu schmieden begann, richtig dahin zu deuten, daß die Blitze des Zeus die Ursache des vulkanischen Erdfeuers seien. — Hebe ist der weibliche Ganymed, wie sie denn auch Ganymeda heißt. Ganymed aber ist ein befruchtender und Feuchtigkeit spendender Genius, d. h. ohne mythologische Phraseologie: selbst Feuchtigkeit. — Ares ist das im Zank der himmlischen Gewalten entstandene Unwetter, wie er denn auch den Zeus durch sein bloßes Dasein an dessen Zank mit Here erinnert, den wir als himmlisches Unwetter kennen gelernt haben; vgl. Ilias 5, 890:

Siehe, verhaßt mir bist du vor allen olympischen Göttern!
Immer hast du den Zank nur geliebt, den Kampf und Befehdung!
Gleich der Mutter an Trotz und unerträglichem Starrsinn,
Heren, welche mir kaum durch Worte gebändiget nachgibt!

Uebers. v. J. H. Voß.

Auch die Vermählung des Zeus mit der Leto gehört dem Kreise des himmlischen Mythus an. Leto scheint die dunkle Wolke zu bedeuten, und diese Vermutung wird zur Gewißheit durch den Charakter der aus der Himmelsehe mit der Leto entsprungenen Kinder. Apollo und Artemis haben von jeher als himmlische Lichtgötter gegolten; daß das himmlische Licht aber als Blitz aus der Wolke hervorgegangen, unterliegt keinem Zweifel.

Ebenderselbe himmlische Mythus erscheint in den sich an die Gestalten des Kadmus und des Perseus knüpfenden Sagen von der Bekämpfung des Drachen, der Befreiung der Andromeda und der Tötung der Gorgo — nur eben in den Heldenmythus herabgesunken. Die Form, in der er hier auftritt, ist sogar noch ursprünglicher, da zwischen dem Lichtgott und der Wolke nicht das Verhältnis der ehelichen Umarmung, sondern in indischer Weise das der einfachen Befreiung stattfindet. Die Ehe bleibt bei Kadmus ganz aus dem Spiel, bei Perseus folgt sie doch auch nur als zweiter Akt auf den ersten maßgebenden der Befreiung. Andromeda wird von Perseus aus der Gewalt des Meerungeheuers, mit dem er siegreich den Kampf besteht, befreit, wie im Indischen die Kuh, im Deutschen die gefangene Jungfrau. — Die Bedeutung der Gorgo-Medusa ferner als dunkle Flutgöttin steht durch ihre ganze Umgebung und Verwandtschaft fest. Da die Flut ursprünglich als das himmlische Wolkenmeer zu fassen ist, so ist Medusa die dunkle Wolke; der ihr das Haupt abschlagende Perseus ist der die Stirn des Vritra durchbohrende und die göttliche Kuh be-

freiende Indra. Dem natürlichen Vorgange entsprechend, nach dem beim Gewitter Regen und Blitz aus der Wolke dringen, entsteigen dem Körper der Medusa zwei Gestalten: Pegasus und Chrysaor, jener die Regen- und Donnerwolke, dieser der Blitz.

Eben hierher gehört die Geburt der Athene, die als Blitz aus dem Haupte des Zeus, d. i. der Wolke, hervorspringt, hervorgelockt durch den Feuergott Hephästus (Prometheus). Vielleicht möchte der Umstand, daß der Rhodier Aristokles diese Sage auf Kreta lokalisierte, darauf schließen lassen, daß sie dort wirklich in dieser unverhüllten Gestalt lebendig war. Ebenso unverhüllt finden wir sie in einer andern Vorstellung von Athenes Geburt: Zeus spaltet den Fels mit dem Blitz, es entspringt der heilige Quell Trito, dessen Personifikation Athene ist. Schon in Verbindung hiermit wird Athene die Tochter des Titanen Pallas, d. i. des Blitzeschwingers, genannt. Auch in anderer Sage tritt Pallas auf als Vater der Athene, indem er sie mit der Styx oder Titanis erzeugt — wie denn auch wegen der Wesensidentität des Blitzes mit dem Urwasser Pallas als See vorgestellt wird: in Pallante palude nata est. Derselbe Gedanke wird endlich auch ausgedrückt durch die Pfleger der Athene, den Cyklopen Brontes (Feuergottheit) und den Fluß Triton.

Wie wir in dem obigen Medusa-Mythus die beiden Erzeugnisse Blitz und Regen nicht nur als verwandte Brüder anzuschauen haben, sondern wie, da Pegasus nicht nur als Regen-, sondern auch Gewitterwolke beides bereits in sich vereint, die Vorstellung einer ursprünglichen Identität von Blitz und Regen vorliegt, so wird diese für jedes mythologische Verständnis so überaus wichtige Vorstellung in dem Mythus von der Geburt des Hermes klar ausgesprochen. Auch er verdankt seine Geburt einer Verbindung der himmlischen Mächte Zeus und Maja. Maja wird durch ihre Zugehörigkeit zu dem Geschlechte der Plejaden, der Töchter einer Oceanide, offenbar als Flut- und deshalb Wolkengöttin bezeichnet. Hermes nun ist einmal befruchtender Regen, dann Blitz, wie dies schon seine Botschafter- und Vermittlernatur zwischen Himmel und Erde anzeigt; auch er verweilt, gerade wie der indische Agni, von allen Göttern am liebsten bei den Menschen und ist ebenso der Einsetzer des Opfers. Auch seine Flügelschuhe deuten auf den gewöhnlich als Vogel dargestellten Blitz, sein Stab ist geradezu als

dessen Manifestation zu begreifen. — Endlich ist auch die ebenfalls in den reinen Himmelsmythus gehörige Vorstellung zu erwähnen, daß, wie Indra den Soma als Falke raubt, so Zeus den Ganymed oder auch die Nymphe Aegina als Adler.

Wir haben bereits oben bei der Geburt der Athene eine merkwürdige Umwandlung im Wesen des Zeus beobachtet, indem er hier nämlich nicht als der die Wolke umarmende Lichtgott, sondern eigentlich als die Wolke selbst auftritt. Wir sehen darin den Uebergang von dem ursprünglich himmlischen Mythus in den Erdmythus, in dem Zeus seiner Gemahlin, der Erde, als befruchtender Himmelsgott naht, bereits angedeutet. In jenem Mythus sehen wir diese Verwandlung dadurch hervorgerufen, daß er die Oceanide Metis, also die Wolke, verschlingt. Diese von ihm verschlungene Wolke steigt ihm in den Kopf, was sich in Kopfschmerzen bemerkbar macht; so sehen wir auch im obigen Beispiel die von Poseidon schwangere Medusa durch das Abschlagen des Kopfes von Pegasus und Chrysaor entbunden werden.

Der Erdmythus selbst ist dann die bekannteste Vorstellung der ganzen Mythologie geworden. Wir erinnern an Uranus und Gäa, dann Zeus und Demeter, obgleich das Kind dieser Verbindung, Persephone, die nach der Vorstellung des Erdmythus die Vegetation des Jahres ist, nach einer andern Sage als Himmelsgeburt gefaßt ist, wenn sie bezeichnet wird als Tochter des Zeus und der Styx oder der Daïra. einer Schwester der Styx. Aber auch der ganze griechische Erdmythus, in dem ja Demeter als Erde die Hauptrolle spielt, erweist sich eigentlich als aus dem Himmelsmythus entstanden. In seinem Aufsatz über Saranyu-Erinnys hat Kuhn*) die vollständige Identität des Mythus von Vivasvat und Saranyu mit dem griechischen von Poseidon und Demeter nachgewiesen und auch im Griechischen noch Spuren gezeigt von der ursprünglichen Vorstellung der Demeter als der eilenden dunkeln Wolke.

Zu diesem Uebergange des Himmels- in den Erdmythus sei beiläufig bemerkt, daß, wie die Wolke den unsterblichmachenden Nektar in sich birgt, so auch der Erde die Kraft beigemessen

---

*) Kuhn, Saranyu-Erinnys. Zeitschrift für vergl. Sprachforschung I. 439.

wurde, ihre Söhne, so lange sie in unmittelbarer Berührung mit ihr blieben, vor dem Tode zu schützen: wir erinnern an Antäus u. a.

Es war nötig, die beiden griechischen Urmythen zu entwickeln, damit aus ihnen der in der prinzipiellen Unterschiedslosigkeit der Götter wurzelnde Uebergang dieser Götter ineinander klar werde.

Beginnen wir mit dem höchsten Gotte Zeus. Das Verschwimmen der Wirksamkeit des Zeus und der Here in einander erklärt sich daraus, daß in natürlicher Anschauung ein Unterschied zwischen der Wolke und dem Donnerer nicht streng gewahrt werden kann. Zeus und Athene berühren sich darin, daß diese nicht minder, als Zeus, die furchtbare Kämpferin im Gewitter ist, wie im Indischen der gewaltige Blitzgott Agni an die Stelle des Gewitterkämpfers Indra trat; so als tätige Kämpferin donnert sie wie Zeus, oder was dasselbe bedeutet: trägt Aegis und Gorgo; so hat sie als Siegerin in diesem Kampfe die Nike (= Blitz) auf der Hand. Da nun das Wesen beider Götter sich konstituierte aus den Vorgängen des Gewitterkampfes, so wurde mit Recht das Resultat dieses Kampfes als ihre wahre Bedeutung gefaßt. Es war somit gegeben, beide Götter als den nach dem Gewittersturme neu erglänzenden blauen Himmel anzuschauen. Es ist hier auch im allgemeinen die prinzipielle Gleichheit des Erzeugten (Sohn oder Tochter) mit dem Erzeugenden (Vater oder Mutter) zu betonen, wie es denn im Natürlichen nicht anders sein kann; so ist der Blitz — hier doch gewöhnlich als Erzeugtes des Lichtgottes anzusehen — zugleich das erste Aufflackern des allgemeinen Lichtes.

Ganz ähnlich ist das Verhältnis des Zeus zu dem schon durch die Tötung des Pytho an den indischen Indra, der den Vritra bewältigte, erinnernden Apollo. Eine Identität mit den Hekatonchiren (vgl. Indra und die Maruts) sehen wir im Beiwort der letzteren angedeutet: Tritopatores, Väter der Quelle Trito. — Hermes ist der regensendende Wolkengott; damit ist er aber dasselbe, was Zeus — sein Vater im Himmelsmythus — in der Fassung des Erdmythus wurde: Befruchter der Erde. Indem er als solcher die Rinder des Apollo, die Wolken, stiehlt, setzt er seine Wirksamkeit mit der des Apollo identisch. — Die Wesensgleichheit zwischen Apollo und Hermes erklärt sich aus ihrer Natur als Blitz- und Regengötter. Wenn Apollo in Bezug auf die

Weissagung und Begeisterung mit Dionys zusammenfällt, so hat dies seinen Grund in ihrer beiderseitigen Verbindung mit dem Regen. — Demeter ist die Göttin der Vegetation und überhaupt der Erde, ihre Tochter ist Persephone, die Göttin der Unterwelt. Doch tritt diese in den orphischen Hymnen an die Stelle ihrer Mutter. Diese Vermischung der Gestalten der Demeter und Persephone als Erd- und Totengöttin beruht auf der dem Indogermanen geläufigen Vorstellung eines Zusammenfallens des Ursprunges und des Endes, eines Zurückgehens aller Gestalten in den Ursprung, weshalb die Erdgöttinnen überall die Beherrscherinnen des Totenreiches waren. Auch in der alten Gestaltung des Demetermythus, da sie Himmelsgöttin war, zeigt sich ihre Identität mit Persephone. Beide bekommen den Namen Despoina, indisch Dasapatni. Dies aber bedeutet entweder die von Dasa, dem Bösen, d. i. Vritra Beherrschte oder seine Gemahlin oder auch Beides zugleich. Demeter bekommt diesen Namen als seine Wolkengemahlin, die zugleich in seiner Gewalt ist, wie in deutschen Märchen Drachen die geraubte Jungfrau zugleich zur Ehe zu zwingen suchen. Persephone wird so genannt einfach als der festgehaltene Regen.

Es sei hiermit genug der Beispiele dafür, daß in der griechischen Mythologie ein durchgehendes Verschwimmen der einzelnen Götter ineinander stattfindet, woraus sich dann die Konsequenz ergibt, daß viele Götter an die Stelle des höchsten Gottes gesetzt werden (eine Erscheinung, der wir in Indien so häufig begegnen).

Die Perser. Sehen wir in Indien und in Griechenland im Zusammenhang mit dem scharf in den Vordergrund gestellten Urmythus eine reiche Mythologie sich entwickeln, so tritt in Persien bei der größten Beschränkung aller mythologischen Vorstellungen auch jener Urmythus in den Hintergrund. Der Grund für die große Dürftigkeit der persischen heiligen Geschichte liegt in der Weise, wie die Perser sich aus der natürlichen zur geistigen Religion erhoben hatten. Eine heilige Geschichte, die nur theoretisches Interesse hätte, ohne zugleich ihre praktisch sittliche Bedeutung für den Menschen zu bekunden, wie wir es bei den Indern und den Griechen sehen, mußte für dies Volk hinwegfallen, das demnach mit Recht das praktische Volk genannt wird. Die rein natürliche Bedeutung, die jener Naturmythus für den Inder hatte,

war hier gleichgiltig; aber man konnte ihm auch eine sittliche Seite abgewinnen, und insofern ist er allerdings vielfach auch bei den Persern anzutreffen. Der Dämon, der den Indern den Regen vorenthält, wird hier als das böse Prinzip gefaßt; die ihn bewältigen, sind die Heilande der Menschheit, sie fördern ihr geistiges und im Zusammenhange damit allerdings auch ihr natürliches Wohl.

Der persische Urmensch ist nach echt Zarathustrischer Sage Gayomart, nach urarischer Yima (der indische Yama). Beide regieren die Erde eine Zeit lang in ungetrübter Heiligkeit und Herrlichkeit, erliegen dann aber der Macht des bösen Prinzips. Beide zeigen durch ihre Wassergeburt (das irdische Meer = Wolkenmeer s. oben) ihren Zusammenhang mit dem Urmythus, ihren Ursprung aus der Wolke.

Ebenso ist der Ursprung Yimas auf jenen Himmelsmythus zurückzuführen. Durch den Namen seines Vaters Vivaghat (aus der Wurzel vas: leuchten, brennen) charakterisiert er sich als Lichtgeburt. So war auch der entsprechende indische Gott Yama der Sohn des Lichtgottes Vivasvat (= Vivaghat) und der Wolke Saranyu. Yima ist ein Geschenk des Haoma zur Belohnung dafür, daß der Vater des Yima zuerst den Haoma „gepreßt" habe. Dadurch wird die Wesensidentität des Yima mit Haoma bezeichnet (Haoma hier als Element gedacht und zwar ursprünglich als befruchtender Regen). Zu erwähnen ist auch noch, daß das Paradies, das Yima erbaute und bis zuletzt beherrschte, auf dem Wolkenberge Hara-Berezaiti lag, auf dem das Urwasser Haoma war. Besonders bedeutsam tritt uns der Himmelsmythus entgegen, wo er als Kampf mit der Schlange Dahak, dem Geschöpfe Ahrimans (= der dämonischen Wolkenschlange bei den Indern, Ahi) erscheint. Als Yima durch ihre Verführung gefallen war, fliegt das Glück dreifach von ihm. Das erste Mal wird es von Mithra, das zweite und dritte Mal von Thraetaona und Kereçaçpa aufgefangen. Alle drei Male haben wir das Glück als den Segen des ursprünglichen Himmelsmythus, den Blitz und den befruchtenden Regen, zu begreifen. Thraetaona und Kereçaçpa durften dies auffangen, da ihre Natur, wie die des Yima, wesensgleich mit Haoma war. Der Vater des Thraetaona war nämlich der zweite, der des Kereçaçpa der dritte, der den Haoma gepreßt hatte, die beiden Söhne selbst waren dann ebenso das Geschenk des Haoma

dafür. Der Ursprung des Thraetaona aus dem Wasser, d. i. aus der Wolke, erhellt schon daraus, daß der Name seines Vaters Athbhya, indisch Abtya, gradezu den «aus der Wolke Entstandenen» bedeutet. Thraetaona selbst ist vollständig der indische Indra, woselbst der gleiche Beiname «Vritra-Töter» erwähnt ist; er kämpft mit der Wolkenschlange und überwältigt sie. In anderer Gestalt tritt dieselbe Sage vom Kampfe Thraetaonas mit der Schlange auf als Kampf Feriduns gegen Zohak (= der Schlange Dahak). Zohak ist ein Tyrann, aus dessen Schultern Schlangen entspringen, die mit Menschenhirn gesättigt werden müssen. Gegen diesen steht Feridun auf, dessen himmlischer Ursprung deutlich hervorgeht aus seiner Amme, der wunderbaren Kuh Purmaieh (Kuh = Wolke) und seinem Erzieher, dem Haoma. Er stürzt den Zohak und schmiedet ihn an den Fels.

Haben wir den Urmenschen und die Heilande der Menschheit als Wolkengeburten erkannt, so bietet sich auch für den endlichen Erneuerer des Menschengeschlechts, für Caoshyac, derselbe Ursprung. Er ist aus dem See Kançaoya entstanden und zwar aus dem Samen Zarathustras.

So tritt uns der himmlische Urmythus in der irdischen Welt reichlich genug entgegen; je weiter wir hinauf gehen in höhere Sphären, desto spärlicher erscheint er. Einer von den wenigen Göttern, die noch eine reichliche Ausbeute gewähren, ist Mithras, das Licht des irdischen Himmels. Daß Mithras als das Himmelslicht zu dem Urmythus, da der Blitz aus der Wolke bricht, in naher Beziehung zu denken sei, geht von vornherein aus der durchgehenden Vorstellung von der Abhängigkeit alles Lichtes vom Blitze hervor. Bekannt ist zudem, daß Mithras später häufig für die Personifikation des Feuers gehalten (und der Blitz ist doch das Urfeuer), noch häufiger mit der Sonne identifiziert wurde (vergl. die alt-arische Vorstellung von der Identität des Sonnenlichts mit dem Blitze). Außerdem haben wir aber die deutlichsten Beläge für seine innige Beziehung zum Himmelsmythus. Er heißt der Felsgeborene und wird in Höhlen verehrt, was dann zusammenstimmt mit der indogermanischen Vorstellung von dem in der Höhle des Berges (der Wolke) ruhenden Feuer und Regen. Ebendahin gehört seine enge Verbindung mit dem Haoma, der von ihm nicht nur gepreßt wird, sondern auch — wenigstens in den verwandten

indischen Mythen — sich auf einem Berge niederläßt. Sehr bezeichnend ist ihm als sein weibliches Gegenstück Anahita, das Urwasser, beigegeben, wie ja im Ursprung Blitz und Regen beisammen sind. Am deutlichsten aber spricht sein Prädikat „Rinderräuber“; er hat wie der indische Indra die von den Dämonen geraubten Rinder befreit, ist damit ausgesprochener Weise zum Helden jenes Himmelsmythus geworden.

Bei Zarathustra finden wir nur wenige Spuren von dem himmlischen Mythus; seine ganze Persönlichkeit, wie sein Kampf gegen die Dämonen ist zu sehr ins Sittliche reflektiert. Nur sein Ursprung gehört hierher: es war ein Geschenk des Haoma, den sein Vater gepreßt hatte.

Was endlich Ormuzd selbst betrifft, so erscheint in den Stellen, wo er noch natürlich auftritt — als der Gott, dessen Auge die Sonne ist — seine natürliche Urbedeutung und damit seine Stelle im himmlischen Mythus. So ist es zu verstehen, wenn wir ihn mit Ahriman und der Schlange um den Glanz kämpfen sehen, der sich ins Meer zurückzieht. Auch die dunkeln Nachrichten armenischer Schriftsteller möchten hierher zu rechnen sein: „Als (Ahriman) sah, daß Ormuzd schöne Geschöpfe gemacht hatte, und das Licht nicht zu schaffen wußte, da beriet er mit den Devs: was nützt es dem Ormuzd, daß er so schöne Geschöpfe gemacht hat, und daß sie in Finsternis sind; weil er nicht verstand das Licht zu machen. W ä r e e r w e i s e, s o w ü r d e e r z u r M u t t e r g e h e n u n d d i e S o n n e w ü r d e s e i n S o h n“, worunter die Mutter des Ormuzd zu verstehen ist. Es liegt hier nahe, an die Verbindung des Himmelsgottes mit der Wolke zu denken, die als ursprünglich lichterzeugend auch als seine Mutter angesehen werden konnte, vgl. Kuhn: Saranyu, besonders S. 458 ff., wo zuerst der Vater, dann der Sohn die Wolke heiratet, wie dies auch in der Oedipus-Sage vorliegt.

Das vierte der heiligen persischen Feuer ist das Blitzfeuer Vazista, das den Dämonen Çpenjagha erschlägt, dessen Geschrei dann als Donner gefaßt wird. Der urindogermanische Kampf gegen den Vritra hatte im Persischen sogar so hervorragende Bedeutung, daß Verethraghna (d. i. „den Vritra besiegend“) allgemein „siegreich“ bedeutet. Daraus hat sich persisch ein Genius Verethraghna (gleich dem vedischen Vritrahan) gebildet, der

in der späteren Sprache unter der Form Behrâm sich erhalten hat. Sehen wir so den Himmelsmythus, wenngleich meist in der kreatürlichen Sphäre, in mannigfacher Weise auftreten, so können wir einen eigentlichen Erdmythus, wie er sich so reich bei den Griechen ausgebildet hat — die Vorstellung, daß der Himmel die Erde durch das Naß des Regens befruchte, und daß dieser Vorgang der Entstehung des Alls zu Grunde liege, — nicht anerkennen.

So ist der Erdmythus im Wesentlichen unarisch; auch die Inder hatten, wie wir oben zeigten, nur einen Ansatz dazu. Wie wenig die Arier ursprünglich geneigt waren, den Regen als Samen des Himmelsgottes aufzufassen, zeigt, daß sie ihn, losgelöst vom obersten Gotte, zu einer selbständigen Person erhoben (Soma-Haoma). — Wir haben demnach die häufige Behauptung, der Regen befruchte die Erde, sei Grund aller Vegetationen usw., nicht in dem ursprünglichen Sinne des Erdmythus aufzufassen, als wenn der Regen der Same wäre, sondern in übertragenem Sinne moderner Anschauung.

Die Germanen. Sahen wir bei den Ariern nur den Himmelsmythus vorwalten, den Erdmythus aber entweder durchaus fehlen oder (bei den Indern) noch im Beginn seiner Entwicklung begriffen, — sahen wir bei den Griechen die beiden Mythen, den des Himmels und den der Erde, vollständig ausgebildet nebeneinander bestehen; so finden wir bei den Germanen eine Mischung dieser beiden Vorstellungskreise in einander vorherrschend, wenngleich deren ursprüngliche Geschiedenheit sich schon daraus erkennen läßt, daß wir beide auch in ihrer Reinheit neben jenen gemischten Mythen antreffen. Die dem germanischen Bewußtsein eigentümliche Mischung entstand aber durch das Eintreten eines den südlichen Ländern in seiner Intensität unbekannten Faktors: des nordischen Winters. Dieser trat so gewaltig auf, daß er in die mythologischen Vorstellungen hineingewoben werden mußte. Wenn im ursprünglichen Himmelsmythus der Gott mit seinen Blitzen die Feinde besiegt, so standen den südlichen Völkern die feindlichen Dämonen in keiner unmittelbaren Beziehung zur Erde: sie wurden als himmliche Wolkendämonen vorgestellt, ihr Werk war eben nur, den Regen den Menschen vorzuenthalten und dörrende Hitze zu senden; im kalten Norden aber waren die Feinde, die die guten Götter zu bekämpfen hatten, die Reif-

und Frostriesen. Damit war nun der Uebergang des Himmels- in den Erdmythus gegeben, denn durch die Blitze wurden die den Erdboden knechtenden und die Vegetation vernichtenden Gewalten zerschmettert. So sehen wir hier vom Himmelsmythus das Niederwerfen der Dämonen durch die Blitze (eine Modifikation begegnet uns in dem Auftreten des lauen Frühlingswindes), vom Erdmythus das Erwachen der Vegetation als dessen Folge; es fehlt zur Vervollständigung des Himmelsmythus die Vorstellung, daß der Regen den Wolkendämonen entrissen wird — durch die Versetzung der Feinde auf die Erde ist es eben diese, die befreit wird, nicht die himmlische Kuh, nicht der Regen; und ebenso fehlt zur Vervollständigung des Erdmythus das diesem wesentliche Moment: die Vorstellung des darniederströmenden und die Vegetation der Erde hervorrufenden Regens als des Samens des Himmelsgottes. Wegen dieser innigen Verbindung der himmlischen Vorgänge mit der irdischen Vegetation wird der himmlische Mythus, wie der eigentliche Erdmythus, zum Jahresmythus. Der Gewittergott erwacht im Frühling und bewältigt seine Feinde, muß ihnen im Herbst erliegen und zieht sich zum langen Winterschlafe zurück. Die große Mehrzahl der Mythen, die sich an die gefeierte Person des Gewittergottes Thor anschließen, gehört diesem gemischten Mythenkreise an. Als der Baumeister die Burg der Götter fertigen wollte, wodurch Freya, Sonne und Mond in die Gewalt der Riesen gebracht werden sollten, d. h. also: als das Eis des Winters so stark zu werden drohte, daß die Erde nimmer von ihm gelöst werden könnte, da nahte vom warmen Frühlingswinde (Loki) begleitet Asathor und schmetterte den Baumeister mit seinem Hammer darnieder. — Als der alte Jötune Thrym dem schlafenden Thor den Hammer gestohlen hatte (als das Gewitter vor der Macht des Winters schweigen mußte), da drang, gleichfalls von Loki begleitet, im Gewande der Freya, die wieder von den Riesen begehrt wurde, der Gewittergott ein in die Burg seiner Feinde und brach, das Geschlecht der Riesen vertilgend, ihre winterliche Macht.

Den Erdmythus fast rein darstellend und die Verbindung mit dem Himmelsmythus nur in einer einzigen, zudem verhüllten Vorstellung, der des Blitzes, bewahrend, erscheinen die beiden Mythen von der Vermählung des Odin und der Rinda einerseits,

des Freyr und der Gerda andererseits. Die Werbung des Odin um Rinda wird zuerst in rauher Weise zurückgewiesen, die Liebesglut des zudringlichen Freiers sogar durch Ohrfeigen in Schranken gehalten, d. i. die winterliche Erde widersteht den ersten Lockungen des Frühlings. Nachdem Odin die Geliebte endlich in seine Gewalt bekommen hat, zeugt er mit ihr den Wali, den neuen Frühling. Soweit haben wir hier den reinen Erdmythus. An den Himmelsmythus erinnert nur das Mittel, durch das er sich ihrer bemächtigt. Er berührt sie mit seinem Stabe, wodurch sie wahnsinnig wird: erst auf diese Weise wird sie ihm zu eigen. Dieser Stab aber ist der Blitz.

Gehen wir über zu den Beispielen des reinen Himmelsmythus. Wir haben die oben angeführten Kämpfe des Thor, der mit seinem Blitze die Dämonen zerschmetterte, deshalb nicht für reinen Himmelsmythus gehalten, weil das zu Befreiende die irdische Vegetation, deshalb also auch der feindliche Dämon als irdischer Riese aufzufassen war. Ueberall nun, wo dieser Uebergang ins Irdische fehlt, — wo der Preis des Kampfes in der himmlischen Sphäre oder, was ja dasselbe ist, in Teichen, Flüssen, überhaupt im Wasser, oder auch im Berge sich befindet, haben wir den ungemischten himmlischen Mythus. Besonders begegnen wir ihm klar in unzähligen Märchen, wo eine Jungfrau (das ist das personifizierte Wolkenwasser) durch Besiegung eines Drachen aus ihrem Berg- oder Wassergefängnisse befreit wird. Daß diese oft den Schlüssel, d. i. den Blitz, ihrem Befreier selbst darbietet, haben wir bereits oben erwähnt. — Friggs Saal Fensal bedeutet ursprünglich das Meer (= Himmelsmeer), wodurch die später entschieden als Erdgöttin auftretende Göttermutter als ursprüngliche Himmelsgöttin gekennzeichnet wird. Dasselbe haben wir oben bei der griechischen Erdgöttin Demeter, die ja auch ursprünglich die Wolke war, erkannt. Frau Hulda wohnt im Teiche, im Berge oder im Brunnen; zu ihr gelangen durch den Brunnen die Toten. Der Umstand, daß das Ziel der Menschen damit das Wasser ist, zeigt, daß auch ihr Ursprung daher zu begreifen sei. Wir erinnern hier noch besonders daran, daß bei allen indogermanischen Völkern die Toten, um zu ihrem Ziele zu gelangen, über das Meer (bezw. eine Brücke) gehen mußten. Daraus erklärt sich auch die bekannte altgermanische Bestattungsart, nach der

man die Leiche in einem Schiffe auf das Meer fuhr und dann diesem überließ. Wo die Vorstellung am vollständigsten ist, wie wir dies z. B. beim Begräbnisse Balders finden, wird das Schiff auf offenem Meere in Brand gesteckt und so der Mensch den verbündeten Elementen dem Wasser und dem Feuer preisgegeben, da ursprünglich mit dem Wasser sich ja auch das Blitzfeuer verband, eine Verbindung, die uns dann in dieser Vorstellung der Bestattung wieder begegnet. Der Mensch fiel somit seinem ganzen Ursprung wieder anheim. Daß das mit dem Feuer verbundene Wasser auch wirklich als Ursprung wie der Menschen, so des Alls angesehen wurde, bezeugt die Vorstellung von den beiden dem Universum zu Grunde liegenden Prinzipien Muspelheim und Niflheim, Feuer und Wasser. Aus dem von der Muspelwärme durchdrungenen Wasser ist Alles entstanden, und wie das Wasser der Anfang ist, so kehrt auch Alles wieder dahin zurück, wir haben also wieder eine vollständig durchgeführte Vorstellung der Rückkehr in den Ursprung. — Aber noch in vielen andern Sagen wird das Wasser als Ursprung bezeichnet. Wenn wir oben erwähnten, daß die Gestorbenen zur Hulda in den Brunnen zurückkehren, so birgt diese (nach einer schlesischen Sage) in ihrem Brunnen auch die noch ungebornen Kinder (auch in Köln ist dieselbe Sage erhalten, nur daß Maria für Hulda eingetreten ist). Bekannt ist die Vorstellung, daß der Storch die Kinder aus dem Teiche hole; hier begegnet uns neben dem einen Urelemente des Wassers auch das andere, das des Feuers, in dem Blitzvogel, dem Storch. Ebenhierher gehört auch die Sage, aus der später die Geschichte vom Schwanenritter geworden ist. In der ursprünglichen Gestalt lautet sie dahin, daß ein ungebornes Kind über das Wasser fährt; das Kind schwimmt herbei, wie am Ende des Lebens der Gestorbene davonschwimmt. Allerdings spielt jenes Kind in den Begriff des Frühlings über, wodurch die Verbindung mit dem Erdmythus angebahnt ist.

In der reinsten Gestalt, wenn auch, da der Kampf zu keinem Ziele führt, ohne wesentliche Bedeutung, tritt der Himmelsmythus in dem Kampfe Thors mit der Midgardschlange auf, die er aus dem Meere zieht und mit seinem Blitzhammer trifft. Dies ist genau der Kampf zwischen Indra und Vritra, nur daß er in der indischen Vorstellung beständig zum Siege des Gottes führt.

Zum Schlusse unserer Besprechung des germanischen Himmelsmythus sei noch bemerkt, daß Heimdal, der erste der Götter, der Erzeuger des Menschengeschlechts, als Gott des Regens gefaßt wird, geboren von neun Wellenmädchen.

Wie bei den andern Völkern, so können wir auch bei den Germanen die wesentliche Identität ihrer Götter am Faden der eben entwickelten Mythen darstellen. Odin zwar entzieht sich diesem Zusammenhange großenteils dadurch, daß er zu sehr ins Sittliche erhoben ist. Durch besondere sittliche Schuld, wie durch ein eigentümliches Eindringen in die Kunde der ersten und der letzten Dinge, hat er sich eine charakteristische Eigentümlichkeit erworben, die ihn vor dem Verschwimmen mit andern Göttergestalten schützt. Wir haben Entsprechendes schon oben bei dem persischen Ormuzd bemerkt, müssen auch, wie bei diesem, bei Odin hinzufügen, daß, soweit er doch in der Sphäre der Natürlichkeit geblieben ist, d. i. soweit er seine Stelle als sittlicher Gott an andere, Thor, Heimdal u. s. f. abgegeben und sich in natürlicher Weise in dem Mythus behauptet hat, er eben deshalb verschwimmt sowohl mit den Göttern, die in anderer Gestaltung jenes Mythus ebenfalls die Rolle des höchsten natürlichen Gottes einnehmen, als auch innerhalb derselben Mythusform, in der er als lichter Himmelsgott auftritt, mit den andern Licht- und Regengöttern. — Zwischen Odin und Thor sehen wir eine Verschiedenheit fast nur, wo das Reich des Sittlichen anhebt, im Natürlichen beinahe eine völlige Identität. Erinnern wir uns daran, daß der oberste Gott ursprünglich Gewittergott gewesen, so mußte Odin, soweit er natürlich auftritt, auch als solcher aufgefaßt werden; und umgekehrt mußte der eigentliche Gewittergott Thor, wo die sittliche Anschauung nicht vorwaltet, als Hauptgott hingestellt werden, wie es wirklich von germanischen Völkern geschehen ist. Diese Berührung Odins mit Thor wird allgemein ausgedrückt durch den beiderseitigen Beinamen Tundar = Donner. Wir sehen bei Odin, auch wo er im Erdmythus auftritt, seine Gewitternatur angedeutet durch den Blitzstab. Dieser Stab Odins wird oft erwähnt, und zwar so, daß er Macht habe über den Tod, sowohl ihn herbeizuführen, als auch ihn aufzuheben. Man wird durch diese beiden Prädikate sofort an den Stab des Hermes, gleichfalls den Blitz, erinnert. Herbeigeführt wird der Tod u. a. im Mythus von Brunhild,

die Odin mit dem Schlafdorne sticht; sie sinkt in Betäubung und wird später erlöst. Dasselbe wird vollbracht im Märchen von Dornröschen durch die Spindel. Beide Male tritt hier der Tod als Zauberschlaf auf; doch darf uns das nicht wundern: auch bei Hermes vermischen sich die beiden Eigenschaften des Stabes, er schläfert ein, und er führt in den Hades. Außerdem aber wird ja grade der Winterschlaf der Erde als ihr Tod bezeichnet, und fast überall in den germanischen Mythen ist der Tod nur ein solcher, von dem die Auferstehung gehofft wird. — Wie Odin und Thor als die Gewittergötter im Himmelsmythus sich berühren, so im Erdmythus als die Gatten der Erdgöttin, Odin der Rinda (Gerda), Thor der Sif. Das Kind Odins aber ist Wali, der neue Frühling, das des Thor ist Thrud = Persephone. So sind sie beide Götter der Fruchtbarkeit und werden damit, wie wir dies bei den Griechen oft gesehen haben, in leichtem Uebergang zu Ehegöttern.

Die innere Zusammengehörigkeit der angeführten Urmythen geht aus vorstehender Darstellung zu deutlich hervor, als daß wir noch ausführlich darauf hinzuweisen brauchten; sie zeigt zugleich, in welcher Weise ein jedes der Völker die Grundidee behandelt und entwickelt hat. Im späteren Verlaufe der Entwicklung wurde in die indische Religion die Dreieinigkeit (Trimurti) Brahma, Vischnu und Siva, dann die Menschwerdung der zweiten Person unter vielerlei Gestalten, am wichtigsten in Krischna eingeführt — keine der andern indogermanischen Religionen hat hiervon etwas aufgenommen; erst das Christentum nahm diese Gedanken wieder auf, um sie weiterzuführen und zu verinnerlichen.

Um auch auf einem anderen Gebiete den Einfluß Indiens auf die übrigen Völker des Altertums nachzuweisen, sollen nun die Hauptpunkte der indischen Gesetzgebung angeführt werden, die wir später in Rom wiederfinden, wohin sie wohl über Griechenland und Aegypten gelangt sind.

In allen Gesetzgebungen der Welt sind die wichtigsten Materien Heirat, Kindschaft, die väterliche Gewalt, Vormundschaft, Adoption, Eigentum, Verträge, Kauf, Pfand, Schenkungen und Testament.

Wir werden sehen, daß diese Einteilung vom indischen Recht ins römische und so auch ins französische übergegangen ist und daß viele ihrer Bestimmungen noch heute in Kraft sind.

Hier ist kein Kommentar nötig, da die Texte vorhanden sind.

Die indischen Gesetze sind von Manu zusammengestellt worden und wurden am Ende des 18. Jahrhunderts zuerst von William Jones ins Englische übersetzt. Ueber die Epoche, wann der Mânava-Dharma-Sâstra (das Buch der Gesetze des Manu) geschrieben wurde, wissen wir so wenig, wie über den Verfasser; aber aus dem Buche selbst kann man feststellen, daß es im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung niedergeschrieben sein muß, denn es erwähnt mit keinem Worte Buddhas, des Reformators, der nach der allgemeinen Annahme etwa 500 Jahre vor Christus gelebt hat; vorhanden war es aber schon seit uralter Zeit: ehe es niedergeschrieben wurde, lebte es in der Ueberlieferung fort und wurde von den Brahmanen rezitiert, die ja auf der Kenntnis dieser Tausende von Slokas (Doppelversen) ihre überwiegende Stellung als *erste* indische Kaste begründeten. Das Werk soll ursprünglich hunderttausend Slokas gehabt haben, in der heute vorliegenden Form hat es noch 2685 Doppelverse.

Vergleichen wir also nun einmal, was in den verschiedenen Gesetzesbüchern über *Verlobung und Vermählung* gesagt wird.

Die Vermählung nach dem indischen Gesetze bestand in der *Schenkung* des Mädchens durch den Vater und der *Annahme* durch den Gatten, vermittels der Zeremonie des Wassers und des Feuers.

Die gleiche Formalität finden wir in Rom: Leg. 66. § 1 in den Digesten Justinians. Virgini in hortos deductae . . . die nuptiarum priusquam ad eum transiret, et priusquam aqua et igne acciperetur, id est nuptiae celebrarentur . . . obtulit decem aureos dono.

Auch das Ineinanderlegen der Hände, sowie die Confarreatio, die altrömische Eheschliessung, andere in Rom gebräuchliche Riten, sind nichts anderes als eine Nachahmung der Vorschriften des Gesetzgebers Manu, bei dem sie als wesentliche Teile der Zeremonie angeführt sind.

Bei der indischen Verheiratung sind zwei Epochen zu betrachten, die der Verlobung und die der Hochzeitsfeier; die Verlobung findet stets mehrere Jahre vor der tatsächlichen Verheiratung statt

Die gleichen Gebräuche, dieselben verschiedenen Perioden finden wir in Rom. Das Wort Verlobung (sponsalia) leg. 2. tit. I. XXIII der Digesten, kommt von dem Worte Versprechen (a spondendo); denn es war bei den Alten gebräuchlich, sich eine zukünftige Gattin versprechen zu lassen. Dasselbe Gesetz sagt dann im 17. Abschnitte, daß die Verlobung nicht nur ein oder zwei Jahre, sondern sogar drei oder vier Jahre und selbst darüber hinaus verlängert werden könne.

Die ausdrückliche Zustimmung der zu Verheiratenden, die das indische Gesetz verlangte, wurde auch in Rom verlangt. Gesetz 2. Titel II. Sponsalia sicut nuptiae consensu contrahentium fiunt.

Bei den Indern blieb die junge Gattin (oder Verlobte) bis zu ihrer Mannbarkeit in der Familie; dann schickte der Vater dem Gatten einen Boten, um ihn zu benachrichtigen, daß seine Rechte in Kraft träten und er seine Frau abholen könnte.

Ebenso in Rom: In potestate manente filia, pater sponso nuntium remittere potest. (Leg. 10, de Sponsalibus.)

Die Ueberführung der Braut in das Haus ihres Gatten bildete in Indien, wie in Rom, die Schlußzeremonie der Verheiratung. Und diese Ueberführung fand mit Gesang und Feier statt.

Im Gesetze Manus III. 5. sind Verheiratungen in direkter Linie bis ins sechste Glied verboten. Ein Vater, der in Indien seine Tochter jemandem zur Frau gibt, nachdem er sie einem anderen verlobt hat, gilt als infam.

Und was sagt das römische Gesetz (leg. 13. § 1. lib. III.): Item si alteri sponsa, alteri nupta sit, ex sententia edicti punitur.

Der Geist des indischen Gesetzes findet sich im römischen wieder bis in die Verbindungen, die das moderne Recht, mit Ausnahme des brasilianischen, nicht hat anerkennen wollen: das gestattete Konkubinat, das in Rom geregelt war, ist eine Einrichtung, die aus Indien stammt, und die die Römer aus Ehrfurcht vor der Ueberlieferung übernommen haben; die reinen und strengen Sitten der ersten römischen Zeit hätten sonst nicht die freie Liebe anerkennen können.

Wir berühren hier nur ganz obenhin alle diese Sachen; ein tiefergehendes kritisches Studium dieser bewundernswerten Gesetze der alten Wiege des Menschengeschlechtes liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, könnte aber reiche Früchte tragen.

Noch ein Wort, und wir haben mit der Verheiratung abgeschlossen.

Die Ehescheidung, die in Indien bestand, war auch in Rom eingerichtet. Hören wir den indischen Gesetzgeber, der die Ursachen angibt, wegen derer eine Frau sich von ihrem Manne scheiden kann:

„Der Mann kann von seiner Frau verlassen werden, wenn er ein Verbrecher, impotent, geächtet oder aussätzig ist, oder bei einer langen Abwesenheit in fremden Ländern.“

Das römische Recht führt keine andern Gründe an: Entehrende Strafe oder bürgerlichen Tod, Impotenz, ansteckende Krankheit und Abwesenheit.

In Indien wie in Rom verliert die ehebrecherische Frau ihre Mitgift; der Gatte ist nicht verpflichtet, sie zu erstatten.

Nach allem sehen wir, daß in diesem wichtigen Teile des Rechts, der die Grundlage der Gesellschaft und der Nationen ist, schon Indien die Grundsätze aufstellt, nach denen sich alle Völker gerichtet haben.

Verfolgen wir nun die Vergleiche, die, wenn sie auch nur ganz oberflächlich betrachtet werden, doch nicht weniger sicher und beweisend sind.

Geschlechtsfolge, väterliche Gewalt, Vormundschaft und Adoption.

Die Regel: Pater is est, quem justae nuptiae demonstrant, die im römischen Rechte als Grundlage angenommen wird und in den Code Napoléon übergegangen ist, wo der Artikel 312 sagt: „Das während der Ehe geborene Kind hat den Gatten zum Vater“, lautet im Gesetze Manus so: „Das Kind, das im Hause geboren ist, gehört dem Gatten der Frau.“

Das indische Gesetz unterscheidet die Kinder in legitime, natürliche, aus Blutschande oder aus Ehebruch hervorgegangene. Die natürlichen Kinder haben ein Recht auf die Erbschaft ihrer

Eltern, wenn auch ein ganz geringes; die in Blutschande oder Ehebruch erzeugten können nur Alimente beanspruchen.

Sodann stellt es die Aberkennung in folgender Weise fest: „Wenn es nach den Umständen festgestellt ist, daß der wirkliche Vater ein anderer ist, als der Gatte, dann gilt das Kind als ehebrecherisch und ist aller seiner Rechte an die Familie verlustig."

Andrerseits aber hat Indien noch die wichtige Bestimmung, die es gestattet, ein Kind durch eine später geschlossene Ehe legitim zu machen.

Man kann, ohne befürchten zu müssen, einen Irrtum zu begehen, sagen, daß alle vorstehenden Grundideen, die das römische Recht aufgenommen hat, noch heute die moderne Gesetzgebung leiten. Welche Bewunderung muß dann aber nicht den Denker, den Philosophen, den Rechtsgelehrten ergreifen bei der Betrachtung dieses so einfachen, weisen, praktischen Rechtes, wenn er bedenkt, daß es so fünftausend Jahre nach seinem ersten Auftreten noch allgemein angenommen wird, da man nichts Besseres gefunden hat, was man an seine Stelle setzen kann!

Ebenso bietet das väterliche Recht über die Kinder ähnliche Anknüpfungspunkte; wie es in Indien war, ist es in Rom.

„Das Familienoberhaupt", sagt *Gibelinus*, „hat seine Frau, seine Kinder, seine Sklaven in der Hand, als Herr und in der gleichen Gewalt." Noch heute kann der Sohn nichts erwerben, nichts besitzen, über das der Vater nicht Recht hat.

Wie alt auch der Sohn sein mag, sagt aber andrerseits auch der indische Kommentator Catyayana, so lange der Vater lebt, ist der Sohn nie unabhängig.

Bezüglich der Vormundschaft gelten im römischen Rechte dieselben Prinzipien, die auch heutzutage noch in Anwendung sind. Es scheint aber ebenso, wenn wir das indische Recht betrachten, als ob wir uns auf dem Gebiete der modernen Gesetzgebung befinden.

Das indische Gesetz erkennt, was wir uns vor Augen führen wollen, das legitime Vormundschaftsrecht zunächst den Verwandten in aufsteigender Linie an, dann denen der absteigenden und der Nebenlinien und zuletzt einer eingesetzten Vormundschaft, wie einem Familienrate und der öffentlichen Gewalt, um die Person und die Güter einer minderjährigen Person zu schützen.

Als sonderbares Zusammentreffen aber heben wir in diesem Zusammenhange nebenbei hervor, daß das indische Gesetz die Vormundschaft männlicher Verwandten der weiblicher voranstellt, solange männliche Verwandte vorhanden sind. Und dann noch das, daß die Mutter die Vormundschaft verliert, wenn sie sich als Witwe ohne die Zustimmung des Familienrates wieder verheiratet.

Zum Schlusse nun führen wir noch einige Angaben über die Annahme an Kindesstatt an.

Das indische Gesetz gestattet die Adoption, sei es, um ein Kind aufzunehmen, das keine Familie hat, sei es aus Dankbarkeit gegen den Adoptierten. Wie im römischen Recht soll die Adoption in Gegenwart der Familie unter Feierlichkeiten vorgenommen werden, der die Aeltesten, die Brahmanen und die Ersten der Kaste beiwohnen.

Das französische Gesetz hat dieses Prinzip noch beibehalten, ndem es verlangt, daß der Akt mit besonderer Feierlichkeit und iungewöhnlichem Aufwande von Rechtsmaßregeln vorgenommen werde, daß eine Adoption nur gestattet sein solle nach dem Urteilsspruche eines Tribunals erster Instanz oder eines Obertribunals.

Ist die Adoption erfolgt, so gehört das Kind zur Familie, mit denselben Rechten, wie sie die Kinder haben, die noch später geboren werden. Das Gleiche gilt im römischen und im französischen Rechte.

Vriddha-Gautama aber sagt gleichfalls, nach dem Kommentare des Nanda-Pandita: „Wenn ein Adoptivsohn da ist, der voll guten Willens ist, und ein spätergeborener legitimer Sohn, dann sollen beide in gleicher Weise die väterliche Erbschaft teilen."

In Athen lautete die Adoptivformel:

„Ich adoptiere ihn, um einen Sohn zu haben, der auf meinem Grabe die geheiligten Zeremonien vornehmen möge, mein Geschlecht fortführe und meinen Namen in ununterbrochener Folge fortpflanzen könne, um ihn so zur Unsterblichkeit zu bringen."

Halten wir die indische Formel dagegen, dann finden wir in der griechischen vollständig die indische wieder, wie sie im Texte des Gesetzes Manus steht:

„Ich, der ich keinen männlichen Nachkommen habe, beeile mich einen Sohn zu adoptieren, damit die Totenopfer unausgesetzt dargebracht werden, und zur Fortpflanzung meines Namens."

Endlich möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß zuerst das indische Gesetz die Ehe als unauflöslich betrachtet hat; selbst der Tod änderte nichts daran, denn die Wiederverheiratung einer Witwe war nur dann gestattet, wenn der Verstorbene keine Kinder hinterlassen hatte: nur in diesem Falle wurde es Pflicht für die Witwe, sich wieder zu verheiraten, um dem ersten Gatten Kinder zu geben, die auf seinem Grabe die Zeremonien vollbringen könnten, die zu seinem Seelenheile notwendig waren. Denn nach der indischen Theologie konnte der Vater nicht in das Reich der Seligen eingehen, wenn nicht der Sohn auf seinem Grabe die vorgeschriebenen Zeremonien ausführte. Der zweite Gatte war daher nur ein Mittel zum Zwecke: das Kind, das ihm die Witwe gebar, war nicht das seinige, es gehörte dem Verstorbenen und erbte dessen sämtliche Güter.

Außerdem aber können wir in Indien nicht genug das bewundern, was das ganze übrige Altertum verkannt hat, die Achtung vor der Frau, die bis zur Verehrung geht.

Nicht ohne Staunen wird man lesen, was im Gesetzbuche Manus steht:

III. Buch Sloka 55: „Die verheirateten Frauen sollen mit Achtung behandelt werden und von ihren Vätern, ihren Brüdern, ihrem Gatten und den Brüdern ihres Gatten mit Geschenken bedacht werden, wenn diese Wohlergehen für sich selbst erwarten.“

III. 56: „Ueberall, wo die Frauen geehrt werden, ist die Gottheit befriedigt; aber wo man sie nicht ehrt, sind alle frommen Taten fruchtlos.“

III. 57: „Jede Familie, in der die Frauen in Kummer leben, wird bald zu Grunde gehen; sind sie aber nicht unglücklich, dann vermehrt sich die Familie und jede Unternehmung glückt ihr.“

III. 58: „Die Häuser, die von den Frauen einer Familie verflucht werden, denen man die schuldige Achtung nicht erwiesen hat, gehen von selbst ihrem Untergange entgegen, als wären sie von einem bösen Zauber behaftet.“

III. 59: „Daher müssen die Männer, die nach Reichtum trachten, auf ihre Frauen und ihre Familie alle Rücksicht nehmen und ihnen Schmuck, Kleider und ausgewählte Kost geben und sie in Ehren halten.“

III. 60: „In jeder Familie, in der sich der Gatte mit seiner Frau, und die Frau sich mit ihrem Gatten gefällt, ist das Glück auf ewig gesichert."

Die Verehrung der Frauen hat in Indien eine Epoche der Ritterlichkeit hervorgebracht, in der man die Helden des indischen Epos Taten vollbringen sieht, vor denen die Heldentaten eines Amadis, der Ritter der Tafelrunde oder der Paladine Kinderspiele sind.

Eine große und schöne Zeit, die das heutige Indien etwas vergessen hat! Aber wer trägt die Schuld daran? Ist es nicht die brutale und barbarische Eroberungssucht, die seit Jahrhunderten sich diesen so fruchtbaren und schönen Boden anzueignen sucht?

Besitz, Verträge, Pfand, Lehen, Verkauf, Gesellschaft, Schenkungen und Testament.

Die Gesetze Indiens, die sich auf Sachen beziehen, sind nicht weniger bewunderungswürdig als die, die sich mit der Person befassen; sie sind mit einer Umsicht und einer kritischen Gerechtigkeit abgefaßt, die die verschiedenen modernen Gesetzgebungen nicht übertroffen haben. Die Gesetze, die Rom aufgenommen hat, sind heute noch fast überall in Kraft.

Der indische Gesetzgeber hat sich die Frage nach dem Ursprunge des Eigentums vorgelegt und entscheidet folgendermaßen:

„Für jede Sache, deren man sich bedient hat, ohne daß man einen Besitztitel aufweisen kann, bilden die Urkunden allein die Rechtstitel, nicht der Besitz; so bestimmt es das Gesetz." (Manu VIII. Sloka 200.)

Das war also das Prinzip: das Eigentum hing in Indien vom Gesetze ab. Und dieses selbe Prinzip beherrscht noch heute unsere ganze Gesetzgebung.

Dann erklärt Manu, indem er davon spricht, wie man etwas in Besitz nehmen kann, was bisher noch niemand gehört hat, oder das nur zufällig in jemandes Besitz ist, „daß das Feld dem gehört, der es urbar gemacht hat, sowie die Gazelle dem zugesprochen wird, der sie tödlich verwundet hat."

Das indische Gesetz teilt die Besitztümer in bewegliche und unbewegliche, ein Unterschied, der in die *moderne* Gesetzgebung

ohne Aenderung übergegangen ist, obwohl ihn das *römische* Recht nicht angenommen hat.

Die unbeweglichen Güter werden in solche eingeteilt, die es ihrer Natur nach sind, und solche, die es der Bestimmung nach sind; dann wird der Besitz in Bezug auf die, die ihn inne haben, eingeteilt in Sachen, die der Gemeinde gehören, und in Privateigentum. Das indische Gesetz bestimmt, daß nur das letztere ein Gegenstand des Handels und der Uebertragung unter Privatpersonen sein kann.

„Somit sind denn alle Unterschiede beim Besitztum", sagt Gibelin, „ihrer Natur, ihrem Herkommen, ihren Besitzern und dem Besitzrechte nach, in Europa nur Ueberlieferungen des orientalischen Gesetzes."

Indien also bildet auch die Grundlage sowohl des heutigen, wie des römischen Rechts, der Familie, der Beschränkung von Schenkungen oder Verfügungsrechten, der Verträge nicht nur in der Gesamtheit, sondern auch in den Einzelheiten, überhaupt des ganzen Prinzips, das unser Zivilrecht auf die einfachste und gerechteste Formel gebracht hat, indem sich das römische Recht mit dem deutschen Gewohnheitsrechte verschmolzen hat: denn so hat sich doch nur die Vereinigung der Traditionen der indischen Tribus, die den Norden, und derer, die den Süden Europas bevölkert haben, vollzogen, das heißt derer einerseits, die über Rußland, die skandinavischen Länder und Deutschland, und derer andererseits, die über Persien und Aegypten, Griechenland und Rom vorgedrungen sind.

Einige Worte über Verträge, Schenkungen und Testamente werden dem Leser nicht unwillkommen sein. Die verschiedenen Arten der Verpflichtungen und Schenkungen, sowohl unter Lebenden wie im Todesfalle, sind durch die moderne Gesetzgebung ebenso wie durch das römische Recht im Prinzip und in den Einzelheiten in unbestreitbarer Weise aus den indischen Gesetzen kopiert worden.

Als erstes Prinzip für die Gültigkeit einer Verpflichtung nennt der indische Gesetzgeber die Fähigkeit der Kontrahenten.

Frauen, die ihren Gatten unterstehen, Kinder, Sklaven und Bevormundete sind unfähig, Verpflichtungen einzugehen.

Völlige Unfähigkeit besteht für Kinder und Sklaven, beschränkte Unfähigkeit für die Frau, die der Zustimmung ihres

Gatten bedarf, und Bevormundete dürfen nur handeln unter Einwilligung ihres Vormundes.

Hierbei mag auf das weitere Zusammentreffen des indischen und des französischen Rechtes hingewiesen werden, nach dem sich die Frau von ihrer Unfähigkeit, selbständig zu handeln, durch gerichtlichen Spruch befreien kann.

Neben diesen verschiedenen Arten der Unfähigkeit, die mit veränderter Stellung ein Ende nehmen, wie Großjährigkeit der Kinder, Befreiung der Sklaven, stellt das Gesetz noch andere auf, die sich auf besondere Fälle beziehen. So bestimmt Manu: „Ein Vertrag, der durch einen betrunkenen, wahnsinnigen oder in seinem Geisteszustande schwer verwirrten Mann, oder von einem Greise, dessen Schwäche man mißbraucht, abgeschlossen wird, ist vollkommen ungültig."

Manu fügt hinzu: „Der erzwungene oder unter Anwendung von Gewalt erpreßte Vertrag ist ungültig."

Gleicht das nicht einem Kommentar des Code Napoléon, der vor vier- oder fünftausend Jahren gemacht ist? Welche Achtung und Bewunderung müssen wir nicht vor einem Volke haben, das zu einer Zeit, in die die biblische Fabel die Erschaffung der Welt verlegt, schon zu dieser außerordentlichen Zivilisation gelangt war, die sich in diesen einfachen und praktischen Gesetzen wiederspiegelt!

Eine Täuschung ist da ausgeschlossen, das beste Urteil, das man über einen Staat fällen kann, beruht auf dem Stande seiner Gesetzgebung.

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der Verträge eingehen, die nur denen völlig verständlich sein würden, die sich mit Rechtsfragen beschäftigen; es möge genügen, wenn wir auf die Quelle hinweisen. Die, die sich besonders dafür interessieren, werden finden, daß die Vorschriften über Kaution, Pfand, Lehen, Vermietung, Pachtverträge und Hypotheken aus dem indischen Gesetze in das römische Recht übergegangen sind und von da aus in das moderne, und das ohne weitere Veränderungen als die, die natürlicherweise durch die Gebräuche und die Religion dieser Völker bedingt sind.

Dabei wird man bemerken, daß alle Gründe, die das römische und das französiche Recht gelten läßt, wodurch eine Verpflichtung

aufgehoben wird, bereits durch das indische Gesetz vorgesehen und angewandt worden sind.

So ist im indischen Gesetze die Verlängerung der Schuld, die Uebertragung einer Forderung, die Kompensation, der Verlust unter gewissen Bedingungen vorgesehen; heute aber noch haben die Dinge dieselbe Wirkung.

Wem gebührt das Verdienst der Priorität? Ich glaube, darüber kann keine Frage sein.

Man betrachte den Text des Simitri-Chaudrica über die Uebertragung einer Schuld:

„Der Gläubiger kann seinem eigenen Gläubiger oder einem Dritten, den er entschädigen will, das Pfand, das er von seinem Schuldner erhalten hat, um die Schuld zu sichern, übertragen, mit der Urkunde, in der dies festgestellt ist, aber unter Erwähnung aller Umstände bei der Uebertragung, die er vornimmt.“

Und dann dieser Text über gerichtliche Hinterlegung:

„Wenn der Gläubiger sich weigert, seine Schuld in Empfang zu nehmen, sobald ihm der Schuldner dies anbietet, dann kann die Hinterlegung dieser Schuld in bar, in Früchten oder Waren oder Vieh in die Hände eines Dritten stattfinden, und die Zinsen hören von dem Augenblicke an auf, weiter zu laufen. Diese Hinterlegung gleicht einer Befreiung.“

Um ein Beispiel zu geben von der wunderbaren Arbeit der Vergleichung, der ein Rechtgelehrter sich widmen könnte, und besonders, um in noch deutlicherer Weise darzulegen, daß das römische Recht und der französische Code nur eine Kopie des alten indischen Gesetzes sind, wollen wir hier einige Texte der drei Gesetzbücher über Pfand, Lehen und unentgeltlich geliehene Sachen anführen:

Indischer Text, Catyayana: Was aus Gefälligkeit geliehen ist, trägt keine Zinsen.

Römisches Recht: Commodata res tunc proprie intelligitur, si nulla mercede accepta vel constituta, res tibi utenda data est.

Code civil. Art. 1876: Das Verleihen zum Gebrauche ist völlig unentgeltlich.

Indischer Text. Catyayana: Wenn die Sache durch eigene Schuld verdirbt, dann ist der Leiher nicht verantwortlich, wenn nicht seinerseits eine Schuld vorliegt.

Römisches Recht: Quod vero senectute contigit, vel morbo, vel vi latronum ereptum est, aut quid simile accidit, dicendum est nihil eorum esse imputandum ei qui commodatum accipit, nisi aliqua culpa interveniat.

Code civil. Art. 1884: Wenn die Sache durch den Gebrauch, für den sie geliehen ist, Schaden erleidet, aber ohne Schuld dessen, der sie geliehen hat, dann ist dieser nicht verpflichtet, sie zu ersetzen.

Indischer Text. Catyayana: Wenn eine Sache für einen bestimmten Gebrauch oder für eine bestimmte Zeit geliehen ist und vor der Fertigstellung oder der Zeit des angegebenen Gebrauches zurückverlangt wird, dann kann der Leiher nicht gezwungen werden, sie zurück zu erstatten.
Römisches Recht: Adjuvari quippe nos, non decipi beneficio oportet.
Code civil. Art. 1888: Der Verleiher kann die geliehene Sache erst nach der verabredeten Zeit zurückverlangen, oder, wenn nichts ausgemacht ist, erst nachdem sie für den Gebrauch gedient hat, zu dem sie geliehen war.

Indischer Text. Catyayana: Wenn aber die Interessen des Verleihers durch einen nötigen Gebrauch Gefahr laufen können, darf der Leiher gezwungen werden, die geliehene Sache vor der angesetzten Zeit zurückzugeben.
Code civil. Art. 1889: Wenn jedoch während dieser Zeit, oder bevor der Leiher aufhört, die Sache nötig zu haben, dem Verleiher ein dringendes, unvorhergesehenes Bedürfnis nach seiner Sache kommt, dann kann der Richter den Umständen gemäß den Leiher verpflichten, sie zurückzuerstatten.

Indischer Text. Narada: Wenn ein Mann einem andern etwas vertrauensvoll überläßt, aber mit der Bedingung, es zurückzuerstatten, dann ist dies ein Depot.
Römisches Recht: Depositum est quod custodiendum alicui datum est.
Code civil. Art. 1915: Im allgemeinen ist ein Depot eine Handlung, durch die man eines anderen Eigentum empfängt mit dem Auftrage, sie zu verwahren und in Natur zurückzuerstatten.

Indischer Text. Vrihaspati: Der Depotinhaber, der es geschehen läßt, daß eine bei ihm hinterlegte Sache durch seine Nachlässigkeit verdirbt, während er seine eignen Sachen mit ganz anderer Vorsicht bewahrt, soll gezwungen werden, den Wert mit Zinsen zu bezahlen.
Römisches Recht: Nec enim salva fide minorem iis quam suis rebus diligentiam praestabit.
Code civil. Art. 1927: Der Depotinhaber muß bei der Aufbewahrung der hinterlegten Sache dieselbe Sorgfalt anwenden, wie die, die er seinen eigenen Sachen zuwendet.

Indischer Text. Yojnyavalcya: Der Depotinhaber braucht nicht zurückzuerstatten, was durch den König, durch die Vorsehung oder durch Diebe zerstört worden ist. Findet dieser Verlust aber statt, nachdem er auf Verlangen die Sachen nicht zurückgegeben hat, dann muß er den Wert des Depots ersetzen und eine gleiche Buße zahlen.
Römisches Recht: Si depositum quoque eo die depositi actum sit periculo ejus, apud quem depositum fuerit, et si judicii accipiendi tempore potuit nec reddidit, id reddere reus.

Code civil. Art. 1929: Der Depotinhaber ist in keinem Falle haftbar, wenn Zufälle höherer Art (force majeur) eintreten, es sei denn, er sei vorher aufgefordert worden, die deponierte Sache zurückzugeben.

Indischer Text. Ebenda: Wenn der Depotinhaber sich der Sache bedient, ohne die Zustimmung des Eigentümers zu haben, so soll er bestraft werden und gehalten sein, den Preis der deponierten Sache mit Zinsen zu bezahlen.

Römisches Recht: Qui rem depositam, invito domino, sciens prudensque in usus convertit, etiam furti delicto succedit.

Code civil. Art. 1930. Er darf sich der hinterlegten Sache nicht ohne ausdrückliche oder mutmaßliche Erlaubnis des Eigentümers bedienen.

Indischer Text. Ebenda: Das, was in einem verschlossenen Schrein in die Hände des Depotinhabers gelegt wird, ohne Angabe des Inhalts, soll unbekannt bleiben und ebenso zurückgegeben werden.

Code civil. Art. 1931: Er darf nicht suchen zu erfahren, was für Sachen hinterlegt sind, wenn sie ihm in einem verschlossenen Koffer oder unter verschlossenem Umschlag anvertraut sind.

Manu sagt noch über denselben Gegenstand:

Im Falle, daß ein Depot versiegelt hinterlegt ist, muß es der Depotinhaber zurückgeben, ohne die Siegel verletzt zu haben.

Indischer Text. Manu: Das Hinterlegte muß in dem gleichen Maße und im gleichen Werte zurückgegeben werden, wie es abgeliefert ist; so wie das Depot ist, so muß die Rückgabe sein.

Code civil. Art. 1932: Der Depotinhaber muß die Sache genau so zurückgeben, wie er sie erhalten hat.

Indischer Text. Manu: Wenn das Depot von Dieben gestohlen, oder von Würmern angefressen, oder von Wasser fortgespült, oder durch Feuer verzehrt ist, dann ist der Depotinhaber nicht verpflichtet es zu ersetzen, es sei denn, daß der Schade oder der Verlust durch seine Schuld entstanden sei.

Code civil. Art. 1933: Der Depotinhaber ist nur verpflichtet das Depot so zurückzugeben, wie es sich im Augenblicke der Zurückgabe befindet. Der Schade, der ohne seine Schuld entstanden ist, geht auf Rechnung des Hinterlegers.

Indischer Text. Vrihaspati: Welchen Nutzen auch der Depotinhaber aus der hinterlegten Sache gezogen hat, er muß sie mit diesem Nutzen zurückgeben.

Römisches Recht. Hanc actionem bonae fidei esse dubitari non oportet. Et ideo, et fructus in hanc actionem venire, et omnem causam, et partem dicendum est, ne nuda res veniat.

Code civil. Art. 1936: Wenn die hinterlegte Sache Nutzen gebracht hat, der dem Depotinhaber zugute gekommen ist, so ist er verpflichtet diesen zurückzuerstatten.

Indischer Text. Vrihaspati: Die hinterlegte Sache muß dem zurückgegeben werden, der sie hinterlegt hat.

Code civil. Art. 1937: Der Depotinhaber darf die Sache nur dem zurückgeben, der sie ihm anvertraut hat.

Indischer Text. Manu: Der Depotinhaber kann von niemand angegriffen werden, wenn er das Depot dem Erben des verstorbenen Hinterlegers zurückerstattet hat.

Code civil. Art. 1939: Im Falle des natürlichen oder bürgerlichen Todes der Person, die eine Sache hinterlegt hat, kann diese nur dem Erben ausgeliefert werden.

Indischer Text. Manu: Derselbe Ort, wo ein Depot hinterlegt ist, ist auch der Ort für die Rückgabe.

Code civil. Art. 1943: Wenn der Vertrag keinen Ort festsetzt, wo die Rückgabe stattfinden soll, dann muß sie an demselben Orte stattfinden, wo das Depot gemacht ist.

Indischer Text. Vrihaspati: Der Depotinhaber muß es sorgfältig aufbewahren und auf die erste Aufforderung des Hinterlegers zurückerstatten.

Code civil. Art. 1943: Das Depot muß dem Hinterleger sofort ausgeliefert werden, wenn er es zurückverlangt.

Ist es wohl nötig, diese Vergleiche noch weiter fortzuführen, und kann es noch deutlicherer Erklärungen bedürfen, wenn man in Betracht zieht, wie viele Jahrhunderte zwischen uns und der Epoche liegen, in der diese ersten Gesetze aufgeschrieben wurden, und welche Veränderungen alles dies notwendigerweise hat erleiden müssen?

Diese Nebeneinanderstellungen könnten auf dem ganzen Gebiete der Rechtsprechung gemacht werden; überall würden wir finden, daß die vernünftige, philosophische, vollständige und in allen Teilen würdige indische Gesetzgebung den gesamten geschriebenen Gesetzen der Welt als Grundlage gedient hat.

Verkauf, Schenkungen, Testamente, deren Grundprinzipien wir gesehen haben, zeigen uns in allen Einzelheiten denselben logischen Zusammenhang, dieselben Berührungspunkte, dieselben Grundlagen, die durch ein vernünftiges, klares Denken geboten sind.

Dieselbe Quelle besteht für alle unsere modernen Gesetze, nur hie und da sind einige Aenderungen vorhanden, die durch die Verschiedenheit der Sitten, des Klimas, der Zivilisation bedingt sind und nur dazu dienen, den Einfluß noch deutlicher hervor-

treten zu lassen; die alten und die modernen Gesetzgeber weichen von denen Indiens nur da ab, wo neue Sitten unerbittlich neue Gesetze verlangt haben.

Die Gesetzgebung Manus liegt mehr als dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung; die Brahmanen legen die Zeit ihrer Entstehung noch viel weiter zurück.

Welch eine Lehre liegt für uns darin und dabei auch ein fast materieller Beweis für die indische Chronologie, die weniger lächerlich als die unsrige, die auf Erzählungen aus dem heroischen Zeitalter oder biblischen Traditionen beruht, welche aus älteren Werken herübergenommen sind und eine Entwicklung unserer Welt annimmt, die dabei mit der Wissenschaft im Einklang steht!

Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo man riskiert, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, wenn man gegen eine Bibelstelle auftritt; aber man muß doch zugestehen, daß uns das Mittelalter durch seine Vormundschaft eine unzählige Menge von Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen überliefert hat, von denen wir uns nur mit großer Mühe freimachen können.

Die Wissenschaft hat uns von diesen Vorurteilen nur zögernd befreien können, ihr Gang ist langsam; und ebenso wie der Mann nie dazu gelangt, die Märchen vollständig zu vergessen, die man ihm in seiner Kindheit erzählt hat, ebenso sind die abendländischen Nationen unfähig, gewisse Fabeln verflossener Jahrhunderte ganz loszuwerden, so wie sie andrerseits aber auch ebenso unfähig sind sie zu glauben.

Wenn man auf das Lächerliche der Chronologie hinweist die die Erschaffung des ersten Menschen sechstausend Jahre zurückverlegt, dann erregt man in gewissen Kreisen immer noch einen großen Sturm der Entrüstung und ist genötigt mathematische Gründe anzuführen — denen dann wieder Fabeln und heilige Schriften entgegen gehalten werden.

Wir müssen uns von dem Ballast furchtsamer Gläubigkeit freimachen, und dann werden wir einsehen, daß es uns, den Völkern des Occidents, die wir zuletzt gekommen sind, nicht zusteht den Ursprung der Welt durch unsere kurze Erinnerung feststellen zu wollen und so mit einem Federstriche die Zivilisation und die Geschichte der orientalischen Völker, die uns um Tausende von Jahren auf der Erde vorangegangen sind, auszustreichen.

Logischer als wir, haben sich diese Völker, die sich mit ihrem ursprünglichen und originalen Wesen doch sicherlich hätten zufrieden geben und damit sogar hätten brüsten können, selbst als die Nachkommen anderer Völker hingestellt, die vor ihnen waren, und die eben nur große Ereignisse der Art, wie sie auch allen heutigen Völkern noch zustoßen können, vom Erdboden vertilgt haben.

Man muß auf jeden Fall zugeben, daß dieser Fortschritt, den wir bei den indischen Völkern sehen, wenn wir ihre bewundernswerten Gesetze betrachten, durch die sie die Gesellschaft, die Familie, das Eigentum, überhaupt die Zivilisation förderten, bei ihnen ebensowenig wie bei uns das Werk eines Tages hat sein können, und daß Jahrhunderte nötig gewesen sind, um ihn hervorzubringen.

Sie haben, ebenso, wie alle primitiven Nationen, ehe sie zu einem feststehenden geschriebenen Gesetze gelangt sind, von Gewohnheitsrechten ausgehen müssen, die sich durch Ueberlieferung gebildet haben, bis sie sich durch die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche gezwungen sahen, ebenso wie die Römer und wir, ein allgemein geltendes Gesetz zu schaffen.

Einige Jahrhunderte haben genügt, die alten und die neuen Nationen zu dem Standpunkte von heute zu führen, da ihnen das asiatische Licht als Führer diente, das sie leitete und ihren Weg abkürzte; aber wie lang hat nicht die Epoche der Entwicklung für die Inder sein müssen, selbst wenn wir annehmen — wie sie es selbst tun — daß schon vorhergehende Völker, deren Spuren sie gefolgt sind, ihnen vorgearbeitet haben.

Auf diesem herrlichen Boden, unter der glühenden Sonne, inmitten einer Vegetation ohnegleichen, die dem Körper in jeder Beziehung das Notwendige gab und die Seele ruhig träumen ließ, mußte die soziale Entwicklung nur langsam fortschreiten, besonders als die Völker jung und kraftvoll waren. Man kann daher wohl behaupten, — daß die Jahrhunderte der Entwicklung unseres Nordens, mit der hastigen und fieberhaften Bewegung, ebensovielen Jahrtausenden bei jenen entsprechen.

Je mehr man in diesen vergleichenden Studien vordringt, desto mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß sich die Völker aneinandergliedern, wie die Söhne an den Vater; und wenn man auch nicht immer die Reihenfolge deutlich sehen kann, so ist es doch leicht, die nachkommenden an die vorhergegangenen

Geschlechter anzuschließen, wie die Ringe einer Kette sich aneinander reihen — nur gehört dazu allerdings ein ruhiges Studium, frei von Vorurteilen.

Was wir hier sagen, ist keine neue Idee. Man betrachte nur die Geschichte, und man wird sehen, daß sie schon lange dieser Spur folgt und nach Beweisen für ihre Ahnung sucht; alle großen Orientalisten und besonders Humboldt, dieser Riese in der Wissenschaft, sind ein Beweis dafür, daß man immer danach gestrebt hat, unserem Ursprunge seinen wahren Stützpunkt zu geben und gegen das traurige Erbe des Mittelalters anzukämpfen, das den Gedanken geknechtet und auf lange Zeit den Gang des Geistes zu einer vernünftigen und freien Erkenntnis dessen, was vergangen ist, verlangsamt hat.

Ohne Zweifel sind alle großen Geister unserer Zeit von dieser Wahrheit durchdrungen; aber es ist notwendig, diese Wahrheit zusammenzufassen, sie allen zugänglich und klar, mit einem Worte zum Allgemeingute des Volkes zu machen, damit sie aus dem Gebiete der Bevorzugten heraustrete und Keime und Frucht trage.

Noch einige Worte über die indische Philosophie — und dann haben wir mit den Hauptprinzipien der Sprache, der Gesetzgebung und der Philosophie abgeschlossen, die vorausgeschickt werden mußten, bevor wir zu einer eingehenden Untersuchung der Beweise schreiten können, die sich auf den religiösen Ursprung der Bibel und des christlichen Erlösers beziehen.

Die indische Philosophie stützt sich, wie die indische Religion, auf die Veden, ihre heiligen Schriften. In bezug auf ihre Authentizität stehen die Veden unzweifelhaft allen alten Werken voran; diese heiligen Bücher, die nach der Aussage der Brahmanen die von Gott geoffenbarte Wahrheit enthalten, waren in Indien schon lange in hohem Ansehen, bevor Persien, Klein-Asien, Aegypten und Europa kolonisiert und bewohnt waren.

„Man kann den Veden die Ehre nicht absprechen, bis ins fernste Altertum hinaufzureichen,“ sagt der berühmte Indologe William Jones. „Aber zu welcher Zeit wurden sie verfaßt? Wer ist ihr Verfasser? Wir können noch so weit in das Altertum zurücksteigen, die ältesten Annalen des Menschengeschlechtes befragen — es bleibt unmöglich, diese Fragen zu beantworten; alles

ist in bezug hierauf stumm. Einige Autoren verlegen die Abfassung in die ersten Zeiten nach der Sündflut; aber nach den Brahmanen bestanden sie bereits vor der Schöpfung; sie entstanden, wie der Sama-Veda sagt, im Geiste dessen, der durch sich selbst ist, und Brahma selbst hat sie den Menschen geoffenbart."

Die neuere Forschung hat bis jetzt noch keine feststehenden Daten für das Alter des Veda angeben können. Max Müller nahm 1859 etwa 1000—1200 Jahre vor unserer Zeitrechnung als Zeitpunkt an, wo die Vedalitteratur als *abgeschlossen* gelten mußte. Seine Autorität veranlaßte spätere Forscher, dieses Alter als das richtige anzusehen, da so recht keiner wagte, gegen ihn aufzutreten, so groß war sein Ansehen auf diesem Gebiete. L. von Schröder versuchte zuerst das Jahr 2000 v. Chr. als die Grenze anzugeben; und als vor einigen Jahren H. Jacobi die vedische Litteratur bis ins 3. Jahrtausend zurück zu datieren unternahm, entstand unter den Gelehrten großes Geschrei. Nun sind aber in ganz neuer Zeit, auf Grund astronomischer Angaben, die in den Veden vorkommen, ganz überraschende Resultate erzielt worden, und zwar haben ein deutscher und ein indischer Forscher, unabhängig von einander, ungefähr den gleichen Weg eingeschlagen und auf diese Weise weit höhere Ziffern gefunden. Beide Forscher haben durch eine astronomische Berechnung gefunden, daß zu der Zeit, wo die Veden niedergeschrieben wurden, das Frühlingsäquinoktium im Orion lag, woraus folgen würde, daß es sich um eine Zeit handelt, die 4500 bis 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt.

In dieser Ansicht wurde dann H. Jacobi in Bonn noch durch eine zweite astronomische Betrachtung bestärkt.*) Die Grihyasutras (Sanskrit und deutsch von A. F. Stenzler, Leipzig, 1864) berichten nämlich von einem Hochzeitsbrauch in Altindien, der darin bestand, daß Braut und Bräutigam im neuen Heim schweigend auf einem Stierfell sitzen mußten, bis die Sterne sichtbar wurden, worauf der Bräutigam seiner Braut den Polarstern zeigte und etwa sagte: „Fest sei, gedeihend bei mir," und die Braut antwortete: „Fest bist du, fest möge ich im Hause meines Gatten sein." Der Polarstern ist also den Brautleuten das Symbol der

*) Nach M. Winternitz, Gesch. der indischen Litteratur. Leipzig 1905. S. 252, ff.

Festigkeit, auf die es in der Ehe ankommt; er hieß Dhruva, der Feste, und wurde als Sinnbild der ehelichen Treue bezeichnet. Nun verschiebt sich aber bekanntlich im Laufe der Jahrtausende die Stellung der einzelnen Sterne in bezug auf den Himmelspol. Da dieser damalige „feste Stern“ Dhruva also ein Stern gewesen sein muß, der, ähnlich unserem heutigen Polarsterne dem bloßen Auge damals als unbeweglich erscheinen musste, so kann es, nach astronomischer Berechnung, unter Berücksichtigung des Vorrückens der Nachtgleichen, des Aequinoktiums, mit aller Wahrscheinlichkeit nur der erste Stern im Bilde des Drachen (α Draconis) sein, der für den Dhruva in Frage kommt; ein Stern, der um 3000 vor unserer Zeitrechnung dem Himmelspole ein halbes Jahrtausend lang so nahe stand, daß er als unbeweglich erscheinen mußte. Da nun aber in den Hochzeitssprüchen des Rigveda dieses Brauches noch nicht gedacht wird, so hält es Jacobi für wahrscheinlich, „daß die Verwendung des Dhruva im Hochzeitszeremoniell der folgenden Periode angehört, und daß also die rigvedische Kulturperiode noch vor dem dritten vorchristlichen Jahrtausend liegt“.

„Die Aufstellungen Jacobis sind heftig angegriffen worden. Die Angriffe richteten sich namentlich gegen den ersten Teil der astronomischen Beweisführung . . . Ernstlich ist auch bestritten worden, daß die Inder in alter Zeit sich schon um die Aequinoktien gekümmert hätten. Andrerseits ist gegen den zweiten Teil der Beweisführung, der sich auf den Polarstern stützt, wenig Stichhaltiges vorgebracht worden.“

Es scheint aber durchaus nicht nötig, daß die Inder sich um die Aequinoktien zu kümmern brauchten, um ihren Polarstern, den Dhruva, da zu sehen, wo er damals stand; daß es heute nicht mehr derselbe ist, wie vor 5000 Jahren, ist eine Folge des Vorrückens der Nachtgleichen, die eben *wir* heute zu konstatieren haben; aber das kann doch gegen die Jacobische Beweisführung nicht angeführt werden! Die Inder mögen das Vorrücken der Nachtgleichen gekannt haben oder nicht, darum handelt es sich nicht; die Sache, auf die es ankommt, ist doch nur, daß sie einen *anderen* Stern als Polarstern sahen, wie wir; und wenn wir heute zurückrechnen können, welcher Stern dies war, dann haben wir die Zeitbestimmung, um die es sich handelt. Für uns ist

eben heute der erste Stern des kleinen Bären der Polarstern; und wenn es gebräuchlich wäre, daß unsere jungen Eheleute sich bei diesem Sterne ewige Treue schwüren, dann könnte man nach weiteren fünftausend Jahren wohl sagen: damals, als der Stern des kleinen Bären Polarstern war, sagten die jungen Eheleute, wir wollen fest zu einander stehen wie dieser Polarstern; und es könnten auch dann die Astronomen berechnen, daß das etwa 5000 Jahre her sein müsse. Daß aber unsere jungen Eheleute dabei von dem Vorrücken der Nachtgleichen etwas wissen müßten, um so etwas sagen zu können, ist dabei natürlich nicht notwendig; sie sehen vielmehr eben den feststehenden Stern, und das gibt ihnen den poetischen Vergleich der Beständigkeit. Möglicherweise wird dergleichen heute nicht mehr vorkommen; es würde dies aber leider nur konstatieren, daß wir eben weniger poetisch veranlagt sind, als es die alten Inder waren. „Vom Standpunkte der indischen Geschichte spricht nichts gegen die Annahme, daß die altindische Kultur bis ins vierte Jahrtausend zurückreicht, während sich der auf Max Müller zurückgehende Ansatz von 1200 oder selbst 1500 v. Chr. für den Beginn der vedischen Periode mit dem heutigen Stande unseres Wissens über die politische Geschichte sowohl als auch über die Litteratur- und Religionsgeschichte Altindiens nicht mehr verträgt."

Hier, wie überall, sind wir befangen in hergebrachten Ansichten über die Entstehung der Welt, über die „vorgeschichtliche" Zeit, über das klare Anschauen der Zeitdauer, die der Mensch notwendigerweise gebraucht hat, um aus einem unkultivierten Zustand in einen höheren zu gelangen. Wer will es berechnen, welche Zeit erforderlich ist, um aus dem Denken der Menschen einen alten Brauch abzuschaffen, der seit Tausenden von Jahren besteht, aber dann neueingepflanzten Ideen Platz machen muß? Haben tausend Jahre genügt, um von den Giebeln westfälischer Bauernhäuser die gekreuzten Pferdeköpfe zu entfernen? Hat die seit fast zweitausend Jahren bestehende christliche Religion in Italien den heidnischen Aberglauben zu vernichten vermocht? Was sind tausend Jahre im Volksbewußtsein? Eine kurze Spanne Zeit! Wir können es nicht als übertrieben bezeichnen, wenn der oben erwähnte indische Forscher — Bal Gangadhar Tilak in Bombay — manche vedische Texte sogar bis zum Jahre 6000 vor unserer Zeit-

rechnung zurück zu verlegen versucht: er ist wahrscheinlich noch viel zu befangen, um ihnen zehn- oder gar zwanzigtausend Jahre zu geben.

Wer die Zeichnungen eines alten keltischen Bewohners Frankreichs auf den Renntierschaufeln im Museum von St. Germain bei Paris gesehen hat, wird doch nicht mehr daran zweifeln, daß in Frankreich Leute gelebt haben, die zu einer Zeit, als noch Renntiere dort waren, schon sehr charakteristisch zu zeichnen verstanden hätten. Wie lange ist das aber her? Seit wann gibt es keine Renntiere mehr in Frankreich? Was sind da tausend Jahre? Eine kurze Spanne Zeit.

Unsere Schulbegriffe haben uns verwirrt, sonst würden wir mit weiterem Blicke die Geschichte der Menschheit übersehen. Welche Zeit mag wohl vergangen sein, bis sich für eine Sprache feststehende bestimmte Regeln haben ausbilden können, wie sie die Sanskritsprache aufweist; und dann wieder, bis sich eine gesprochene Sprache in eine Schriftsprache umgewandelt hat? Was sind da tausend Jahre? Eine kurze Spanne Zeit . . .

Auch die chinesischen heiligen Schriften (zu denen alle alten Schriften gerechnet werden) reichen bis ins dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinauf, so auch der Kanonische Regentenspiegel Schu-King.*)

Um nun näher auf die altindischen Veden einzugehen, so sei erwähnt, daß es vier Veden gibt: Der Rigveda, der Samaveda, der Yadjurveda und der Atharvaveda. Nur Bruchstücke dieser Bücher waren bis vor kurzem übersetzt. Erst in neuerer Zeit ist von diesen Schriften mehr übersetzt worden und die altindische Litteratur so weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Wenn nun auch die Veden der Herd sind, an dem die Fackel des brahmanischen Genies entzündet worden ist, wenn die indische Philosophie im Heiligtum der Tempel entstanden ist, wie später die griechische, dann hat sie doch das Geheimnisvolle verlassen müssen, das ihrer beider Ursprung war. Es konnte nicht lange währen, bis sie unabhängig wurde und, zur Reife gelangt, die Autorität der heiligen Schriften und des religiösen Dogmas von

*) Seydel. Evang. von Jesu. Seite 24.

sich stoßen mußte, um, nur auf die freie Forschung und die Vernunft gestützt, ihren Weg zu suchen.

Seitdem teilt man die indische Philosophie in ein orthodoxes und ein heterodoxes System ein, ein rechtgläubiges und ein irrgläubiges.

Unter den berühmtesten Lehrern der rechtgläubigen Philosophie oder vielmehr der brahmanischen Theologie steht in erster Linie Djeminy und Richna Dwipayana-Vyasa, dieser gewöhnlich unter dem Namen Veda-Vyasa bekannt, da er die zerstreuten Lehren der vier Veden zusammengefaßt hat.

Djeminy gehörte der Sekte der Saniassys an, der Bettler; er ging mit einem Stabe und dem Almosenbecken in gelben Kleidern umher. Vyasa scheint den Dingen der Welt etwas mehr zugetan gewesen zu sein und steht in Indien in dem Rufe eines Dichters; wenigstens wird er für einen Philosophen gehalten. William Jones spricht nur mit Ehrerbietung von ihm.

Die Werke dieser beiden Lehrer, die die scholastische Philosophie Indiens stützen, sind unter den Namen Purva-Mimansa und Uttara-Mimansa oder Vedanta bekannt.

Sie haben nicht nur den Zweck, die Veden auszulegen und ihren Sinn festzustellen, Djeminy behandelt auch noch die Kasuistik, und die Arbeit Vyasas enthält eine Dialektik in der Art des Aristoteles, mit einer Psychologie, die soweit geht, daß der Verfasser den Skeptizismus und Idealismus bis dahin führt, das Bestehen einer materiellen Welt zu leugnen.

Dies ist aber ganz das System Pyrrhons, des Stifters der skeptischen Schule in Griechenland; ohne Zweifel hat dieser griechische Philosoph, der im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, Reisen in Indien gemacht und von diesen Reisen und seinem Verkehr mit den Brahmanen das Prinzip mitgebracht, daß alles nur Vorstellung ist, sogar Gott selbst.

Die Purva-Mimansa zeigt außerdem eine große Uebereinstimmung mit dem mystischen Dogma des Philosophen von Samos, das Plato zum Teil angenommen hat.

Nach Djeminy ist im Universum alles Harmonie, alles ist in stetem Einklange; Gott selbst ist ein harmonischer Ton, und alle

Wesen, die er geschaffen hat, sind nur Abteilungen des ursprünglichen Klanges.

„Als die göttliche Allmacht das Werk der Schöpfung vollbracht hatte", sagt Manu, „ging sie im Geiste Gottes auf und verwandelte so die Energie in Ruhe."

Aus diesem System der Töne geht auf natürliche Weise das der Zahlen hervor, denen die Mimansa eine mystische Gewalt zuschreibt. Die Zahlen Eins und Drei sind das Symbol der Dreieinigkeit, das Zeichen Drei das Attribut der Göttlichkeit: Schöpfung, Erhaltung, und Veränderung durch Zerstörung.

In gleicher Weise erklärte späterhin der Priester von Memphis in Aegypten dem Schüler die Zahl Drei und sagte ihm, daß die ursprüngliche Monade die Dyade geschaffen habe, und daß daraus die Triade hervorgegangen sei, die die ganze Natur mit ihrem Glanze erfüllt.

Wir werden uns später mit dieser Idee der Dreieinigkeit noch eingehender zu befassen haben.

Die Verfasser dieser beiden Mimansa haben auch die abstraktesten Fragen behandelt — die wirksame Gnade: Karma; die Gnade: Isvara-parasada; den Glauben: Sradha; und den freien Willen — Begriffe der neueren Theologie haben sie damit also schon untersucht. Djeminy und Veda-Vyasa haben sich also schon mit allen diesen Fragen beschäftigt, mit denen sich die christlichen Philosophen noch heute abgeben.

Die Sastras und der Maha-Bharata, die dieselben Doktrinen lehren, verlieren sich dann im Dunkel der Zeiten. Die Chronologie der Brahmanen verlegt, nach den Berechnungen des gelehrten Orientalisten Halled, die ersten etwa siebentausend und den zweiten auch ihrerseits wieder etwa viertausend Jahre zurück. Eine solche Chronologie schlägt natürlich allen unseren gewöhnlichen Begriffen ins Gesicht. Sie ruft bei uns Europäern sogar ein Lächeln hervor, da wir gewohnt sind, unsere Welt als kaum sechstausend Jahre bestehend zu denken; „sie ist in sechs Tagen geschaffen," und dabei braucht man weiter nicht nachzudenken! Wohl hat man versucht, aus den sechs Tagen sechs Zeitepochen zu machen, deren Dauer unbestimmt ist, und es können leicht einige Tausend Jahre die Epochen von einander trennen — aber damit reichen wir dann doch der indischen Auffassung die Hand!

Die Sastras aber sind dabei nicht die einzigen Bücher, die auf ein so hohes Alter Anspruch machen. Nach der Ansicht indischer Philosophen wurden die Gesetze Manus in der Crida-Yuga geoffenbart, d. h. im ersten Zeitalter. Der Surya-Sidanta wird ebenfalls auf mehrere tausend Jahre zurückverlegt; und Halled, der Uebersetzer der Sastras, hebt ausdrücklich hervor, daß kein Volk Annalen von einer so unanfechtbaren Autorität besitzt, wie die, die uns die Brahmanen überliefert haben — er stützt sich dabei auf ein Buch, das vor mehr als viertausend Jahren geschrieben ist und die Geschichte des Menschengeschlechts mehrere Millionen Jahre zurückverfolgt.

Eine solche Chronologie ist für die Inder nichts Uebertriebenes; sie stimmt im Gegenteil mit ihrem Glauben überein, der annimmt, daß die Materie seit Ewigkeit mit Gott besteht.

Welche Nation — das müssen wir immer wieder sagen, wenn wir uns das alles vergegenwärtigen, was wir Seite für Seite erkennen — welche Nation hat mehr Ideen gehabt, mehr Fragen aufgeworfen und mehr Probleme behandelt? Die Entwicklung des Gedankens, der stete Fortschritt der Wissenschaften haben an den philosophischen Spekulationen dieser Leute, die von uns so weit entfernt sind, nichts ändern können.

Gesetzgebung, Moral, Metaphysik, Psychologie, alle diese Gebiete haben sie bearbeitet und in urvordenklichen Zeiten bereits bis in die Grundlagen untersucht.

Betrachtet man nun aber die Denkmäler dieser ihrer ältesten Litteratur, öffnet man die ungeheueren Schätze ihrer frühesten Philosophie, in der die ersten Grundgedanken auf allen Gebieten hervorleuchten, dann ist man von der Majestät der Anschauung von Gott betroffen, die der Dichter, der Geschichtsschreiber, der Gesetzgeber und der Philosoph immer wieder den Menschen vor Augen führt, und mit der sie den Glauben an eine unmittelbare Vorsehung hervorheben.

Stets erheben sie ihren Geist zu Gott und nehmen ihren Gegenstand nicht eher in Angriff, als bis sie ihm mit brünstigem Herzen ihren Dank entgegengebracht haben. Alles dies erfüllt uns mit der größten Bewunderung für ihren Glauben und ihr Vertrauen.

„Der Ganges, der dahinrollt", sagt der Samaveda, „ist Gott; das stürmische Meer ist er; der brausende Wind ist er; die Wolke, die donnert, der Blitz, der leuchtet, ist er; so wie von Ewigkeit her die Welt im Geiste Brahmas war, ebenso ist alles, was heute besteht, sein Bild."

Bevor Manu den Brighu auffordert, seinen Schülern die Maha-Richis, seine unsterblichen Lehren, zu enthüllen, beginnt er damit, ihnen seine Göttlichkeit und die Geheimnisse der Schöpfung zu erklären. Ebenso enthüllt der Verfasser des Maha-Bharata in majestätischer Sprache durch den Mund des göttlichen Sohnes der Jungfrau Devanaki dem erstaunten Ardjuna die erhabensten Gedanken der indischen Lehre über Gott. Und die Sastras, von denen wir oben gesprochen haben, führen den Leser zuerst in die Erkenntnis des höchsten Wesens ein, das alles geschaffen, alles eingerichtet hat, mit unendlicher Freiheit und Macht.

Auf diese Zeit des ersten glühenden Glaubens ohne Zweifel folgte bald der Kultus der reinen Vernunft, die, ohne die alte Offenbarung zu verwerfen, doch nur das anerkennen wollte, was der Erkenntnis zugänglich sei.

Daraus entstanden notwendigerweise die verschiedensten Systeme, und neben den Spiritualisten traten die Skeptiker auf, deren Theorien im Altertume von den Pyrrhonikern und heutzutage von den Anhängern Montaignes und Kants wiederaufgenommen wurden, ohne daß diese das Verdienst hätten, irgend etwas Neues vorgebracht zu haben.

Die Sankya-Philosophie, deren Gründer Kapila ist, bestreitet in aller Form eine Schöpfung durch göttlichen Machtspruch; sie behauptet, daß es keinen Beweis dafür gebe, daß eine geistige Macht bestehe, die das Weltall erschaffen haben könne; daß dies weder durch die Vernunft, noch durch den Verstand bewiesen werden kann, d. h. durch Anschauung oder durch Ueberlegung, zwei von den drei Kriterien, durch die man zur Erkenntnis der Dinge gelangen könne. Denn die Natur der Ursache und der Wirkung sei dieselbe, woraus folge, daß das, was existiert, nicht durch irgend eine mögliche Betätigung einer Ursache Existenz habe erhalten können.

Ein Argument, das auch Leucippus, der Urheber des atomistischen Systems, sowie Lucretius und andere anführen, daß Gott, um die Welt zu schaffen, sie aus dem Nichts habe hervorbringen

müssen, daß es aber unmöglich sei, eben aus Nichts etwas hervorzubringen.

Doch erkennt Kapila eine bildende Kraft an, die der Natur innewohnt, ein Wesen, das aus ihr hervorgeht, ein besonderes Merkmal der Materie, das die Quelle aller Vernunft sei.

Aus den sich entgegenstehenden Eigenschaften, der schöpferischen und der zerstörenden, entsteht die handelnde Kraft oder Bewegung, die zugleich drei verschiedene Eigenschaften aufweist:

1. Die Bewegung der Bildung,
2. die Bewegung der Zerstörung,
3. die Bewegung an sich oder das Beharrungsvermögen.

Das sind die feinen Unterschiede, mit denen sich die orientalische Einbildungskraft der ältesten Zeiten beschäftigt.

Die indischen Philosophen beschäftigen sich also eingehend mit der Untersuchung dieser drei Eigenschaften, die der Natur innewohnen und alles, was existiert, notwendigerweise durchdringen.

Die erste ist die Gegenwart alles dessen, was gut ist, und die Abwesenheit alles Schlechten.

In der Mitte liegt etwas, was beiden gemein ist.

Die Kraft oder die Bewegung verband sich nun, nach der weiteren Lehre der Sastras, mit der Zeit und dem Guten, und daraus entstand die Materie, der Maha-Buda. Aus dem Zusammenstoße der entgegengesetzten Antriebe in der Materie entstand das so feine, himmlische, leuchtende Element Agasa, das reine elektrische Fluidum, das im Raume verbreitet Leben gibt.

Die Liebe aber ist die Urmutter, die erste Ursache, die höchste Erzeugerin des Weltalls.

Als Gattin Brahmas, des Untätigen, nicht Erwachten, der, nach dem Ausdrucke des Maha-Bharata, in dem schwarzen Tuche wohnt, ist sie Bavahny.

Als Gattin Brahmas, der aus der Untätigkeit zum Handeln übergeht und sich in der Schöpfung betätigt und die Materie belebt, ist sie Brahmy.

Als Gattin Vischnus, des Erhalters und Beschützers, ist sie Lakschmi.

Als Gattin Sivas, des Gottes der Zerstörung, der aber nur zerstört, um zu erneuern und wiederzubeleben, ist sie Parvaty.

Wir können feststellen, daß diese Lehren der Sastras in vollkommener Uebereinstimmung mit den Systemen einer großen Anzahl von uns bekannten Philosophen des Altertums sind.

Empedokles, ein Schüler des Pythagoras, nahm vier Elemente als Urstoff alles Seins an, führte daneben aber das Prinzip der Freundschaft und Feindschaft auf.

Plato lehrte, daß die Liebe die mächtigste Gottheit sei, die wahre Schöpferin der Dinge, und daß sie aus dem Chaos entstanden sei.

Die Stoiker nahmen eine einzige Substanz an, aus der die vier Elemente entstanden seien, und der Philosoph von Stagyra fügte ihnen ein fünftes hinzu, auf das er die Entstehung der Seele zurückführte.

Um zur Betrachtung der indischen Philosophie zurückzukehren, wird Brahma in den Veden so dargestellt, als habe er sich für die Schöpfung aufgeopfert. Nicht nur ist der Gott Mensch geworden und hat gelitten, um uns umzugestalten und uns wieder zum göttlichen Ursprung zurückzuführen, er hat sich sogar selbst zum Opfer gebracht, um uns die Existenz zu geben.

Ein erhabener Gedanke, sagt Humboldt, den man in allen heiligen Schriften des Altertums wiederfindet.

„Brahma ist zugleich der Opfernde und das Opfer, so daß der Priester, der jeden Morgen die Zeremonie des Samaveda vollzieht, (das allgemeine und symbolische Opfer der Schöpfung), sich mit dem göttlichen Opferpriester identifiziert, der Brahma ist. Oder vielmehr, es ist Brahma, als Opfer in seinem Sohne Krischna, der auf die Welt gekommen ist, um für unser Heil zu sterben, der selbst das feierliche Opfer darbringt.“

Diese Stelle aus den heiligen Schriften gibt zu sonderbaren Vergleichen Anlaß. Aber hier ist noch nicht der Ort, näher darauf einzugehen; wir kommen später darauf zurück. Es wird dies geschehen mit der Vorurteilslosigkeit eines freien Geistes, der nur wissenschaftliche Wahrheit sucht, ohne Furcht vor den Angriffen, die er sich dadurch zuziehen kann.

* * *

Als der Herr der Welten, so erklärt die indische Philosophie, die Oberfläche der Erde mit herrlichen Blumen bedeckt sah, die Felder und Wiesen angefüllt mit Pflanzenwuchs, und die Natur, leuchtend von Jugend und Kraft, alle ihre Schätze über die Erde ausgoß, da entsandte er den heiligen Geist, das Wort, seinen Erstgeborenen, der Menschen und Tiere erschuf.

Gott kam, sagen die Sastras, in unendlicher Verschiedenheit der Gestalt, dem Ebenbilde seiner Allmacht und der erhabensten Weisheit, die sich kein Geist denken, dessen Tiefe niemand ergründen und dessen Ausdehnung keiner messen kann.

Dem Menschen gab er fünf Sinne, das Gefühl, das Gesicht, den Geruch, den Geschmack, das Gehör, und einen sechsten, den alle indischen Philosophen zugeben, Mamas, den Trieb der Vereinigung der Geschlechter.

Die Anhänger des Buddha, der ein Reformator war (wie Luther), dessen Lehre sich hauptsächlich im Norden Asiens verbreitete, in der Tartarei, in China und bis nach Japan, erkennen diesen sechsten Sinn nicht an; es ist dies einer der Hauptpunkte, in dem sie von der orthodoxen Lehre abweichen.

Es ist aber bekannt, daß Aristoteles ebenfalls diesen sechsten Sinn annahm.

Die Alten waren über die Seele der Tiere geteilter Meinung. Die Platoniker sprachen ihnen Vernunft und Verstand zu, aber in niedrigerem Grade als dem Menschen; die Peripatetiker aber erkannten ihnen mehr Gefühl zu.

Die Sastras nun verheißen nicht nur dem Menschen Unsterblichkeit im Himmel, sondern sie behaupten auch unzweifelhaft die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz in einem anderen Leben für die Tiere.

Zweifellos rührt von diesem Prinzip die Seelenwanderung her, die aus Indien in den übrigen Teil Asiens und später nach Griechenland hinüberging.

Dasselbe Werk betrachtet die Seele des Einzelnen als einen Ausfluß der höchsten Weltseele, als einen Teil des göttlichen Wesens; sie geht in der Stunde des Sterbens in den Busen Gottes zurück, wie der Wassertropfen, den der Regen auf den Sand wirft, in den unendlichen Ozean zurückkehrt, oder, um das schöne

Bild der Veden zu gebrauchen: „Es sind Funken, die zum unsterblichen Herde zurückkehren, von dem sie ausgegangen sind.“

Die Seelen derer, deren Herz und Hand von keinem Verbrechen besudelt worden sind, vereinigen sich nach der Befreiung von der körperlichen Form mit der Gottheit und gehen darin ganz auf, so daß das Einzelbewußtsein sich in allgemeine Glückseligkeit auflöst; die Seelen der Sünder aber machen verschiedene Wandlungen durch, nachdem sie in der Hölle ihre Schuld gebüßt haben, und können erst dann mit der geistigen Natur Brahmas vereinigt werden, wenn sie von ihren Sünden gereinigt sind.

Die Seele, die einen neuen Körper beseelt, sagt der Vedanta gibt ihre erste Form auf, und wie der Wassertropfen, der die Luft durchfliegt, der Pflanze, auf die er fällt, Kraft und Leben verleiht ebenso dringt sie in den Tierkörper, den sie beleben und bewohnen soll.

Wie man sieht, ist die Ewigkeit der Strafen ein Dogma, das die indischen Philosophen nicht annehmen, und wohl mit Recht; ein Verbrechen, welcher Art es auch sei, muß und soll durch eine Strafe abgelöst werden können, bis daß die gereinigte Seele für würdig befunden wird, der unendlichen Seligkeit teilhaftig zu werden, die in der Vereinigung mit der Weltseele besteht.

Als treues Echo der Lehren des Orients hatte Plato die gleichen Ansichten über das zukünftige Geschick der Seelen, über das zukünftige Leben; er nahm an, daß die Seele ein Ausfluß der höchsten Vernunft sei, und daß sie dahin zurückkehren müsse; und die Fähigkeit, im Schoße der Gottheit aufzugehen, erschien ihm wie eine Belohnung guter Taten, die er unreinen Seelen verweigerte.

Wir können aus dieser flüchtigen Skizze den Schluß ziehen, daß die Reminiszenzen der indischen Philosophie, denen wir auf jedem Schritte bei den hervorragendsten Männern Griechenlands begegnen, ein glänzender Beweis dafür sind, daß diese Ansichten vom Oriente ausgegangen sind, und daß die griechischen Philosophen mit vollen Zügen aus der ursprünglichen und reinen Quelle getrunken haben.

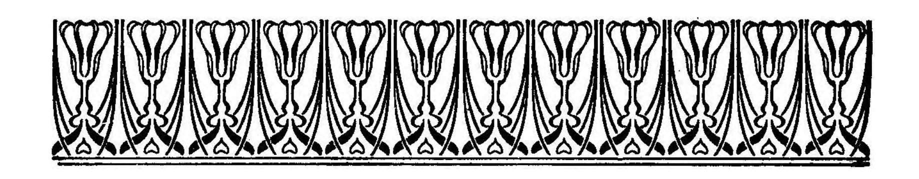
Es kann ohne Voreingenommenheit niemand den Einfluß, den Indien auf die übrige Welt und besonders auf das „Altertum“ durch seine Sprache, seine Gesetzgebung und seine Philosophie

ausgeübt hat, leugnen wollen. Es gehört ein starkes und unvernünftiges Maß von Eigensinn dazu, behaupten zu wollen, daß, angesichts einer solchen Nebeneinanderstellung, man könnte fast sagen, einer solchen Nachahmung, Griechenland und Rom von Indien nichts übernommen hätten und sich aus eigener Initiative, aus eigner Kraft und durch ihr eignes Genie auf den Standpunkt der von uns bewunderten Zivilisation erhoben hätten.

Wir geben doch leicht zu, daß Rom von Griechenland inspiriert wurde und Griechenland von Kleinasien und Aegypten; warum sollte man, gegenüber den augenfälligen Proben, die wir angeführt haben, nicht den gleichen Gedankengang weiter führen wollen und in gleich logischer Weise folgern, daß Indien der Lehrmeister der Völker des Altertums gewesen ist? Es ist weder gewagt, noch eine besonders auffallende Annahme, sondern eine Wahrheit, die sich immer mehr ihren Weg bahnen muß, und die von allen hervorragenden Indologen schon lange als solche erfaßt ist. Ex Oriente lux!

Wenn nun Indien zweifellos die Wiege der weißen Rasse ist, die Mutter der verschiedenen Nationen, die Asien, einen Teil Afrikas und Europas bewohnen; wenn wir als unwiderleglichen Beweis dieser Abstammung sowohl im Altertum als auch in der neueren Zeit unleugbare Bestandteile finden, die uns dieses Land durch seine Sprache, seine Gesetzgebung, seine Litteratur, seine moralische und philosophische Wissenschaft gegeben hat; ist es dann nicht ebenso unanfechtbar, daß die religiösen Ueberlieferungen, die sich mit der Zeit und unter dem Einflusse einer freieren Denkungsart allerdings geändert und geläutert haben, uns ebenso von dorther gekommen sind — denn diese Ueberlieferungen sind es gerade, die auswandernde und kolonisierende Völker am meisten bewahren, wie ein geheiligtes Band zwischen dem neuen und dem alten Vaterlande, in dem die Asche der Vorfahren ruht, und das sie nicht mehr wiedersehen werden!





Die Herrschaft der Priester und ihre Folgen.

Manu. — Manes. — Minos. — Moses.

Der Mann, der Indien die politischen und religiösen Gesetze gegeben hat, heißt Manu.

Der ägyptische Gesetzgeber hat den Namen Manes.

Ein Kreter geht nach Aegypten, um die Einrichtungen zu studieren, die er seinem Lande geben will, und die Geschichte bewahrt sein Andenken auf unter dem Namen Minos.

Endlich gründet der Befreier der hebräischen Sklaven in Aegypten ein neues Volk und nennt sich Moses.

Manu, Manes, Minos, Moses, diese vier Namen beherrschen die ganze alte Welt; sie stehen an der Wiege dieser vier verschiedenen Völker, wo sie dieselbe Rolle spielen, umgeben von der gleichen geheimnisvollen Aureole, alle vier Gesetzgeber und Oberpriester, alle vier priesterliche und theokratische Gesellschaften bildend.

Daß sie einer nach dem Muster des anderen vorgegangen sind, und daß Manu der Vorläufer war, unterliegt keinem Zweifel bei der Aehnlichkeit der Namen und der Gleichartigkeit der Institutionen, die sie geschaffen haben.

Im Sanskrit bedeutet Manu einen hervorragenden Mann, den Gesetzgeber.

Manes, Minos und Moses haben denselben Sanskritstamm. Deuten diese Namen nicht von selbst auf einen gleichen Ursprung hin? Die leichten Umänderungen in Aussprache und Schreibweise, die in der ägyptischen, der griechischen und der hebräischen Sprache begründet liegen, sprechen nicht dagegen, daß diese drei Namen von dem ursprünglicheren Namen Manu abgeleitet sind. Es ist ganz natürlich, daß diese drei Volksstämme ihn so schreiben mußten, wie es ihrer Eigenart entsprach.

Da haben wir aber einen Faden, dem man nachgehen muß, und der uns durch die alten Zivilisationen führen soll. Es liegt ein gewaltiges Feld vor uns, aus dem eine Menge von unwiderleglichen Beweisen zu Gunsten der Vaterschaft Indiens und des direkten Einflusses dieses Landes auf alle die Nationen des Altertums hervorgeht.

So ist es uns auch möglich, zu der einzigen Quelle der Offenbarung und aller religiösen Ueberlieferungen zurückzugehen.

Wenn wir gezeigt haben werden, daß der Aegypter Manes, der Kreter Minos und der Hebräer Moses nur Schüler oder Nachfolger Manus sind, wenn man nicht mehr leugnen kann, daß das Altertum nur ein Ausfluß Indiens ist, dann wird es leicht sein, die uns gesteckte Aufgabe zu lösen, den Ursprung der Bibel nach Indien zu verlegen und zu beweisen, daß der Einfluß und die Erinnerung an den Ursprung durch alle Zeiten gedauert haben. Jesus Christus ist vom Himmel herabgestiegen, um die Welt zu erneuern, indem er dem Beispiele *Jisnu Krischnas* folgte, der die alte indische Welt erneuert hatte.

Im Anfange einer jeden Zivilisation, die entsteht, erscheinen Männer, die, höher beanlagt als ihre Mitmenschen, der Masse imponieren zum Zwecke der Herrschaft oder des Fortschrittes; sie suchen, gegenüber der brutalen Gewalt, die dem Ungebildeten als höchstes Gesetz gilt, die Grundlage der Macht allein in einer Anlehnung an das höchste Wesen, das der Schöpfer im Gewissen Aller zurückgelassen hat; und sie umgeben sich mit einem geheimnisvollen Nimbus, verheimlichen ihren Ursprung, nennen sich Propheten oder von Gott Gesandte und beziehen auf sich die Fabeln, die Weissagungen und dunkeln Offenbarungen der Vorzeit, die sie allein erklären zu können vorgeben, ebenso wie alle physischen Erscheinungen unter ihren geschickten Händen zu Kundgebungen des himmlischen Zornes werden, den sie nach Wunsch erregen oder beschwichtigen können.

Daher stammen alle die Mythen, die die Kindheit aller Völker umgeben, und die die Geschichte sich gewöhnt hat mit frommer Scheu aufzuzeichnen, ohne zu sehen, daß sie dadurch lächerlichen Vorurteilen eine Stätte giebt, die sie lieber mit aller Gewalt hätte bekämpfen sollen, indem sie sie in das Gebiet der Träume und der Poesie verweist.

Mit dieser Hülfe haben Ehrgeizige die Völker im Altertum beherrschen können; mit den gleichen Hülfsmitteln will man sie noch heute unterjochen.

Manu, der sich mit den Brahmanen und den Priestern verband, um die ursprüngliche Gesellschaft der Veden zu stürzen, war der Ausgangspunkt des Niederganges und des Ruins seines Landes, das unter einer egoistischen und verderbten Herrschaft der Geistlichkeit erstickt wurde.

Sein Nachfolger Manes bereitete Aegypten gleicherweise unter der Herrschaft der Priester einen Zustand von Unbeweglichkeit und Vergessen.

Und Moses, der mit demselben Erfolge die despotische Rolle seiner Vorgänger weiterspielte, hat aus seiner Nation, die sich so stolz das Volk Gottes nannte, nichts anderes zu machen gewußt, als eine Herde Sklaven, die für das Joch gut vorbereitet waren und ununterbrochen von den fremden Nachbarn zu Frohndiensten benutzt wurden.

In Athen und Rom tauchten allerdings einige leuchtende Strahlen freier Gedanken auf, Erinnerungen an frühere Unabhängigkeit; aber in einer Umgebung von vertierten Nationen und bei dem vollen Niedergange der Kulturvölker selbst mußten sie bald das allgemeine Geschick teilen und sie erloschen, weil sie die Kraft nicht besaßen, gegen die allgemeine Zerrüttung anzukämpfen.

Da begann eine neue Aera; die gereinigte religiöse Idee versuchte eine Aufrichtung durch die Moral, die freie Selbstbestimmung und die Vernunft. Aber der christliche Philosoph wurde bald ein Revolutionär für seine Nachfolger, die aus den Katakomben hervorkamen, um sich auf den Thron zu setzen, und von dem Augenblicke an sich bemühten, die Lehren des Meisters umzukehren und an Stelle des herrlichen Wortes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ ein anderes setzten, das seinen Weg zu machen droht: „Die ganze Welt ist unser Reich“.

Die Zeiten der Brahmanen, der Priester und der Leviten in Indien, Aegypten und Judäa stehen weit zurück hinter den Scheiterhaufen der Inquisition, den Hexenprozessen, der Bartholomäusnacht, für die Rom in Sankt Peter ein freudiges Te Deum erklingen ließ.

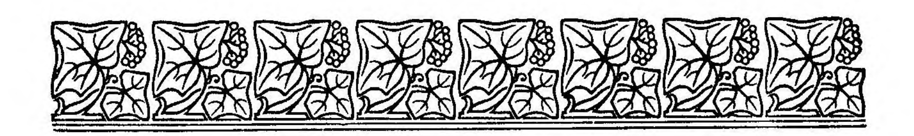
Der Kaiser von Deutschland, der drei Tage barfuß im Schnee stand, das Haupt gebeugt unter der Hand eines fanatischen Priesters, findet nicht seinesgleichen in der Geschichte der Brahmanen, der Priester der Isis oder Jehovas. Man möge sich vorsehen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kampf derer, die ausziehen, Fortschritt und Freiheit zu erringen gegen die, die sich des Wortes Gottes bedienen, um Fortschritt und Freiheit zu unterjochen, ist seit der großen französischen Revolution entbrannt. Schauen wir zurück und betrachten wir, wie die Nationen des Altertums zu Grunde gegangen sind!

Halten wir den Glauben hoch, der Gott dafür dankt, daß er uns Vernunft gegeben hat; wehren wir uns gegen einen Glauben, der aus Gott ein Werkzeug macht, die Vernunft zu unterjochen.





Vereinigung Manus und der Priester, um zu ihren Gunsten die ursprüngliche Gesellschaft der Veden auszubeuten. — Einrichtung der Kasten.

Die Veden schufen durch ihre religiösen Offenbarungen eine Epoche, die von glühendem Glauben beseelt war, und die, obwohl Freiheit des Willens und der Vernunft bei den ursprünglichen Bewohnern Indiens in Ehren gehalten wurde, doch das Feld für eine Herrschaft der Brahmanen oder mit anderen Worten der Priester in hervorragender Weise vorbereiten mußte; eine Herrschaft, die in diesem alten Lande infolge des Auftretens Krischnas entstand, der kam, das Wort Gottes zu erfüllen und die Menschheit von den Sünden ihrer Väter zu erlösen.

Wenn es je auf Erden eine Gesellschaft gegeben hat, eine kräftig begründete Zivilisation, bestimmt, den Jahrhunderten Trotz zu bieten und den Einflüssen aller Art Widerstand zu leisten, so ist dies die Gesellschaft der Brahmanen, die trotz des Verlustes ihres alten Einflusses und ihrer politischen Macht noch heute besteht.

Sie hat es verstanden, ihre Leute zum Gehorsam und zur Achtung der Gesetze heranzuziehen, indem sie keine Handlung des öffentlichen oder privaten Lebens dem freien Willen oder der eignen Initiative überließ und sogar das Recht zu essen und sich zu kleiden durch feste Regeln band; sie hat so für immer die Gegner einer jeden despotischen Macht, Willen und Freiheit, unterdrückt.

Woher stammten nun diese Brahmanen, die die schönste und vollkommenste Sprache der Welt redeten, die über das Rätsel des Lebens nachgrübelten und es nach allen Richtungen hin betrachteten und ergründeten und den Denkern des Altertums und der Neuzeit auf den Gebieten der Moralwissenschaft, der

Philosophie und der Litteratur nichts Neues hinzuzufügen übrig gelassen haben? Woher sind diese Männer gekommen, die, nachdem sie alles durchforscht und alles in Zweifel gezogen, alles umgestürzt und wieder aufgebaut hatten, zuletzt dahin gelangten, alles mit dem lebhaftesten Glauben auf Gott zurückzuführen, und die getreu ihren Grundsätzen eine theokratische Genossenschaft errichten konnten, die ihresgleichen nicht hat und seit mehr als fünftausend Jahren jeder Neuerung, jedem Fortschritte widersteht, stolz auf ihre Einrichtungen, auf ihren Glauben, auf ihre Beständigkeit.

Wir werden sehen, daß sie das Muster aller alten Staatseinrichtungen war, diese ahmten es mehr oder weniger sklavisch nach oder bewahrten vielmehr die Ueberlieferung, die durch die nachfolgenden Auswanderungen an alle vier Enden der Welt getragen wurde.

Nach einer Ansicht waren die Brahmanen kriegerische Einwanderer, die Indien ihren Gesetzen unterwarfen; nach einer anderen Ansicht waren die Brahmanen die Nachkommen, die Nachfolger des Reformators Krischna, die sich die großen Erinnerungen zu Nutze machten, die das Volk an diesen bewahrt hatte, und zwar taten sie das, um die religiöse Ueberlieferung zu ihrem Vorteile auszubeuten und ihre Herrschaft zu befestigen.

Diese letzte Ansicht scheint die wahrscheinlichere zu sein, da sie sich am logischsten den Tatsachen anschließt. Denn wenn die Herrschaft der Brahmanen die Folge eines brutalen Einfalles gewesen wäre, dann hätte die neue Macht, die sich ohne völlige Zerstörung des religiösen Einflusses gebildet hätte, ohne Zweifel eine andere Grundlage haben müssen; denn die Führer der eindringenden Stämme würden sich zu Königen gemacht und nie zugestanden haben, daß man sie in zweite Stelle zurückdrängte, so daß sie nur Untertanen und Diener ihrer Priester waren.

Diese priesterliche Macht hat sich nur errichten lassen können durch geschickte Ausnutzung der religiösen Gewalt über das Gewissen, ohne diese wäre sie weder von den Führern noch vom Volke erduldet worden, die aus ihrer Sklaverei keinen Vorteil ziehen konnten.

Die Brahmanen fühlten das Bedürfnis, der Gesellschaft, über die sie zur Herrschaft gelangt waren, einen göttlichen Ursprung

zu geben; daher behielten sie die ursprüngliche Ueberlieferung der heiligen Schriften über die Entstehung der Welt und die Erschaffung des Menschen bei und ließen dabei Brahma eine Rolle spielen, die ihnen zusagte und ihre Vorherrschaft für immer sicherte.

In der Folgezeit haben sie stets Nachahmer gefunden, und man kann, von ihnen beginnend, an der Hand der Geschichte der Menschheit behaupten, daß Gott stets nur ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Priester war.

Sie lehrten:

Brahma ließ aus seinem Munde den Brahmanen hervorgehen d. h. den Priester;

aus seinem Arm ging der Tschatrias oder der König hervor;

aus seinem Schenkel wurde der Vaysias geboren, der Kaufmann und Bauer;

Aus seinem Fuße endlich ließ er den Sudra hervorgehen, den Handwerker, den Diener, den Sklaven der übrigen Kasten.

Den Brahmanen war es vorbehalten, die Veden oder die heilige Schrift zu lehren, die Opfer darzubringen und die Könige zu überwachen.

Der Tschatrias hatte die Pflicht, nach dem Gesetze Gottes unter Beihilfe der Priester zu regieren und das Volk zu beschützen.

Der Vaysias mußte das Land bebauen, die Tiere pflegen, Stoffe weben, alle zum Leben notwendigen Gegenstände verfertigen, Handel treiben und die Steuern aufbringen.

Die Sudras, die zuletzt erschaffen wurden, mußten sich damit begnügen, zu gehorchen und zu dienen.

Keiner konnte nach dem unbeugsamen Gesetze durch geleistete Dienste oder durch hervorragende Handlungen aus der Kaste, in der er geboren war, in eine höhere gelangen, und deshalb konnte ihn auch nie Ehrgeiz oder Hoffnung auf eine bessere Lage antreiben, sich irgendwie hervorzutun; darin liegt es begründet, daß der Inder, dem von der Geburt bis zum Tode jeder Schritt, jede Bewegung durch die Gewohnheiten und die Gesetze vorgezeichnet ist, sich in ein Traumleben voll religiösen Aberglaubens, Fanatismus und Materialismus versenkt hat, das er heute noch führt, und das ihm jede Aenderung als etwas Böses und jeden Fortschritt als ein Verbrechen erscheinen läßt.

So erreichten es die Brahmanen allerdings, daß das Volk leicht zu regieren war und unfähig wurde, das Joch abzuschütteln; lange Zeit hindurch standen sie in Ehren und wurden mit Reichtümern und Achtungsbezeugungen überschüttet. An dem Tage aber, als die Völker der nördlichen Landstriche mit neidischem Auge auf den Glanz und die Pracht Hindustans blickten, als die mongolischen Horden mit Gewalt einbrachen, versuchten sie vergeblich, sich zu verteidigen, ihre Bemühungen, ihr Volk für den Kampf zu begeistern, blieben fruchtlos, da sie, um sich selbst die Herrschaft zu sichern, aus ihm eine Herde von Sklaven herangebildet hatten. Nur die Tschatrias ließen sich töten, ohne aber dadurch die Stunde des gemeinsamen Unterganges aufhalten zu können.

Seitdem ist Indien das klassische Land der Invasionen geblieben, und seine Völker haben sich immer ohne Murren dem neuen Joche unterworfen, vielleicht sahen sie nicht ohne Vergnügen dem Sturze der hohen Kasten zu, von denen sie so lange unterjocht waren.

Unter den Schriftstellern, die bis zur Zivilisation der Veden heraufreichen, befand sich Manu, der erhabene und heilige Gesetzgeber. Die Völker hatten die Erinnerung an ihn bewahrt; er hatte an die Spitze seiner religiösen und politischen Gesetze die Verantwortlichkeit für alle Handlungen, die Gleichheit der Menschen, den freien Willen und die Freiheit gesetzt. Da es aber gefährlich war, dies so beizubehalten, war es die erste Sorge der Brahmanen, dieses Werk zu fälschen, indem sie es abkürzten und ihren neuen Lehren anpaßten, wobei sie für die, die diese Aenderungen hätten bemerken können, den einleuchtenden Vorwand aufbrachten, daß der Urtext dem Studium der Schriftgelehrten vorbehalten sei.

Wir lesen in der Vorrede zu einer Abhandlung über die Gesetzgebung Naradas, die von einem den Brahmanen gefälligen Verfasser herrührt: „Manu hatte die Gesetze Brahmas in hunderttausend Slokas oder Distichen geschrieben, die in vierundzwanzig Büchern mit tausend Kapiteln enthalten waren. Dieses Werk übergab er Narada, dem Weisesten unter den Weisen, und dieser verkürzte es zum Gebrauche der Menschen auf zwölftausend Verse. Der gab es einem Sohne Bhirgus mit Namen Sumati, und Sumati strich es zum leichteren Gebrauche der Menschen auf viertausend

Verse zusammen. Die Sterblichen lesen nur diese zweite Abkürzung, die Sumati gemacht hat, während die Götter des niederen Himmels und die himmlischen Heerscharen den ursprünglichen Text studieren."

William Jones fügt hinzu: „Es ist augenscheinlich, daß die Gesetze Manus, wie wir sie besitzen, und die nur zweitausend sechshundert und achtzig Slokas umfassen, noch nicht einmal das Werk sein können, das dem Sumati zugeschrieben wird: dies hat man bis heute noch nicht vollständig wieder zusammenstellen können, obwohl zahlreiche Stellen dieses Buches durch die Ueberlieferung erhalten sind und oft von den Auslegern zitiert werden."

So verstümmelten die Brahmanen das Werk Manus und schufen daraus eine Stütze für ihre neue Lehre. Worauf es ihnen hauptsächlich ankam, war, daß die Kasten die ihnen festgesetzte Linie nicht überschreiten konnten; nur so hatten sie ein Volk, in dem der Gedanke an Unabhängigkeit nicht aufkommen konnte. Zu diesem Zwecke verboten sie nicht nur die Heiraten unter verschiedenen Kasten, sondern sogar deren Vereinigungen, Versammlungen, welcher Art sie auch sein mochten.

Man durfte nicht einmal beten, essen oder sich vergnügen mit anderen Leuten als denen der eigenen Kaste, und das bei Strafe der Erniedrigung oder der Verbannung.

Manava-Dharma-Sastra, Buch X, Slokas 96 und 97:

„Der Mann einer niedrigen Kaste, der die Verrichtungen höherer Klassen ausübt, soll sofort vom Könige seines ganzen Besitzes beraubt und verbannt werden."

Dieses Verbot erstreckt sich sowohl auf die Könige als auch auf die niederen Klassen. Es ist einleuchtend, daß das Umgekehrte erst recht nicht gestattet werden durfte.

Manava-Dharma-Sastra, Buch X, Sloka 92 u. ff.:

„Wenn der Brahmane mit den Früchten handelt, anstatt sie zur Bereitung seiner Nahrung zu benutzen und Opfer damit zu bringen, so soll er und seine Nachkommen in dem Körper eines widerlichen Wurmes wiedergeboren werden, der in den Exkrementen eines Hundes lebt."

„Wenn er Salz oder Fleisch verkauft, so setzt er sich dem Verluste seiner Kaste aus; wenn er Milch verkauft, verfällt er sofort in die Kaste der Sudras."

„Der Brahmane soll eher betteln, als die geringste Handarbeit verrichten und sich zum Niveau der Handwerker erniedrigen."

Sloka 102 desselben Buches sagt:

„Der Brahmane, der in Unglück geraten ist, kann Geschenke empfangen, von wem es auch sei; denn nach dem Gesetze ist es nicht möglich, daß die vollkommene Reinheit beschmutzt werden kann."

„Wenn sie die heiligen Schriften auslegen, die Opfer leiten und dabei selbst in sonst untersagten Fällen Geschenke annehmen, begehen die Brahmanen keine Sünde; wenn sie auch arm sind, sind sie doch so rein wie Feuer und Wasser."

„Wer sich in Gefahr befindet Hungers zu sterben und, von wem es auch sei, Nahrung annimmt, wird durch die Sünde nicht mehr befleckt als der Aether durch den Schmutz."

„Adjigarta, der dem Hungertode nahe war, wollte seinen Sohn Sunahsepha töten; doch befleckte er sich dadurch nicht mit einem Verbrechen, denn er suchte Hülfe gegen den Hungertod."

Der Ausleger Colluca Batta sagt, daß Adjigarta seinen Sohn an einen Pfahl band, um ihn dem Herrn als Opfer darzubringen, dieser aber, von seinem Gehorsam befriedigt, hielt seinen Arm auf. Wir kommen auf diese Legende, die auch in den ersten biblischen Legenden Platz gefunden hat, später noch zurück.

„Visvamitra, ein Heiliger, der dem Hunger unterlag, entschloß sich den Schenkel eines Hundes zu essen, den er von einem Totengräber erhalten hatte."

Man kann aus diesen Stellen ersehen, in wie hohem Grade die Arbeit denen untersagt war, die dadurch in den Augen der Masse ihr Prestige verloren hätten.

Ein gleiches oder ähnliches galt für die Könige und die anderen Kasten. Nichts kam dem Verbrechen gleich, das einer beging, wenn er den Versuch machte, seine Lage zu verändern; es wurde in dieser Welt mit Degradierung und Entehrung und in der anderen durch Wanderung in den Körper eines der verachtetsten Tiere gestraft.

Von dieser Zeit ab tritt in der hohen Zivilisation Indiens ein Stillstand ein, Unwissenheit lagert über den Massen, die, uneingedenk ihrer glorreichen Vergangenheit, nur an die Befriedigung ihrer Sinne denken und sich einer schamlosen Korruption ergeben, der von den Priestern zu Gunsten ihres Einflusses Vorschub geleistet wird.

Die alten philosophischen, religiösen und moralischen Traditionen aber behielten die Brahmanen bei, und diese wurden der Gegenstand eines Studiums, das dieser Kaste vorbehalten blieb und ihr das Mittel bot, die Könige unter ihre Herrschaft zu zwingen.

An Stelle des einfachen, reinen Religionskultus der ursprünglichen Offenbarung und der Veden trat nach und nach für die Menge die Anbetung zahlreicher Gestalten, die unter dem Namen von Devas oder Engeln und Heiligen als direkte Vermittler zwischen Gott und seinen Geschöpfen verehrt wurden.

Brahma, der reine, göttliche Geist, hatte bald keine Altäre mehr, und die Gebete der Sterblichen mußten, um zu ihm zu gelangen, an niedere Wesen gerichtet werden, deren Bilder die Pagoden und Tempel bevölkerten; allerdings sucht diese der Buddha später zu verdrängen durch eine Reformation, die der nicht unähnlich ist, die Luther im Mittelalter versucht hat.

Dies war der gefährlichste Schlag, der gegen die alte indische Gesellschaftsordnung geführt wurde, der letzte Stoß auf dieses Werk der Dekadenz und des Zerfalls.

Der Priester verkriecht sich hinter das Dogma und das Mysterium und erklärt sich für den alleinigen Spender der Wahrheit in bezug auf Moral und Religion, er ruft die bürgerlichen Gesetze zu Hülfe, und diese stellen sich ihm knechtisch zur Verfügung, er verdammt freies Denken und Vernunft, beugt jeden Willen, jede Freiheit unter den Glauben und erfindet zuletzt den berühmten Satz, der seitdem einen so großen Weg gemacht hat: „daß Gott nichts wohlgefälliger sei als zu glauben ohne zu begreifen, sich zu beugen ohne zu verstehen, auf seinem Altar das Opfer einer Vernunft zu bringen, die dessen beraubt ist, was die Vernunft ausmacht, d. h. des Urteils und des Nachdenkens.“

Wir werden sehen, daß Aegypten, Judäa, Griechenland, Rom, das ganze Altertum die brahmanische Ordnung mit ihren Kasten, ihren Theorien, ihren religiösen Anschauungen nachahmt und seine Brahmanen, Priester, Leviten annimmt, wie es schon seine Sprache, die Gesetzgebung und die Philosophie der alten Gesellschaft angenommen hatte, und wie schon die Vorfahren die großen Ideen der ursprünglichen Offenbarung verbreitet hatten.

Der Paria.

Das alte Indien beanspruchte für die Gesellschaft wohl das Recht zu Strafen, wenn jemand Fehler oder Verbrechen gegen die Gesellschaft begangen hatte, aber man ging dabei von anderen Grundsätzen aus als die modernen Völker.

Nach indischer Auffassung konnte man den Mann nicht seiner körperlichen Freiheit berauben, und daraus entstand ein Strafsystem, das, obwohl es seinen Einfluß auf die Nationen des Altertums gehabt hat, doch bei diesen nicht in der ganzen Ausdehnung Anwendung gefunden hat und aus der modernen Gesetzgebung ganz verschwunden ist.

Die Strafen, die im alten Indien in der Zeit nach den Veden zur Anwendung kamen, sind:

1. die Todesstrafe,
2. die Verstoßung aus einer höheren Kaste in eine niedrigere,
3. die vollständige Ausstoßung aus allen Kasten,
4. die Bastonade und die Folterung,
5. Buße und Opfer,
6. geringere Strafe.

Das Gefängnis war den ersten Gesetzgebern unbekannt. Die Todesstrafe kam nur in ganz seltenen Fällen zur Anwendung und fast nur, wenn es sich um Verbrechen gegen die politische Einrichtung handelte. Die Verstoßung aus einer Kaste in eine niedrigere war die häufigste Strafe, die schlimmste die Ausstoßung aus allen Kasten. Todesstrafe und Folterungen wurden ihr vorgezogen, denn sie bedeutete den Verlust alles Besitzes, der Familie, der Freunde, der bürgerlichen und der politischen Rechte, und das nicht nur für die Person des Ausgestoßenen, sondern auch für alle Nachkommen, die nach der Ausstoßung geboren wurden.

Die Ausstoßung war politisch oder religiös und konnte von dem Fürsten oder dessen Beauftragten, die Recht sprachen und

das bürgerliche Gesetz zur Anwendung brachten, ausgesprochen werden, oder durch den Priester, den geistlichen Richter, der seinen Richterspruch unter dem Tore der Pagoden und Tempel in Anwesenheit des versammelten Volkes verkündete.

Der Schuldige, der sein Verbrechen vor dem bürgerlichen Tribunal eingestand, mußte sich vor dem geistlichen Gerichtshof stellen und mit lauter Stimme seine Fehler und Sünden beichten, damit die Priester die Strafe nach der begangenen Handlung bemessen konnten.

Aus diesem Strafsystem, der Ausstoßung aus allen Kasten, ist der unglückliche Stand hervorgegangen, dessen Glieder man Parias nennt, und der noch heute für alle Inder, die einer Kaste angehören, den Gegenstand der Verachtung und des Abscheus bildet, den auch die Aufgeklärten unter ihnen noch nicht zu überwinden vermögen.

Der Schuldige wurde an der Stirn oder auf der Schulter mit einem glühenden Eisen gezeichnet, je nach dem Grade der Schuld, so daß er sich der Verachtung nicht einmal durch die Flucht in weitabgelegene Gegenden entziehen konnte.

Manu spricht über sie den Fluch aus:

„Die Menschen, die mit dem Schandmal gezeichnet sind, sollen von ihren väterlichen und mütterlichen Verwandten gemieden werden und verdienen weder Mitleid noch Schonung.“

„Man darf mit ihnen weder essen noch Opfer darbringen noch sich durch Heirat verbinden; sie sollen in elendem Zustande auf der Erde umher irren, ausgestoßen aus allen gesellschaftlichen Verbindungen.“

Wasser, Feuer und Reis mußten ihnen verweigert werden, bei Strafe der Verstoßung in eine niedere Kaste.

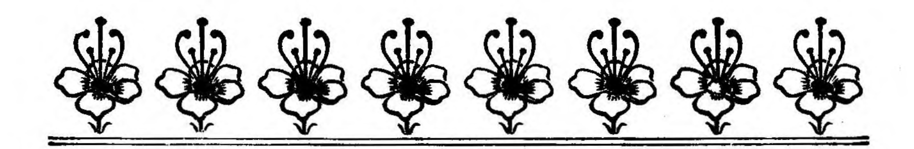
So entstand in der Nation eine Nation, die als unrein galt und unter dem niedrigsten Tiere stand.

Durch dieses System gelangten die Brahmanen dahin, die Kasten genau in den vorgezeichneten Grenzen und alle durch die Furcht in Respekt vor ihrer despotischen Gewalt zu halten.

Wir werden sehen, daß sie diese Organisation den verschiedenen Völkern des Altertums überlieferten, und welchen unglückseligen Einfluß auf Aegypten, Judäa und selbst auf Griechenland und Rom diese Einteilung in Kasten, diese Unterdrückung

durch die moralische und unauslöschliche Herabwürdigung der Schuldigen und ihrer Nachkommenschaft, diese ständige Bevormundung der Völker durch egoistische Priester, die geschickten Ausbeuter der religiösen Idee, vermittelst Prophezeiungen, Wunder und Lügen gehabt hat.





Manes und die Priester. — Ihr Einfluss auf Aegypten.

Aegypten muß eines der ersten Länder gewesen sein, die durch die auswandernden Inder kolonisiert wurden, eines der ersten, das von der alten Zivilisation beeinflußt wurde, deren Strahlen noch heute bis zu uns dringen.

Diese Wahrheit drängt sich um so auffallender auf, wenn man die Einrichtungen dieses Landes betrachtet, die so vollständig der Indiens nachgebildet sind, daß sie fast wie eine direkte Nachahmung erscheinen.

Nur in kurzen Zügen möge die Aehnlichkeit der Einrichtungen gezeigt werden, aus der der Einfluß Indiens zur Genüge hervorgeht.

Welches ist die älteste uns bekannte Regierungsform Aegyptens? Es ist genau dieselbe, wie die Indiens unter dem Einflusse des Manu oder Manes: seine Gesetze wurden durch die Tradition erhalten und dienten dazu, auf dem neuen Boden eine Gesellschaft zu gründen, ähnlich der des Mutterlandes.

Der Name Manu oder Manes ist, wie wir schon gesagt haben, kein Eigenname; die Bedeutung des Wortes im Sanskrit ist: der hervorragende Mann, der Gesetzgeber. Es ist ein Titel, der allen Völkerhirten des Altertums zukommt, der ihnen von dem dankbaren Volke beigelegt wurde, oder den sie sich selbst gaben.

Es hatte, wie wir gesehen haben, der erste Manu der Inder den gleichen Einfluß auf die Gesetzgeber des Altertums wie die Digesten Justinians auf die moderne Gesetzgebung.

Unter dem Einflusse dieses Gesetzgebers war Aegypten natürlich theokratisch und priesterlich; es hatte, wie Indien, einen Kultus und eine Hierarchie, die mit der gleichen Strenge und in der gleichen Absicht der Herrschaft auf dem Lande lasteten.

An erster Stelle steht der Priester, der Beschützer und Wächter der religiösen Wahrheit, der Herrscher über die Könige und Völker, ein Ausfluß Gottes, vom Herrn gesalbt, unverantwortlich für

seine Handlungen, über allen Gesetzen stehend, wie er über den Menschen stand.

Nach ihm der König, den der Priester regieren lassen will unter der Bedingung, daß er unter seinem Einfluß und nach seinem Rate regiert.

Dann finden wir, wie in Indien, den Kaufmann, der das Vermögen der beiden ersten Klassen erwerben muß, ihren Luxus sowie ihre Ausschweifungen und Launen zu bezahlen hat; dann den Handwerker und Arbeiter, der die Bedienten, Sklaven und Tagelöhner zu stellen hat.

Die Priester behalten die Kenntnis der Wissenschaften ausschließlich für sich; durch diese Kenntnisse der physikalischen Erscheinungen, die nur ihnen zugänglich waren, war es ihnen ermöglicht, auf den Geist der Könige und der Menge einzuwirken. So bewahrten sie auch die erhabene Wissenschaft von Gott und der Dreieinigkeit, der Schöpfung und der Unsterblichkeit der Seele und ließen das Volk die Statuen und Bilder anbeten und, wie in Indien, den Ochsen, der, wie ja bekannt ist, auch in Aegypten ein heiliges Tier war.

Wie müssen die Priester von Theben und Memphis im Innern ihrer dunkeln ungeheueren Tempel vor Mitleid und Mißachtung gelächelt haben, wenn sie sich ihrer Studien entreißen mußten, um in großem Aufzuge und zur höchsten Freude des verdummten Volkes den Stier Apis herumzuführen, aus dem sie, im stolzen Gefühle ihrer Kraft und ihrer Mißachtung gegen eine sklavische Nation, die sie beherrschten, einen Gott gemacht hatten!

Sie bewahrten während vieler Jahrhunderte eifersüchtig ihre Kenntnisse, durch die sie ihre Vorherrschaft behaupten konnten, für sich, und banden mit furchtbaren Eiden die, die sie in ihre Mitte aufzunehmen gewillt waren.

Wie bei den Brahmanen, behaupteten die ägyptischen Priester die Unmöglichkeit, sich über die Kaste zu erheben, in die jeder seiner Geburt nach gestellt war, und nahmen so in gleicher Weise dem Ehrgeiz und der Tatkraft den Halt.

Das Strafsystem war ebenfalls dasselbe wie in Indien und bestand in der teilweisen oder gänzlichen Ausstoßung aus den Kasten.

Daher entstand auch in Aegypten eine Rasse von Ausgeschiedenen und Parias. Wir werden uns mit ihnen in einem

besonderen Kapitel zu beschäftigen haben, denn durch die Logik der Tatsachen ist es begründet, daß aus dieser Rasse der ägyptischen Parias die Hebräer hervorgegangen sind, die durch Moses zu einem neuen Volke umgeschaffen wurden.

Jedoch fanden die ägyptischen Priester nicht so gefügige Könige wie die Tschatrias, die erst spät versuchten, sich gegen die Autorität der Brahmanen aufzulehnen.

Wohl mochten die Diener des Osiris zu anspruchsvoll geworden sein, oder vielleicht träumten die Pharaonen von einer Unabhängigkeit, die ihrem Ehrgeize mehr zusagte; jedenfalls wurde nach einigen Jahrhunderten eines Schlafes, aus dem Indien noch heute nicht erwacht ist, Aegypten durch Kämpfe zwischen Königen und Priestern aufgerüttelt, die ihre beiderseitigen Anhänger zu Hülfe riefen und sich mit den Waffen in der Hand die Macht streitig machten. Sie fiel dem Stärkeren zu. Das Volk sah denn an seiner Spitze abwechselnd Könige und Priester, je nach dem Ausfalle der Schlachten, und das bedingte in der Folge das Abtreten des ägyptischen Volkes von der Weltschaubühne.

Der endgültige unbestrittene Sieg der Könige konnte das Land nicht mehr aufrichten, da die Könige es nicht verstanden, sich auf das Volk zu stützen, sondern es in gleicher Weise in Sklaverei hielten, wie die Priester, und ein Volk nicht fortschreiten kann, wenn der Einzelne nur ein Zahn am Rade ist und nicht eine eigene Individualität.

So mußte Aegyptens Volk auch unter den Königen allmählich der Vergessenheit und dem Ruin verfallen, denn die Könige hatten nach dem Sturze der Priesterherrschaft nichts an die Stelle zu setzen, da das Volk nicht dafür vorgebildet war.

Wenn man so die beiden Länder des ersten Altertums mit einander vergleicht, so finden wir, daß eine gleiche Regierung ein gleiches Resultat hervorbringt und eine solche Herrschaft den Völkern keine Rolle in der Geschichte der Völker anweisen kann.

Nun könnte zwar die Frage aufgeworfen werden, welches der beiden Länder denn das kolonisierende gewesen sei, ob Indien oder Aegypten. Darauf wäre aber zu antworten, daß gerade von Indien aus, wie durch die Sprachforschung und Sprachvergleichung nachgewiesen ist, die Sprachen der indogermanischen Völker gebildet wurden, während die ägyptische Sprache auf Aegypten beschränkt

geblieben ist. Die großen Völkerwanderungen über den Himalaya nach Klein-Asien und Arabien sind durch die Geschichtsforschung festgestellt, von einer ägyptischen Kolonisierung der Welt ist aber nichts bekannt. Weder eine Sprache noch sonst eine Einrichtung ist bekannt, die auf Aegypten als Ursprungsland zurückgeführt werden könnte.

Auch hatte das Aegypten des Manes, das priesterliche Aegypten, nur in den ältesten Zeiten eine Einrichtung ähnlich der Indiens, dann aber schüttelten die Könige das Joch ab, und an die Stelle der Priesterherrschaft trat eine monarchische; es ist also unhaltbar, anzunehmen, daß etwa von Aegypten aus die Ideen nach Indien übertragen sein sollten, da dann der Lauf der Dinge in Indien ein anderer hätte sein müssen. Die Annahme aber, daß Indien Aegypten kolonisiert hat, ist die natürlichere und den Verhältnissen entsprechend.



Minos und Griechenland.

Der unwiderlegliche Beweis dafür, daß Indien einen Einfluß auf Griechenland gehabt hat, liegt darin, daß die Sprache Indiens, das Sanskrit, der griechischen Sprache als Grundlage gedient hat. Wir brauchen hierbei nicht länger zu verweilen, da wir am Anfange dieses Buches genügend über den Gegenstand berichtet haben.

So beschäftigen wir uns denn nur mit dem kretischen Gesetzgeber, dessen niedergeschriebenes Werk allerdings nicht auf uns gekommen ist.

Minos ist zweifellos asiatischen Ursprungs: von dort aus ist er nach Kreta gekommen. Das Volk, von seiner Weisheit bestimmt, bat ihn um Gesetze. Nun läßt ihn die Geschichte nach Aegypten reisen und dessen Einrichtungen studieren; Asien, Persien und die Ufer des Indus wurden von ihm besucht, um nach ihren Einrichtungen und alten Gesetzen befragt zu werden; dann kehrte er nach Kreta zurück und gab seine Gesetze, und diese wurden bald darauf von ganz Griechenland angenommen.

Wahrscheinlich erhielt er nach seinen Reisen den Namen Minos, dessen Wurzel, wie gesagt, im Sanskrit bedeutet: der hervorragende Mann. Somit ist es leicht, ihn mit Manu und Manes in Verbindung zu bringen und zu behaupten, daß er seine Gesetze nach dem Muster dieser Männer geschaffen hat.

Wie wir schon wiederholt betonten, sind die Namen Manu, Manes, Minos und Moses keine Eigennamen, so wenig wie Tschatrias, Xerxes oder Pharao Namen von bestimmten Königen sind, sondern eben nur König bedeuten.

Wir begnügen uns mit den im Anfange dieses Buches gegebenen Beweisen und versuchen nicht mehr, die griechische Mythologie von der indischen herzuleiten; es wird kaum nötig sein, so sehr sind die Tatsachen unwiderleglich.

Hätten nicht Mazedonien und Rom mit ihren brutalen Einfällen in Griechenland die Kraft und das Leben dieses bewundernswerten Landes zerstört, dann wären wohl viele der Probleme des Fortschrittes und der Freiheit, um die Europa sich noch streitet und für die es Revolutionen unternimmt, von den Söhnen Griechenlands gelöst worden, den Nachkommen der freien und ursprünglichen indischen Gesellschaft.

Obgleich die Priester und die Familie der Eumolpiden, die die eleusinischen Feste abzuhalten hatte und wahrscheinlich eine Priesterkaste war, in Griechenland einen großen Einfluss gehabt haben, besonders in den ältesten Zeiten, so ist doch nichts davon bekannt, daß sie je dazu gelangt wären, sich der Regierung zu ihrem Vorteile zu bemächtigen; und dem Umstande, daß in diesem kleinen Lande die Herrschaft des Volkes, die Demokratie, errichtet war, zu einer Zeit, wo überall politischer und religiöser Despotismus sich die Hand reichten, um die Welt in Sklaverei zu halten, ist es zuzuschreiben, daß die Entwicklung des menschlichen Geistes so große Fortschritte gemacht hat.

Wir wissen alle, wie Athen vom Falle des Hippias bis zur Eroberung durch Mazedonien und Rom der Welt und den modernen Nationen das Beispiel einer Volksregierung gegeben hat, deren Freiheit der Literatur, der Philosophie und den schönen Künsten zu einer der höchsten Blüten verholfen hat.

Die Bürger ernannten durch allgemeines Stimmrecht ihre Archonten, Beamten und Angestellten; das Recht über Krieg und Frieden, die Gesetzgebung, die Verhandlung über alle wichtigen Fragen, die das Staatswesen betrafen, lagen in der Hand der Volksversammlungen, an denen jeder freie Mann, bei Strafe des Verlustes seiner Rechte, mit Rat und Stimme teilnehmen mußte.

Es war dies das erste Auftreten der nationalen Idee an Stelle des sklavischen Gehorsams unter die Launen von Herren, die bis dahin über die Völker geherrscht hatten.

Indien röchelt und stirbt unter dem Priester; Aegypten, das diese Traditionen geerbt hat, stürzt die Priesterschaft, um sich in die Arme der Könige zu werfen; und Griechenland, das sich an den Orient erinnert und die priesterliche Herrschaft, der es entflohen war, um sich in einem freieren Lande zu entwickeln — Griechenland fügt den neuen Fortschritt hinzu, daß es den

Sklaven durch den Bürger ersetzt und eine Regierungsform schafft durch die Nation.

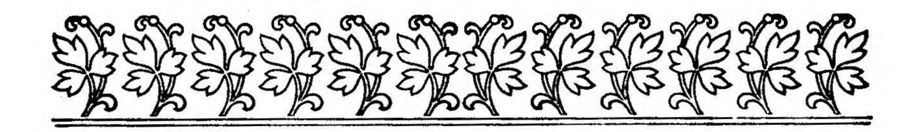
Von da her ist der moderne Geist ausgegangen.

So waren die ersten indischen Auswanderungen nach dem Süden allmählich dahin gelangt, den Einfluß der Offenbarung und der Priester, den die Welt so lange hatte ertragen müssen, abzuschütteln und dem Fortschritt durch Unabhängigkeit und Vernunft entgegenzugehen.

Warum mußte es nun geschehen, daß der zweite Auswandrerstrom über den Himalaya und die nördlichen Ebenen, der die skandinavischen, germanischen und slavischen Tribus nach Europa führte, wohl unter dem Einflusse des weniger fruchtbaren Bodens und des neuen Klimas es nicht eben so schnell zu einer Zivilisation hat bringen können, wie die Völker des Südens, und eines schönen Tages sich auf diese stürzte, um sie zu zerstören!

Wilde Söhne der Wälder, Verehrer Odins und Skandas, hatten diese Völker eben das sagenhafte Andenken an ihren Ursprung bewahrt; ihre Lieder und Dichtungen, die voller orientalischer Erinnerungen waren, sagten ihnen, daß sie einst ihren wolkenlosen Himmel und die Wiege ihrer Herkunft wiederfinden würden; und da sie Asgard suchten, die Sonnenstadt, fanden sie — Rom, und die alte Welt ging in Trümmer.

Und die neue Welt schlummerte länger als fünfzehn Jahrhunderte unter einer nicht weniger priesterlichen und nicht weniger despotischen Herrschaft, als die des Altertums, bevor sie sich der großen Vergangenheit erinnerte, der großen sozialen und politischen Wahrheiten, die Griechenland hinterlassen hatte.



Zoroaster und Persien.

Der Name des Neuerers, der in Persien die Rolle eines himmlischen Gesandten spielte, lautet im Persischen Zerdust, im Zend Zertochtro, im Pehlevi Zaradot. Diese verschiedenen Namen sind nur Abänderungen des ursprünglichen Wortes, das im Sanskrit Zuryastara lautet (der den Sonnenkult verbreitet); daraus ist der Name Zarathustra oder Zoroaster entstanden; und zwar ist es auch eben ein Titel, der einem politischen und religiösen Gesetzgeber beigelegt wurde.

Auch wenn die geschichtliche Ueberlieferung es nicht bestätigte, daß Zoroaster aus Indien stammte, so würde doch der Sanskritname dies unzweifelhaft machen. Es wird berichtet, daß der Mann den größten Teil seines Lebens dem Studium der Religion und der Gesetze dieses Landes gewidmet habe, und daß er von den Brahmanen, zu deren Kaste er wohl gehört haben mag, in die Geheimnisse ihrer Wissenschaft eingeführt wurde. Später kam er dann auf seinen Reisen nach Persien, wo er den größten Aberglauben verbreitet fand. Er unternahm es, das Land zu reformieren und ihm eine Religion zu geben, die der Moral und der Vernunft entsprach.

Zweifellos war in Wahrheit Zoroaster ein Mann, der aus den Klöstern der Brahmanen entflohen war, und der das Streben hatte, auch die Völker von den Wahrheiten und Kenntnissen Nutzen ziehen zu lassen, die die Priester bis dahin ausschließlich für sich behalten hatten; da er aber deren Macht fürchten mußte, wenn er in Indien wirkte, so suchte er ein Land auf, das der Macht der Priester nicht mehr so unmittelbar unterworfen war.

Am Hofe der Könige Guchtasp und Isfendiar aufgenommen, zeigte er diesen das Mittel, sich der Macht der Brahmanen zu entziehen, durch die sie ihre Investitur erhalten hatten; und durch diese geschickte Versuchung gewann er sie für seine Sache: es wurde ihm gestattet, seine neue Lehre zu verkünden und das

ganze Iran bis zum Lande Sind, also bis zu den Grenzen des brahmanischen Landes selbst, seinen Gesetzen zu unterwerfen.

Aehnlich machte es später Luther, der die Fürsten Deutschlands dadurch bewog, sich der Reformation anzuschließen, daß er ihnen die Möglichkeit zeigte, sich von dem despotischen Joche der Päpste zu befreien. Nur sprach der große Mönch von Wittenberg nicht davon, daß er ein Gesandter Gottes sei, er begnügte sich damit, im Namen der Vernunft zu reden. Einige Jahrhunderte früher würde aber auch er wohl nötig gehabt haben, sich mit einer geheimnisvollen Glorie zu umgeben, um auf die Einbildungskraft des Volkes den gewünschten Eindruck hervorzubringen.

Der indische Ursprung Zoroasters geht auch daraus mit Bestimmtheit hervor, daß die Brahmanen, erzürnt über den abtrünnigen Genossen, diesen aufforderten, sich ihnen zu stellen, um über seine Lostrennung Aufschluß zu geben; und da er nicht in diese Falle ging, so überzogen sie Iran mit einem gewaltigen Heere; Zoroaster schlug sie aber, und sie mußten sich zurückziehen und ihn in Frieden sein begonnenes Werk vollenden lassen.

Zoroaster weicht in seiner Lehre nur wenig von der der Brahmanen ab. Er teilte das Volk in Kasten, an deren Spitze noch über den Königen der Priester stand, er regelte das öffentliche und das private Leben und führte ein Strafsystem ein, wie es in Indien und in Aegypten bestand. Auf religiösem Gebiete aber brachte er die Prinzipien der Veden zur Geltung, d. h. er lehrte einen Gott in der Dreifaltigkeit.

Er lehrte ein göttliches Wesen, den Schöpfer Zervane-Akerene. Das erhaltende Prinzip nannte er Ormuzd und das vernichtende und wiederherstellende Ahriman.

Dies entspricht der indischen Trimurti (Dreieinigkeit) mit den symbolischen Attributen und ihrer Rolle in der Schöpfung.

Zoroaster rottete aber nicht alle abergläubischen Gebräuche aus, da er bald einsah, daß das Volk noch nicht für solche Einrichtungen reif war, wie er sie begreifen mochte. Auch hat jeder Neuerer immer seine Schüler hinter sich, deren persönlicher Ehrgeiz den ersten, ursprünglichen Prinzipien einen anderen Weg gibt. So wurden auch in Persien die Priester bald Eingeweihte, und es entstand aus ihnen eine neue Kaste. Die Einteilung in Kasten bot auch hier die beste Handhabe dar, das Volk unter

die Macht der Priester zu bringen; und auch hier entstanden, wie in Indien und Aegypten, Mysterien, Opfer, Prozessionen für das Volk, das hier ebensowenig wie in den anderen Ländern einen Kultus begriff, dem aller Pomp und alle Aeußerlichkeit gefehlt hätte. Daher stammen die schrecklichen Hekatomben und die ungeheuerlichen Feste der Sonne und des Feuers, an die das Altertum noch lange die Erinnerung bewahrt hat.

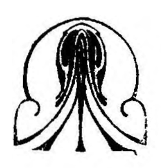
Die Schüler aber verbreiteten über den Meister ihre Legenden. Sie erzählten, wie er eines Tages, als er auf einem hohen Berge betete, unter Donner und Blitz zum Himmel emporgehoben worden sei und dort Ormuzd in seiner ganzen Größe und Majestät von Angesicht zu Angesicht gesehen und von ihm die göttlichen Gebote empfangen habe, die er später den Menschen verkünden sollte. Als Zoroaster auf die Erde zurückkam, brachte er denn das Buch Nosks mit, das er unter dem Diktat des Ewigen geschrieben hatte.

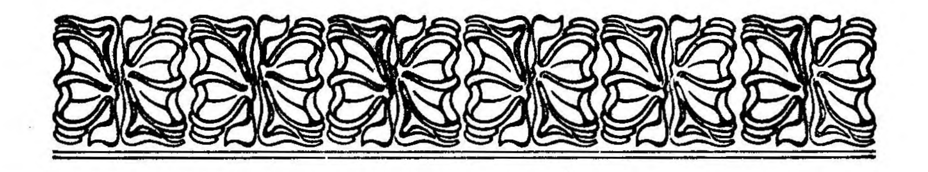
Dieses Buch ist aber nichts anderes, als eine Reminiszenz an die Veden und die heiligen Bücher der Inder, die Zoroaster in seiner Jugend bei den Brahmanen studiert hatte.

So hat der Einfluß Indiens auf Persien die ganze Glaubwürdigkeit einer historischen Wahrheit.

Hier ist die Ueberlieferung sogar weniger verschleiert als in Aegypten, und es ist leicht, die Spuren zu verfolgen, die vom Ganges nach Persien führen.

Es mag noch angeführt werden, daß, ebenso wie Manu und Manes, auch Zoroaster sich bei dem Volke, das er mit einer neuen Religion beschenkte, einen himmlischen Ursprung und eine himmlische Mission beilegte.





Rom und seine Kasten.

Daß Rom seinen Ursprung in Kleinasien hatte, ist eine Wahrheit, für die man kaum noch Beweise vorzubringen braucht.

Italus verließ nach der Sage Kleinasien mit den besiegten Trojanern und siedelte sich mit ihnen auf dem Boden an, dem er seinen Namen gab. Später vervollkommneten einige griechische Stämme, die übrigens der gleichen Herkunft waren, die Kolonisation.

Man könnte hier einwerfen, daß wir gerade solche Legenden als Beweise heranziehen, die wir doch eigentlich zerstören wollen; die Antwort darauf ist aber leicht. Da wir behaupten, daß diese heroischen und fabelhaften Zeiten nur eine Erinnerung an einen gemeinschaftlichen indischen Ursprung sind, so wird man zugestehen müssen, daß es für unsere Beweisführung eine große Unterstützung ist, wenn wir in den kolonisierten Ländern die Legende antreffen, daß der Kolonisierende aus dem Orient kam; und wenn sich aus diesen Legenden Einrichtungen und Sitten ergeben, die diese Abstammung und diesen Ursprung noch bekräftigen, haben wir dann nicht wohl Recht zu behaupten, daß wir uns auf dem wahren Wege der Tatsachen befinden?

Wir haben gesehen, daß Rom seine großen Prinzipien der Gesetzgebung Indien verdankt. Wenn die lateinische Sprache, ebenso wie die griechische, eine Tochtersprache des Sanskrit ist, wie es die Wissenschaft behauptet; wenn außerdem die römische Mythologie der griechischen nachgebildet ist, die selbst wieder aus der indischen entstanden ist, unter Anlehnung an die ägyptische und persische: was brauchen wir da wohl noch hinzuzufügen, um zu der Gewißheit zu gelangen, daß die hochstehende Kultur Roms ihren Ursprung Indien verdankt!

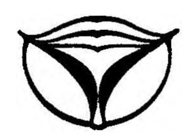
Hat Rom nicht auch seine Kasten gehabt, wie die älteren Nationen, die vorhergegangen sind? Zeigt die Einteilung des

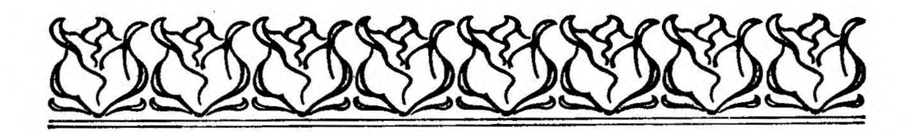
römischen Volkes in Priester, Senatoren, Ritter und Proletarier nicht das Bild der indischen Gesellschaft, wenn auch in abgeschwächtem Maße? Sind nicht auch in Rom Gesetze in Kraft gewesen, die es dem in einer niedrigeren Klasse Geborenen unmöglich machten, in eine höhere einzutreten?

Und wenn wir suchen, woher diese Einrichtungen dorthin gelangt sind, dann kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie aus Griechenland, Aegypten und somit zweifellos aus dem Orient stammten, von wo aus das Licht über die ganze Welt ausgegangen ist.

Wenn diese Einrichtungen in Rom von weniger einschneidender Bedeutung gewesen sind und leichter haben gestürzt werden können, so finden wir den Grund dafür in dem weniger fruchtbaren Boden, der das zum Leben Nötige weniger leicht hergab und daher eine größere Energie von seinen Bewohnern verlangte. Auch hatten zu der Zeit, als Italien in die Reihe der vom Orient aus kolonisierten Völker trat, in Aegypten und Griechenland schon Umwälzungen stattgefunden, die die alte brahmanische Ordnung umgestoßen und einer mehr demokratischen Organisation Platz gemacht hatten. Es war daher den privilegierten Klassen in Rom nicht mehr so leicht, die Herrschaft so unbeschränkt zu führen und einzurichten, und es wurde dadurch dem Bestreben der unterdrückten Klassen, sich vom Joche der Unterdrücker zu befreien, ein großer Vorschub geleistet.

Vergeblich suchten die herrschenden Klassen die Aufmerksamkeit des Volkes durch Kriege und Eroberungszüge nach außen abzulenken; der Drang des Volkes war zu mächtig, als daß er sich dadurch für längere Zeit hätte eindämmen lassen können.





Rückblick.

Wir sind am Ende des kurzen Ueberblickes über den Einfluß Indiens und des Brahmanentums auf die alten Zivilisationen angelangt.

Wir haben diesen Einfluß einesteils erklärt durch die Auswanderungen, die in die verschiedenen Erdteile, die durch sie kolonisiert wurden, die Erinnerung an die Sprache und die ursprünglichen sozialen und religiösen Einrichtungen mitnahmen, und andererseits durch die Gesetzgeber, die alle, um ihre Studien zu vervollständigen, in den Orient zogen, wo sie den Ursprung alles Wissens und aller Ueberlieferungen fanden.

Ueberall haben wir gesehen, wie an der Spitze jeder sich neu gründenden Gesellschaft der unheilvolle Einfluß des Priesters einen unvernünftigen Despotismus, die Sklaverei des Volkes und eine schändliche Korruption schuf.

Wir wissen, wie die alte Welt, trotz ihrer Bestrebungen sich zu befreien, untergegangen ist wie Indien, von dem sie ein Ausfluß war, da sie im Banne des Aberglaubens verblieb und das Volk in Unwissenheit erhielt, um es besser in der Gewalt zu haben.

Die erhabenen Wahrheiten von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele wurden von den Brahmanen und Priestern sorgfältig verborgen gehalten, von ihnen, die darüber Scham empfunden haben würden, wenn sie die aberwitzigen Sachen selbst hätten glauben sollen, die sie erfanden, um die Menge zu beherrschen.

Wir gehen nun zum zweiten Abschnitte unseres Buches über, in dem das Werk Mosis und Christi betrachtet werden soll.

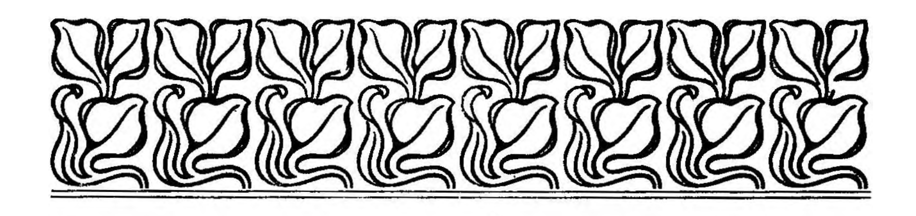
Wenn es uns gelungen ist, zu zeigen, daß das ganze Altertum durch seine Sprachen, seine Gebräuche, seine Einrichtungen und politischen Ueberlieferungen ein Ausfluß Indiens war, dann wird man es uns nicht verdenken können, wenn wir zu behaupten wagen, daß auch die Idee einer Offenbarung und alle religiösen Ueberlieferungen überhaupt aus Indien stammen.

Es ist nicht anzunehmen, daß das Volk, das in Persien, Aegypten, Griechenland und Rom auf allen übrigen Gebieten so deutliche Spuren hinterlassen hat, nicht auch vollauf seine religiösen Ideen dorthin verpflanzt hätte.

Die griechische, die lateinische und hier und da auch die hebräische Sprache wären aus dem Sanskrit entstanden, und der Einfluß sollte damit aufgehört haben? Das ist nicht möglich.

Ebenso wie das Brahmanentum seinen Aberglauben in die verschiedenen Länder verpflanzt hat, mit dessen Hülfe es die Massen blendete, um sie so leichter unter sein Joch zu zwingen, ebenso brachten Manes und Moses die ersten reinen Traditionen mit, die Ueberlieferungen der Veden, die sie für die Priester bewahrten und die die philosophischen Systeme enthielten, aus denen die hebräische und die christliche Gesellschaft hervorgegangen ist.





Zweiter Teil.

Moses und die Hebräer.

Offenbarung. — Menschwerdung.

Es ist schwer aus den Darstellungen, wie wir sie im alten Testament besitzen, etwas Geschichtliches herauszufinden. Das persönliche Eingreifen Gottes in die Schicksale der alten Juden, Noah, Abraham und der anderen Hauptthelden der biblischen Geschichte, ist mit soviel Umständlichkeiten verbrämt, daß ein Faden kaum zu erkennen ist.

Eine kurze Uebersicht bietet die Predigt des Stephanus in der Apostelgeschichte, aus der hervorgeht, daß Abraham aus Mesopotamien in ein Land ziehen mußte, das ihm der Gott der Herrlichkeit zeigen wollte. Da zog Abraham aus Mesopotamien (aus der Chaldäer Lande) weg und wohnte in Haran. Von da brachte ihn Gott nach Kanaan. Da kam nun eine Teuerung über das Land, und Abraham zog hinab nach Aegypten. Da begeht denn der alte Erzvater einen großen Schwindel. Er gibt sein Weib Sara für seine Schwester aus; denn da sie sehr schön war, fürchtete er, man werde ihn ermorden, um ihm seine Sara abzunehmen. Der damalige König (Pharao) findet nun auch wirklich die Sara so schön, daß er sie zu seinem Weibe nehmen will; „und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte, Mägde, Eselinnen und Kamele. Aber der Herr plagte den Pharao mit großen Plagen und sein Haus, um Saras, Abrahams Weibes, willen. Da rief Pharao Abraham zu sich und sprach zu ihm: „Warum hast du mir das getan? Warum sagtest du mirs nicht, daß sie dein Weib wäre?

Warum sprachst du denn, sie wäre deine Schwester? Derhalben ich sie mir zum Weibe nehmen wollte! Und nun siehe, da hast du dein Weib, nimm sie und ziehe hin.""

Ein Sinn liegt nicht in dieser Erzählung, die kindlicher ist als ein Märchen, nur kann man daraus wohl entnehmen, daß die Auswanderung der „Kinder Israels" aus Indien nach dem „gelobten Lande" über Aegypten vor sich gegangen ist. Und da muß denn wohl der Sage ein natürlicher Vorgang zugrunde liegen. Wir stehen vor der Frage, wie die Hebräer, die in Aegypten wohnten, dazu kamen, unter Mosis Führung das Land zu verlassen, um sich ein neues Vaterland zu suchen.

Hier hilft uns nun wieder das im ersten Teile dieses Buches dargelegte System der Brahmanen, eine Dienerkaste zu bilden, die sich nie aus der Sklaverei erheben kann. Die Hebräer waren die Parias der Aegypter, bei denen sie Frondienste verrichten mußten. Ob sie als Kriegsgefangene dorthin geschleppt oder ob sie als Einwanderer unter das Joch des einheimischen Volkes gebeugt worden waren, ist nicht mehr zu erkennen; die uns bekannte jüdische Geschichte setzt ja erst da ein, wo sie unter Mosis Führung das Joch abschüttelten, um auszuziehen und sich in einem Lande, das sie sich auch erst erobern mußten, als neues selbständiges Volk anzusiedeln.

Moses erzählt uns, daß die Hebräer sich in Aegypten derart vermehrt hätten, daß sie eine Nation in der Nation bildeten und ihr Anwachsen dem Pharao, der damals regierte, ernstliche Bedenken einflößte. Dieser versuchte nun durch allerlei Mittel der zu großen Vermehrung der Hebräer Einhalt zu tun und verordnete, daß alle männlichen Kinder, die geboren würden, getötet werden sollten. Ein armes Weib, das sich nicht dazu entschließen konnte, ihr Kind zu töten, setzte es in einem Kästchen von Rohr, das sie mit Ton und Pech verklebt hatte, am Ufer des Nils ins Schilf. Die Tochter des Pharao fand dort das Kind und hatte Mitleid mit ihm, sie brachte es in ihren Palast und ließ es aufziehen als ihren Sohn.

Dieser Knabe war Moses.

Bis zu seinem vierzigsten Jahre blieb er am Hofe des Königs. Dann mußte er fliehen, da er einen Aegypter erschlagen hatte, der einen Hebräer mißhandelte. Nun offenbarte ihm Gott die Mission, die er ihm anvertrauen wollte.

In dem 2. Buche Mosis finden wir die Plagen, die Gott über das Land Aegypten ausbreitete, um den Pharao zu zwingen, die Hebräer unter der Führung Mosis ziehen zu lassen.

Wie dieser „Gott" es anstellt, dem Pharao zu zeigen, daß seine Sklaven „sein Volk" sind, sehe man im 2. Buche Mosis selbst nach. Die zehn Plagen sind derart, daß sie sicher bei einem Hottentotten oder Feuerländer ein mitleidiges Lächeln hervorrufen würden, ihm aber keinen hohen Begriff von unserem „Gott" einflößen könnten.

Da haben wir einen „Gott", der seine Macht durch einen Einfall von Fröschen, Läusen, Heuschrecken und sonstigem Ungeziefer, durch Verwandlung des Wassers in Blut, durch Pestilenz und Finsternis den Aegyptern fühlbar machen will, und als das „Herz des Pharao" doch noch verstockt bleibt, seinen Engeln anbefiehlt, zu töten „alle Erstgeburt in Aegyptenland, von dem ersten Sohne Pharaos an, der auf seinem Stuhle sitzt, bis zu dem ersten Sohne der Magd, die hinter der Mühle ist, und alle Erstgeburt unter dem Vieh; und es wird ein großes Geschrei sein in ganz Aegyptenland . . ." Damit sich die „Engel des Herrn" aber nicht irren, sollen die Hebräer ihre Türen mit Blut bestreichen, „und das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern, darinnen ihr seid, daß, wenn ich das Blut sehe, ich vor euch vorübergehe . . ."

Wie ein Mitglied der Gesellschaft Jesu (der Pater Carrières) die Geschichte auffaßt und zu Gunsten der christlichen Religion auslegt, möge die folgende Stelle aus seinem Kommentar zum 2. Buche Mosis zeigen:

„So lernen die Christen von diesem großen Apostel (Paulus) die Tiefe des Urteils Gottes erkennen, da er Pharao in Verstockung hat bleiben lassen, und sie können seine unendliche Weisheit anstaunen, mit der er sich zu seiner eigenen Ehre und zum Beweise seiner Allmacht der Hartherzigkeit dieses Fürsten bedient hat und der Starrköpfigkeit, mit der dieser ihm zu widerstehen wagte.

Derselbe Apostel lehrt sie außerdem noch, den Durchgang durch das rote Meer als ein Gleichnis ihrer Taufe anzusehen; das Manna, das vom Himmel fiel, als ein Bild der Eucharistie; den Stein, aus dem das Wasser hervorkam, und die Flammensäule, die den Israeliten in der Wüste folgte, als ein Bild Jesu Christi,

der die Christen während dieses Lebens speist, und der ihnen mit seiner Gnade und seinem Geiste folgt, bis sie in das wahre gelobte Land eingehen; den Berg Sinaï als ein Bild des irdischen Jerusalems; die Gesetze wie einen Führer, der das wahre Recht nicht sprechen konnte, aber auf Jesus Christus hinweist, von dem man es erhalten sollte; den Glanz, von dem das Gesicht Mosis wiederleuchtete, als ein Bild dessen der Evangelien; den Schleier, mit dem er sich bedeckte, als ein Gleichnis der Verblendung der Juden; das Tabernakel als ein Bild des himmlischen Heiligtums; das Blut der Opfer als das Vorbild dessen Jesu Christi."

Also es geschah „zur größeren Ehre Gottes", daß Aegypten durch die Plagen heimgesucht wurde, und daß seine Kinder hingeschlachtet wurden; wenigstens ist dies die Meinung der modernen Priester. Dann werden auch wohl die Scheiterhaufen des Mittelalters zur größeren Ehre Gottes geleuchtet haben, und wahrscheinlich bedauern es diese Priester, daß man heute zur größeren Ehre Gottes solche Fackeln nicht mehr anzündet.

Es wird schwer halten, in allen Mythologien ein ähnliches Monstrum von „Gott" zu finden, so etwas Trauriges und überaus Demoralisierendes ist gewiß nicht wieder zu entdecken.

Es konnte nur ein Fanatiker ärgster Art auf solche Gedanken verfallen, und er mußte zudem sicher sein, daß sein Volk, dem er später solche Sachen erzählte, sich in einem Zustande der borniertesten Unwissenheit befände.

Es war zweifellos ein Volk von Parias, das Moses in die Wüste führte. Das Volk der Hebräer erlangte die Freiheit, ohne zu begreifen, was Freiheit ist. Daher hat auch Moses in seinen Büchern ein seltsames Gemisch von reinen Doktrinen und schmählichem Aberglauben zusammengestellt, in dem die Erinnerungen an die Veden, die er bei den ägyptischen Priestern hatte studieren können, mit dem gewöhnlichen ägyptischen Götzendienst, wie er für das Volk geübt wurde, durcheinanderlaufen.

Er wollte ja einen einzigen Gott proklamieren, den Gott Israels, neben dem man keine Götter haben dürfte, aber er mußte doch zu Wundern greifen, um sein Volk vom goldenen Kalbe abzuhalten, einer Erinnerung an den Apis. Er mußte das Volk durch Schrecken in Schranken halten und schuf daher den Gott

der Rache, da nur die Furcht imstande war, dieses Gemisch von Sklaven und Gesindel zusammenzuhalten.

Wenn man aber auch begreift, daß dies nötig ist, um eine Nation zusammenzuhalten, die aus einer knechtischen Lage durch Revolution entstanden ist, so ist es doch nicht begreiflich, daß ein solcher Gott als Fundament für spätere Religionen zuzulassen ist.

Die Darstellung, wie das Volk der Hebräer in Aegypten entstanden sei, daß die Nachkommen Jakobs, der im Jahre 2298 v. u. Z. mit seiner Familie von 70 Personen dort eingewandert war, zweihundert Jahre später sechshunderttausend Mann hoch zählten, ohne die Frauen und Kinder, wodurch die Zahl auf zwei Millionen erhöht wird, daß die Leute dann ausgewandert sein sollen, beweist schon zur Genüge, daß es sich hier um nichts anderes handelt, als um eine Revolution der Parias.

Kann man wohl einen Augenblick ernstlich behaupten wollen, daß in einem so kurzen Zeitraume, unter den denkbar schwierigsten Umständen, eine Familie von siebzig Köpfen auf eine so ungeheure Zahl anwachsen konnte?

Die Geschichte von den Patriarchen und von Joseph sind wohl nur Erfindungen Mosis, oder auch vielleicht alte ägyptische Ueberlieferungen, die Moses aufgenommen hat, um seinem Volke von Sklaven, das eben erst erstanden war, eine Vergangenheit zu schaffen. Abraham, Isaak, Jakob, Joseph sind da, um den Parias Aegyptens einen weniger verächtlichen Ursprung zu verleihen; das hat aber die benachbarten Völkerstämme nicht abgehalten, die knechtische Abstammung der Israeliten nicht zu vergessen. So haben denn die Assyrier, die Aegypter und die Babylonier stets die Hebräer wieder in die Sklaverei geführt; es mochte ihnen nicht recht sein, daß dieses Volk, das ihrer Ansicht nach aus einer unreinen Kaste hervorgegangen war, anders als in Sklaverei lebte. Die Bibel behauptet zwar, dies sei geschehen, weil Jahve sein Volk dadurch für begangene Sünden und Fehler bestrafen wollte.

Es fällt ja keinem Menschen ein, die griechische und römische Mythologie anzunehmen als etwas, auf das man „Glaubenswahrheiten" gründen solle; warum sollte man die jüdischen Erzählungen höher stellen? Weil nach dem alten Testamente das neue folgt? Sollten die Wunder Jahves mehr Glauben verdienen, als die Jupiters?

Hat sich die Allweisheit Gottes in dem blutdürstigen und rachsüchtigen Gotte Israels besser kundgetan, als in den Göttern Griechenlands? Wohl kaum.

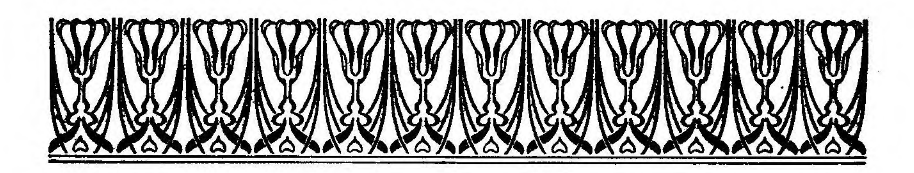
Eine Nation nennt sich mit Hochmut und Dünkel die erwählte Nation Gottes, und diese Nation, die aus Sklaven hervorgegangen ist, tut sich hervor in Grausamkeit gegenüber den Bewohnern des Landes, das sie erobert! Da sie selbst aus der Sklaverei hervorgegangen ist, hätte sie da nicht als erste die Sklaverei abschaffen müssen? Im Gegenteil, auf Befehl ihres Gottes macht sie die Völker zu Sklaven, über die sie gesiegt hat.

Es gibt kein Volk, das sich mehr durch Heuchelei hervorgetan hätte als dieses, dem immer der Zweck das Mittel heiligte.

Das ist aber auch nicht zum Verwundern. An der Spitze der von Moses errichteten Gesellschaft stand der Levit, der Priester, der seine alte, von Aegypten aus übernommene Rolle nicht abgegeben hat. Wie in Indien, Persien und Aegypten hat er sich als den von Gott Berufenen hingestellt, um die religiöse Idee auszubeuten und die Gläubigen unter das Joch seiner Kaste zu beugen.

Wenn wir nachgewiesen haben, daß die hebräische Gesellschaftsordnung nur eine Nachahmung der ägyptischen ist, daß Moses nur durch Vermittlung der ägyptischen die seinige hat bilden können, dann haben wir Grund, zu behaupten, daß auch sie von Indien ausgegangen ist und ihre Grundlage in den Veden hat, die die Bibel eben nur mit geringen Abweichungen wiedergibt.





Moses gründet die hebräische Gesellschaft nach dem Vorbilde der von Aegypten und Indien.

Bei der Errichtung der Grundlage für die politischen und religiösen Einrichtungen für sein Volk hat sich Moses dem Einflusse, der die ganze alte Welt beherrscht hat, nicht entziehen können. Sofort nachdem er das Volk in die Wüste geführt hatte, mit dem „viel Pöbelvolk" auszog, wurde es nötig, es zu disziplinieren und an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen; es mußte Gesetze haben. Da Aegypten in Kasten eingeteilt war, lag es nahe, daß auch Moses sein Volk in Kasten teilte, nur machte er zwölf statt vier. Die erste war natürlich die der Priester, denen alle bürgerlichen und religiösen Aemter zugeteilt wurden, die das Wort Gottes verbreiten, den Tempel hüten und die Opfer darbringen mußten; sie allein waren Richter über begangene Sünden und Verbrechen.

An ihrer Spitze stand ein Oberpriester, dessen Autorität niemand antasten konnte, und dessen Wort sowohl in geistlichen als auch in weltlichen Dingen Gesetzeskraft hatte; nur durch Gott konnte er zur Rechenschaft gezogen werden.

Eine ähnliche Einrichtung hat die katholische Kirche noch heute im unfehlbaren Papste.

Die Einteilung des Volkes Israel in zwölf Stämme war nichts anderes, als eine Einteilung in Kasten, nur daß Moses sie als von Gott selbst angeordnet hinstellte und sie auf die zwölf Söhne Jakobs zurückführte, wodurch sie dem Volke weniger nach der Einteilung Aegyptens gemacht zu sein schienen, und zwar damit es sich nicht dagegen auflehne. Im Grunde war es aber dasselbe, denn die Priesterherrschaft war eingeführt. Ohne Kämpfe ist es trotzdem nicht abgegangen, und die Auflehnungen und Gehorsamsverweigerungen waren ungemein häufig; nur dadurch, daß Moses Gott immer in die Bresche treten ließ, auf dessen Befehl dann furchtbares Strafgericht gehalten und Massenniedermetzelungen

veranstaltet wurden, gelangte er dazu, das unzusammenhängende Volk in der Gewalt zu behalten. So wurden nach der Abgötterei mit dem goldenen Kalbe von den „Kindern Levis", also von der Priesterkaste, dreiundzwanzigtausend Mann niedergemetzelt an einem Tage. (Luther sagt dreitausend, ihm war die Zahl wohl etwas groß vorgekommen, die Vulgata sagt aber quasi viginti tria millia hominum, ungefähr dreiundzwanzigtausend Mann.*) Die Priesterkaste war es auch hier, die über das Volk herrschte, gerade wie in Aegypten und in Indien, und die Leviten taten mit den Israeliten, was die Brahmanen mit den Indern getan hatten.

Wir werden nun sehen, wie auch im übrigen die Herleitung der Einrichtungen Mosis aus Indien nicht nur eingebildet ist, sondern daß sie in allen wesentlichen Punkten wirklich nachgewiesen werden kann.

So haben wir die Gewohnheit, in Moses den zu sehen, der zuerst die große Idee eines einzigen Gottes in deutlicher Weise gefaßt habe. Die Annahme ist aber irrig, und es ist nicht schwer, sie zu widerlegen, trotzdem sie durch die Zeit und durch das christliche Dogma, das die hebräische Erbschaft antrat, geheiligt ist.

Moses war in Aegypten durch die Priester in die Geheimnisse der indischen Lehre eingeführt worden und hatte dort das, was er später lehrte, gelernt. Aber die Lehre vom einigen Gotte wurde von den Priestern geheim gehalten, für das Volk war sie nicht geschaffen, das mußte mit gröberen Mitteln im Zaume gehalten werden.

Moses gab diese Geheimlehre, die in Indien und Aegypten der privilegierten Kaste der Priester vorbehalten blieb, dem Volke preis, aber auch er konnte nicht das höchste Wesen in seiner ganzen Reinheit darstellen, mit dem ernsten und ruhigen Wesen, wie es die heiligen Bücher Indiens schildern, und das so gut zu der göttlichen Majestät paßt; dazu war sein Volk nicht reif genug, und so mußte denn Jahve ein furchtbarer, rächender und strafender Gott werden.

Wenn Moses einerseits das Verdienst hat, zuerst gewagt zu haben, dem Volke einen einzigen Gott zu zeigen, im Gegensatz zu seinen Vorgängern Manu und Manes, die es für gut fanden,

*) 2. Mosis 32, 28.

für das Volk die abergläubischen Vorstellungen noch gelten zu lassen, so hat er aber dafür andererseits aus diesem Gotte ein despotisches und grausames Wesen gemacht, das dazu angetan war, Schrecken zu erregen und blinden Gehorsam zu verlangen. Die anderen Religionsstifter hatten die strafenden Gottheiten von den wohltuenden getrennt, Moses mußte die verschiedenen Eigenschaften seinem Jahve allein geben, und deshalb war auch sein Kultus ebenso hart und blutgierig, wie die anderen. So kann man auch in Moses nichts anderes sehen, als einen Religionsstifter, der mit Blut und Eisen zu Werke ging, und dessen Jahve das Schreckgespenst war, das dazu diente, die der Priesterkaste übergebene Herrschaft aufzurichten und zu befestigen. Die von Moses errichtete Ordnung war eine rein theokratische. Die Einteilung in Stämme, in Kasten, diente dazu, das Volk in einem Zustande zu erhalten, der die Herrschaft der neuen Gewalten sicherstellte, und somit kann man sagen, daß die Hebräer weder durch ihren Glauben noch durch ihre soziale Einrichtung eine Ausnahme von der von allen Völkern des Altertums befolgten Regel bildeten.

Man weist auf die Erhabenheit der zehn Gebote hin, um den Hebräern eine höhere Stellung unter den übrigen Völkern anzuweisen. Diese verlangen, Vater und Mutter zu ehren, nicht zu töten, nicht zu stehlen, nicht zu ehebrechen, kein falsches Zeugnis abzulegen und nicht zu begehren, was anderen gehört.

Die Gebote stammen aber nicht vom Sinai, sie sind älter als die Hebräer und alle Zivilisationen, die ihnen vorhergegangen sind. Lange bevor Moses diese Gesetze aus dem Munde Gottes empfing, waren sie im Herzen eines jeden rechtlich denkenden Menschen eingegraben; und gerade die Hebräer waren weit davon entfernt, diese, unter großem theatralischen Aufwande mit Posaunenton, Donner, Blitz und Rauch gegebenen Gebote zu befolgen. Kein Volk war wohl verderbter, weniger delikat im Verkehr mit Nachbarvölkern und hatte weniger Respekt vor dem Gute eines anderen als sie. Sie stehlen, ehe sie aus Aegypten ziehen, Gold und Silber, treiben Raub, wo sie hinkommen, überfallen mit bewaffneter Hand ihre Nachbarn und treiben dieses Wesen solange, bis sie ordentlich dafür gestraft und wieder in die Gefangenschaft geführt werden.

Moses und seine Nachfolger konnten daran nichts ändern, denn die Parias bleiben Parias; es gelang ihm nicht, aus den früheren Sklaven der Pharaonen eine ernste Nation zu bilden, die arbeitsam und seßhaft war. Als sie in Palästina wohnten, waren sie fortwährend im Kriege mit ihren Nachbarn, und endlich, wie es scheint, haben sich diese vereinigt, um ihren ununterbrochenen Angriffen ein Ende zu machen.

Moses kannte seine Leute und durfte es daher nicht wagen, ihnen den Gott, wie er ihn aus den heiligen Schriften kannte, in voller Reinheit zu geben; er war genötigt, den Gott als einen strafenden und unerbittlichen darzustellen. Die Art, wie er die Erschaffung der Welt darstellt, erinnert an die indische Genesis; aber je weiter er kommt, desto mehr verläßt er die Veden und wendet sich mehr dem Brahmanentume zu. Wir müssen dies wohl so denken, daß er immer mehr einsah, daß sein Volk den Standpunkt noch nicht erlangt habe, wo es die Lehre an einen reinen Gott erfassen könne; denn sein Gott wird immer düsterer und muß gefährliche Drohungen ausstoßen, um auf die erregte Menge Eindruck zu machen. Daher verließ Moses nach der Fertigstellung der Genesis in der Folge die Veden und errichtete die Priesterherrschaft und die Kasten.

Die von Moses eingeführten Strafen gleichen denen Agyptens und Indiens mit Ausnahme der Verstoßung aus den Kasten. Wir können darin aber keinen Fortschritt in der Humanität sehen, denn von Menschlichkeit ist in den Büchern Mosis wenig zu finden. Um die Kinder Israels zu strafen, tötet der Herr deren nach zwanzigtausenden, als wären es Heuschrecken, und gleiche Strafen trafen den „Pöbelhaufen“ auch, wenn er mit den Töchtern der Moabiter Verkehr gehabt hatte, und immer sind es die Priester, die das Blutbad anrichten.

Wer die Bücher des alten Testamentes liest, wird finden, daß sie mit Blut geschrieben sind.

Daher kann Menschlichkeit nicht der Beweggrund sein, weshalb Moses die Ausstoßung nicht mit unter die Strafen aufnahm. Der Grund ist aber nicht schwer zu erkennen. Es durfte in dem Volke, das, wie wir annehmen, selbst aus den Parias der Aegypter stammte, nicht der Gedanke aufkommen, wieder in gleiche Verhältnisse zurückkehren zu können, ohne daß dieses sich dagegen

mit aller Macht gewehrt haben würde; und dann konnte auch Moses, der die Gefahr kannte, die eine Nation in der Nation für das Gemeinwesen hat, unmöglich den alten Fehler der Vorzeit wiederholen. Die Aegypter hatten der Ausbreitung der Israeliten mit allen Mitteln entgegengearbeitet; Moses wußte also, daß das Gleiche im Volke Israel nötig sein würde, wenn er in seiner Konstruktion den Grund zu gleichen oder ähnlichen Verhältnissen legen würde: sie mußten in nicht allzuweiter Ferne den Verfall der Nation nach sich ziehen. Er zog es daher vor, durch Massenabschlachtungen die aus dem Wege zu räumen, die Jahve verleugneten oder sich gegen die Autorität des Gesetzgebers und der Gesetze auflehnten.

Bei geringeren Vergehen, die besonders nicht die Staatseinrichtung betrafen, wurde das Wiedervergeltungsrecht eingeführt: 2. Mosis 21, 24, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, 25, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule.

Weder Indien noch Aegypten kannten die Wiedervergeltung; es ist eine Perle in der Krone der Gesetzgebung Mosis. Manu, Buddha, Zoroaster und Manes hatten die Wiedervergeltung, die doch nur den ältesten Zeiten der Barbarei angehört, von sich gewiesen; dem Judaismus Jahves war es vorbehalten, ihr wieder Gesetzeskraft zu verleihen. Sogar bis auf den Ochsen erstreckte sich dieses, nur wurde der Ochse, der einen Mann gestoßen hatte, daß er starb, nicht wiedergestoßen, sondern er wurde gesteinigt und sein Fleisch durfte nicht gegessen werden. Diese Art von Strafe findet sich auch in den Anfängen anderer Nationen, aber nur ganz im Anfange bei ganz primitiven Zuständen, kein Volk hat sie in die geschriebenen Gesetze aufzunehmen gewagt.

Je weiter wir fortschreiten, um so mehr werden wir finden, daß da, wo die Hebräer etwas an der von Indien und Aegypten übernommenen Tradition änderten, sie eher einen Rückschritt zur Barbarei machten, als einer höheren Idee die Wege bahnten.

Eine kurze Zusammenstellung der von Moses und seinen Nachfolgern auf das Geheiß Jahves an den Israeliten und von diesen an den benachbarten Völkern begangenen Metzeleien möge hier eine Stelle finden; dies soll nicht nur dazu dienen, den moralischen Standpunkt der Bibel zu zeigen, es ist auch ein

siegreiches Argument gegen die, die etwa die Echtheit der indischen heiligen Schriften leugnen, um behaupten zu können, sie seien eine Nachahmung der Bibel.

Die erhabenen Ideen von dem einzigen Gotte, der Deifaltigkeit, der Schöpfung, der Erbsünde und der Erlösung haben in Indien eine hohe philosophische und moralische Zivilisation hervorgebracht; die Nachbildung dieser Traditionen, die sicher nicht auf hebräischem Boden entstanden ist, konnte aber ein Volk nicht regenerieren, das von Raub und Mord lebte.

Sehen wir also an der Hand der Bibel (nicht der für die Schule bearbeiteten biblischen Geschichte), was sich alles an Gräßlichkeiten zugetragen hat.

Jahve fand kein anderes Mittel mehr, um den Hebräern den Auszug aus Aegypten zu ermöglichen, als alle Erstgeburt zu töten, wobei er doch natürlich die Unschuldigen traf.

Bei ihrer Flucht stahlen die Hebräer alles goldene und silberne Gerät sowie reiche Kleider, soviel sie tragen konnten.

Jahve gebietet den Hebräern zurückzugehen, damit der Pharao ihnen entgegeneilen solle, und dann wolle er die Aegypter vernichten. (Dies war eine ganz unnötige Rache, da die Hebräer außer Gefahr waren.)

Nach der Anbetung des goldenen Kalbes will Jahve in der Wut alle Israeliten vernichten, Moses fleht aber für sie, und der Herr der Welt begnügt sich mit dreiundzwanzigtausend, die er durch die Priester abschlachten läßt. Nach dieser Heldentat ist Gott bereit, die Hebräer zu segnen. „Dem Volke muß die Religion erhalten werden.“ Wahrscheinlich hat Karl der Große auch aus demselben Grunde an einem Tage sechstausend Sachsen abschlachten lassen! Oder ob auch ihm der Herr durch seine Priester dazu hat den Befehl zukommen lassen?

Als die Hebräer wiederholt verlangten, daß der Herr sich ihnen zeigen solle, drohte er ihnen, daß er sie ausrotten werde.

Moses will nun aber auch Jahve von Angesicht zu Angesicht sehen; da erhält er die Antwort: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“ Und er fügt hinzu: „Siehe, da ist ein Raum bei mir, da stehe auf einen Stein. Und wenn meine Herrlichkeit vorbeigeht, dann stelle dich in die Felsenkluft, und ich werde dich mit meiner

Rechten bedecken, bis ich vorbeigegangen bin. Dann will ich meine Hand wegnehmen, und du wirst mich von hinten sehen (videbis posteriora mea), mein Gesicht aber kannst du nicht sehen.“ (Eine ideale Ansicht von Gott!)

Nadab und Abihu (die Söhne Aarons) werden mit dem Tode bestraft, weil sie ein Opfer mit fremdem Feuer vor dem Herrn darbrachten.

Wer einen Ochsen oder ein Lamm tötet, das dem Herrn als Opfer bestimmt ist, wird mit dem Tode bestraft (Kirchenraub).

Die Israeliten murrten wider den Herrn, denn sie waren des Herumziehens in der Wüste müde: da sendet er Feuer gegen sie aus, das eine große Anzahl von ihnen tötet.

Jahve sendet den hungrigen Israeliten Wachteln zur Speise, tötet aber alle, die zuviel davon gegessen haben.

Mirjam, die (mit Aaron) wider Moses redet, des Weibes, der Mohrin wegen, die er genommen hatte, wird mit Aussatz bestraft.

Als das Volk wieder einmal murrte, verurteilte der Herr alle, die über zwanzig Jahre alt waren, zum Tode in der Wüste.

Korah und seine „Rotte“, die sich gegen Moses aufgelehnt hatten, werden vom Feuer verschlungen, das der Herr aus der Erdspalte aufsteigen läßt, es waren ihrer zweihundertundfünfzig Männer.

Als aber die Unruhe sich dadurch nicht legte, ließ der Herr vierzehntausendundsiebenhundert vom Feuer verzehren.

Als dann die Hebräer noch nicht zufrieden waren und gegen Jahve murrten, sandte er feurige Schlangen gegen sie aus, „daß ein großes Volk in Israel starb“.

Auf Befehl Jahves vernichten die Israeliten die Bewohner Kanaans und die Ammoniter, auch den König Og von Basan schlugen sie mit allen seinen Leuten, so daß Keiner übrig blieb; auf dem so eroberten Lande aber ließen sie sich nieder.

Vierundzwanzigtausend Israeliten werden von den Priestern niedergemetzelt, weil sie mit den Töchtern der Moabiter Umgang gehabt haben.

Jahve ordnet an, daß Moses die Midianiter strafen solle. Alle Männer werden getötet, und die Frauen und Kinder werden in die Gefangenschaft geführt. Das paßt aber Moses nicht, er

läßt alle Frauen und alle Knaben töten, nur die Mädchen und Jungfrauen werden am Leben gelassen: Puellas autem et omnes feminas virgines reservate vobis: die Mädchen aber und alle Jungfrauen behaltet für euch.

Was sollen wir da noch weitere Beispiele aus der Bibel anführen — es kann sie ja jeder selbst nachlesen, obwohl die Arbeit nicht leicht ist und besonders die Uebersetzung Luthers von Ungenauigkeiten und falsch verstandenen oder falsch aufgefaßten Stellen wimmelt, woran wohl die schlechte Vorlage schuld ist, nach der er arbeiten mußte.

Gibt es wohl ein Volk, das sich ähnlicher „Heldentaten" rühmt und dabei den Mut hat, sich das „auserwählte Volk Gottes" zu nennen?

Will man zugeben, daß alle diese Greueltaten wirklich geschehen sind, so kann man sie nur durch den Fanatismus Mosis erklären, der alles durch seine Priester niedermachen ließ, was sich seiner Gewaltherrschaft widersetzte.

Möglicherweise war es aber auch nichts anderes, als daß man sich eines großen Teils des Volkes entledigen mußte, weil in der Wüste die Lebensmittel zu oft ausgingen.

Es ist immerhin eine starke Zumutung, in diesen Massenabschlachtungen, wobei nur die Jungfrauen geschont wurden, eine Machtentfaltung des höchsten Gottes sehen zu sollen. Wir ziehen vor, darin das Hausen einer barbarischen Horde zu sehen, die seit dem Auszuge aus Aegypten von Raub und Plünderung lebte, so wie es die arabischen Nomaden, ihre nahen Verwandten und Nachbarn zum Teil noch heute tun.

Es ist schlecht angebracht, bei diesem Volke den Ursprung unseres Glaubens und unserer religiösen und philosophischen Ueberlieferungen suchen zu wollen: aus diesem Buche der Bibel können wir den neuen Glauben der modernen Völker nicht herleiten.

Nicht unsere christliche Religion ist daraus entstanden, sondern die Mohammeds, der Mosis Beispiel gefolgt ist und sein Gesetzbuch kopiert hat.

Christus (oder vielmehr die christliche Religion) hat alle diese abergläubischen und aberwitzigen Ideen weit von sich gewiesen. Der Apostel der Religion der Liebe und der unendlichen väter-

lichen Güte Gottes konnte nichts gemein haben mit dem Rachegesetze Jahves.

Christus, der Moses und Manes und deren Vorgänger Manu verachtete und auf die erhabenen Lehren Krischnas und Buddhas zurückgriff, die durch die Priesterherrschaft der Brahmanen in Vergessenheit gebracht waren, verkündete den Menschen das Gesetz der Liebe und des Mitleids, das bei den alten Völkern des Orients in Kraft gewesen war.

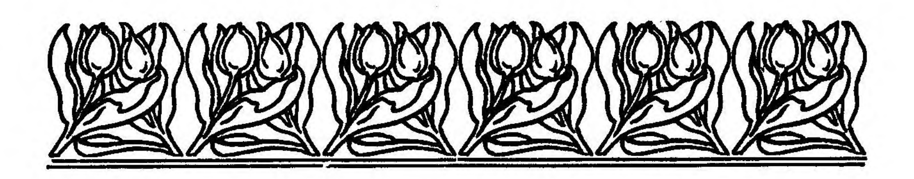
Diese beiden, Krischna und Buddha, sind neben Christus die bewunderungswürdigsten Gestalten der alten und der neuen Welt, die Träger der Erlösung aus der Herrschaft der Priester und der Pharisäer, die Eintracht und Liebe predigten, das Schöne und Gute idealisierten und den Himmel wiederspiegelten wie reines Wasser die Sonne.

Krischnas Lehre wurde vom Bramahnentum erstickt.

Wachen wir darüber, daß die Lehre Christi nicht von den Priestern gänzlich unterdrückt wird. Es war ja schon einmal weit damit gekommen und nur Luthers mutiges Auftreten hat der umsichgreifenden, vor nichts mehr zurückschreckenden Herrschsucht der Priester einen Damm entgegengesetzt.

Die immer mehr sich verbreitende allgemeine Bildung und besonders die Fortschritte der Naturerkenntnis bringen es hoffentlich dahin, daß der Ausspruch „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ in bezug auf die Herrschaft der Kirche wahr werde.





Ueber den Einfluss Indiens auf das hebräische Volk.

Das erste Buch Mosis, die Genesis.

Wir müssen die Darstellung Mosis von der Erschaffung der Welt als allgemein bekannt voraussetzen, obgleich die auf den Schulen gelehrte „biblische Geschichte“ nicht immer im Einklange steht mit dem, was Moses sagt. Sein Buch ist überhaupt an vielen Stellen zu unanständig, und daher ist das Verbot der katholischen Kirche, es im Original zu lesen, sehr gut zu begreifen, wenn dieses auch aus anderen Gründen, die weniger prüder Art sind, gegeben worden ist.

Wir werden daher nur die Darstellung nach indischer Weise geben, den Vergleich kann dann ja jeder selbst machen, er fällt gewiß nicht zuungunsten der älteren indischen Darstellung aus.

Als Quelle unsrer Darstellung nehmen wir die Mânava-Dharma-Sâstra, das Buch der Gesetze Manus, das aber keineswegs nur ein Gesetzbuch nach heutigem Sinne ist. Wir verstehen unter einem Gesetzbuche die Regeln, die die Menschen im Verkehre miteinander zu beobachten haben, und dazu die Strafen, die auf die Uebertretung dieser Regeln Anwendung finden. Bei den alten Indern enthält das Buch der Gesetze alles, was sich auf das Leben des Menschen bezieht. Wie die Bücher Mosis, enthält die Mânava-Dharma-Sâstra eine vollständige Kosmogenie, die Ideen der Metaphysik, Vorschriften, wie sich der Mensch in den verschiedenen Lagen seines Lebens zu verhalten hat, religiöse Gebote, Anweisungen, wie die Zeremonien zu vollziehen sind, usw.

Außer den Gesetzen Manus sind es aber hauptsächlich die Veden, die göttliche und menschliche Wahrheiten enthalten.

Alle religiösen Bücher Indiens erzählen in bezug auf diese gleichmäßig folgende Legende:

„Es ist drei mal tausend Menschenalter her, als die Wasser über die Erde dahinfuhren und die heiligen Bücher in den Abgrund versenkten.

Der Gott Vischnu aber nahm die Gestalt eines Fisches mit menschlichem Kopfe an und rettete sie aus den Fluten. Er übergab sie Visvamitra, der allein mit seinem ganzen Geschlechte der Ueberschwemmung entgangen war, und sprach zu ihm:

„Dies ist das Wort Gottes, das Brahma selbst deinen Vorfahren geoffenbart hat."

Und da viele unter denen, die gerettet waren, unwissend und schwach waren, lehrte sie Vischnu selber, sich Hütten zu bauen, die Erde zu bearbeiten, die Herden heranzuziehen und Tempel zu errichten, um den Göttern zu dienen, und alle Abende tauchte er in den Ozean, denn er hatte seine Fischgestalt beibehalten — dies geschah bei der Mündung des Ganges —, und mit aufgehender Sonne erschien er wieder.

Dieser Fisch war es, der Visvamitra an den Ufern Virinis erhalten hatte.

Er war es, der die Menschen nach der Sintflut alles lehrte, was zu ihrem Glücke nötig war.

Eines Tages tauchte er nun unter und kam nicht wieder, denn die Erde hatte sich von neuem mit Grün bedeckt, mit Früchten und Herden.

Aber er hatte den Brahmanen das Geheimnis aller Dinge geoffenbart." (Hari-Purana.)

(In den brahmanischen Litaneien wird Vischnu in bezug hierauf angerufen:

O an samudraga!

O Geist, der du auf den Wassern lebst.

Der Fisch mit menschlichem Kopfe und menschlicher Stimme, der den Chaldäern die Tradition überbrachte, hieß Oan. Es liegt nahe, den Namen Oan aus dem Anfange der Sanskrit-Litanei herzuleiten, zumal der Rest der chaldäischen Sage nicht von der alten brahmanischen abweicht.)

Im Anfange war Gott. Die Veden erklären ihn so: „Der durch sich selbst existiert, und der in allem ist, denn alles ist in ihm."

Manu, der die Veden erklärt, sagt Buch I, Sloka 7:

„Der, den nur der Geist erfassen kann, der den körperlichen Sinnen entgeht, der ohne sichtbare Teile ist, ewig, die Seele aller Wesen, den niemand begreifen kann."

Der Mahabharata gibt folgende Erklärung von ihm:

„Gott ist eins, unveränderlich, ohne Teile und Formen, unendlich, allwissend, allgegenwärtig und allmächtig; er ist es, der Himmel und Erde aus den Tiefen des Nichts hervorgeholt und in den unendlichen Raum gesetzt hat; er ist der göttliche Erreger, das große ursprüngliche Wesen, die wirksame und materielle Ursache von allem."

Und in den Veden wird von ihm gesungen:

„Der Ganges, der dahinströmt, ist Gott; das brausende Meer ist Er; die Winde, die dahinbrausen, ist Er; die Wolke, die donnert, der Blitz, der leuchtet, ist Er. So wie die Welt von Ewigkeit her im Geiste Brahmas war, so ist heute alles, was ist, sein Bild."

Die indischen Theologen unterscheiden Gott in zwei verschiedenen Lagen:

In der ersten ist er Dyaus, Zéus, Deus, Thor, d. h. der nicht tätige Gott.

In der zweiten wird Dyaus Brahma, d. h. der handelnde Gott, der Schöpfer.

Von dem nichthandelnden Gotte wird in den Puranas gesagt:

„Geheimnisvoller Geist, unendliche Kraft, unbegreifliche Macht, wie bezeugt sich deine Gewalt, deine Stärke, dein Leben vor der Schöpfung? Schliefest du wie eine erloschene Sonne inmitten der vergangenen Materie? . . . Warst du das Chaos? . . . Irrte dein Geist über den Wassern, da du Narayana genannt wirst?

Dazu fügt Manu I. 10. hinzu: Die Wasser wurden Naras genannt, denn sie waren eine Schöpfung des Nara (des göttlichen Geistes): diese Wasser waren der erste Ort der Bewegung (im Sanskrit ayana) des Nara, daher wurde er Narayana genannt, der sich über den Wassern bewegt. Wir haben im ersten Kapitel des ersten Buches Mosis die bekannte Stelle: und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Die Anlehnung ist unverkennbar.

Von Brahma sagen die Puranas:

„Als Brahma von der Untätigkeit zum Handeln überging, da hat er nicht etwa die Natur geschaffen, die zu allen Zeiten in ihrem Wesen, ihren Attributen in seinen unsterblichen Gedanken bestand, er kam, um sie zu entwickeln und dem Chaos ein Ende zu machen.

„O Gott, Vater und Schöpfer, welche Form nimmst du in deinem Handeln an; die Taten deiner Größe, deines mächtigen Willens werden den Blicken sichtbar; der Ozean erhebt seine wütenden Wogen und beruhigt sich; der Donner erschallt und verhallt; der Wind braust heran und vergeht; der Mensch wird geboren und stirbt; überall bemerkt man deine Hand, die herrscht und bewahrt, aber man kann sie weder begreifen noch sehen...

„... Soll man darum die Ursache leugnen? Wer hat je seine Gedanken geleugnet, weil er sie nicht hat sehen können?"

Die Zeit, in der die Entwicklung der Welten vor sich geht, ist nach den Veden ein Tag Brahmas, ebensolange dauert das Chaos, der Pralaya; ein Tag Brahmas entspricht vier Millionen dreihundertzwanzigtausend Jahren der Menschen. (Manu I, 69 ff.) Ebenso lang ist die Nacht. In dieser Zeit nun entwickelt sich die Welt. Diese Entwicklung ist eine allmähliche und stufenweise. Manu schildert sie in folgender Weise:

„Als die Dauer des Pralaya (Chaos) ihr Ende erreichte, erschien der Herr, der durch sich selbst existiert und der unsern äußeren Sinnen unfaßbar ist, und machte diese Welt sichtbar durch die fünf Elemente und die andern Prinzipien, indem er im hellsten Glanze erstrahlte und erschien, wodurch die Finsternis verscheucht wurde." (Manu I. 6.)

„Da er in seinem Geiste beschlossen hatte, aus seinem Wesen die verschiedenen Geschöpfe entstehen zu lassen, erschuf er zuerst das Wasser, in das er einen Keim legte." (Manu I. 8.)

„Dieser Keim wurde ein Ei, hellleuchtend wie Gold, ebenso strahlend wie ein Gestirn mit tausend Strahlen: in ihm entstand der Urkeim, Brahma, das Prinzip aller Wesen." (Manu I. 9.)

„Als diese Welt aus der Finsternis hervorkam, brachten die ursprünglichen Prinzipien die Pflanzensamen hervor, die zuerst die Pflanzen belebten; von den Pflanzen ging das Leben auf fantastische Körper über, die im Schlamme des Wassers entstanden; dann gelangte dies durch eine Reihe von Formen und verschiedene Tiere hierdurch bis zum Menschen." (Bagavatta.)

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß nach der Ansicht der alten Inder die Entwicklung der auf der Erde lebenden Wesen in der Weise vor sich gegangen ist, daß das Leben unter dem Einflusse der Wärme im Wasser entstanden ist, und daß das

Lebewesen durch seine eigene natürliche Kraft sich stufenweise von der ersten Monade bis zum Menschen erhoben hat.

Wenn die moderne Wissenschaft, die von Lamarck und Darwin ausgeht, zu denselben Resultaten kommt, so ist das nur ein Beweis mehr dafür, wie scharfblickend und beobachtend die Brahmanen waren, die vor zwanzigtausend Jahren oder auch wohl schon noch früher ihre Schüler dieselben Doktrinen lehrten.

Die Schüler Kapilas und Vyasas gehen sogar noch weiter; sie sehen in Brahma selbst den Urkeim und leugnen die Existenz einer ersten Ursache; sie behaupten, daß alles in der Natur nur durch materiell notwendige Kräfte entstanden ist.

So sagt Vyasa am Schlusse seines Buches über die Maya — die Illusion des Lebens —:

„Jeder religiöse Glaube verdunkelt die Denkkraft des Menschen, indem er ihn von dem Wesentlichen abzulenken sucht; die Verehrung der Gottheit, unter deren Bild man die Achtung vor den Naturgesetzen verborgen hat, vertreibt die Wahrheit zu Gunsten des niedrigsten Aberglaubens . . ." (Vyasa-Maya.)

Es wird noch lange dauern, bis ein solcher Gedanke, der vor drei- oder viertausend Jahren ausgesprochen wurde, Allgemeingut der Menschen wird; sie werden dann erst wirklich das sein, zu dem sie auf Erden berufen sind.

Doch ist in Indien noch heute ein solches Denken geläufig.

Ein Brahmane der Pagode von Chelambrum, der der skeptischen Schule Vyasas angehört, antwortete auf die Frage, ob er an die Existenz Gottes glaube, lächelnd:

„Aham-eva-param Brahma." (Ich bin selbst Gott.)

Was wollen Sie damit sagen? forschte man.

„Ich verstehe darunter, daß ein jedes Wesen auf Erden, so klein es auch sein möge, ein unsterblicher Teil der unsterblichen Materie ist."

Die modernen Materialisten werden dem kaum noch etwas hinzuzufügen haben.

Wir kommen aber von unserem Thema ab, was man durch die Ueberfülle des Materials entschuldigen möge.

Als also die Dauer des Chaos ihr Ende erreicht hatte, erschien Brahma (nach dem Ausdrucke Manus) „leuchtend im reinsten Glanze, vertrieb durch den von ihm ausgehenden Glanz die

Finsternis und erweckte die Natur, die sich entwickelte, da er in seinem Geiste beschlossen hatte, aus seiner Substanz alle Geschöpfe entstehn zu lassen.“

Der Mahabharata sagt:

„Als die tiefe Nacht verschwand, während der sich der Keim alles Seins im Busen Brahmas wiedererneuerte, durcheilte ein ungeheures Licht die unendlichen Räume und der himmlische Geist erschien in der ganzen Macht seiner Kraft und Majestät; bei seinem Anblick änderte sich das Chaos in fruchtbare Materie, aus der die Welten, die leuchtenden Sterne, das Wasser, die Pflanzen, die Tiere und der Mensch hervorgehen sollten...“

Als so der untätige Dyaus Brahma wurde, d. h. der handelnde und schöpferische Gott, entstanden in ihm drei Personen, um ihm beizustehn, ohne jedoch seiner Einheit Abbruch zu tun.

Diese göttliche Trimurti (Dreieinigkeit) ist nach den heiligen Büchern und der Tradition der Brahmanen unteilbar im Wesen und unteilbar im Handeln, ein tiefes Mysterium, das der Mensch erst zu fassen vermag, wenn seine Seele würdig befunden wird, sich mit der großen Seele (Brahmatma) zu vereinigen.

Diese Dreieinigkeit besteht aus Brahma, Vischnu und Siva.

Brahma stellt das erschaffende Prinzip dar und erhält daher den Namen Vater (Zupitri).

Vischnu ist das erhaltende und schützende Prinzip; er ist der Sohn Gottes, das in Krischna Fleisch gewordene Wort, der auf die Welt gekommen ist, um als Hirt und Prophet die Menschheit zu erretten und dann, wenn sein Werk vollendet, eines schmählichen und gewalttätigen Todes zu sterben.

Siva (oder Nara), der heilige Geist, ist das Prinzip, das die Auflösung und Wiedererstehung leitet, ein Bild der Natur, die in sich die Attribute der Fruchtbarkeit und des Lebens einschließt, ebenso wie die des Vergehens und des Todes. Er ist der Geist, der das ewige Gesetz des Lebens und Vergehens leitet, das allen Lebewesen anhaftet.

Es wird keinem Bibelleser entgangen sein, wie plötzlich und unvermittelt der Sprung aus dem alten Testamente ins neue ist; dort gab es nur e i n e n Gott, der keine Götter neben sich haben wollte, und hier tritt plötzlich die Dreieinigkeit auf, Gottvater, der aus der Jungfrau geborene Sohn und der heilige Geist. Da

ein solcher Rückschritt sich nicht erklären läßt, so ist die Annahme gerechtfertigt, daß das neue Testament mit dem alten nichts zu tun hat. Es wird ein denkender Mensch nicht drei Götter annehmen, nachdem er an einen Gott geglaubt hat: das ist unlogisch. Der Schluß, daß das neue Testament eine neuerstandene Religion ist, die aus der alten indischen Krischnareligion entstanden ist, wird dadurch zur Gewißheit. Wir werden später sehen, wie die indische Lehre von Krischna sich in dem neuen Testamente mit Christus wiederfindet. Vorher müssen wir aber noch erst den Nachweis führen, in welchem Lehnsverhältnisse das alte Testament zu den Veden steht. Die von Moses zurückgewiesene Dreieinigkeit diente später der christlichen Religion zur Basis, und wir werden an der Stelle, wo wir darauf näher eingehen, den genügenden Beweis bringen, daß sie zweifellos aus Indien herübergenommen wurde.

Wir kehren also zur Erschaffung der Welt zurück.

Als Brahma beschlossen hatte, die Erde zu schaffen, teilte er den Himmel in zwölf Teile, die den Wesen zur Wohnung dienen sollten, die er sich zur Hülfe schaffen wollte. Es sollten dies untere Geister sein, die seinen Ruhm verkünden und ihm gehorchen sollten. So entstanden die Devas aus seinen Gedanken und umgaben seinen Thron. Die Devas waren aber von verschiedener Vollkommenheit und ihnen war dementsprechend eine mehr oder weniger von Brahma entferntere Wohnung im Himmel angewiesen worden. Darob entstand große Unzufriedenheit, und die niederen, die am weitesten entfernt worden waren, empörten sich unter Leitung des Vasuki, der sie zum Aufstande angereizt hatte, und stürzten sich auf die günstiger bedachten Devas. Diese scharten sich um das Banner Indras und hielten tapfer den Ansturm aus. Nachdem Vasuki von Indra niedergestreckt worden war, verließen ihn seine Anhänger und erklärten sich bereit, sich zu unterwerfen. Brahma aber verstieß sie wegen ihres Ungehorsams aus den Himmeln, untersagte ihnen jedoch zugleich die Erde und die übrigen Planeten, so daß sie keinen anderen Aufenthalt fanden als die Hölle.

Aus dieser Sage entstanden die Engel und die Teufel, und der Kampf der Titanen gegen Jupiter.

Die ursprüngliche Idee, die dieser Sage zu Grunde liegt, mag wohl die gewesen sein, daß die Menschen sich das Bestehen des Bösen nicht anders erklären konnten, als aus dem Vorhandensein einer Macht, die sich gegen Gott auflehnte, denn das Böse konnte aus Gott nicht erklärt werden, der ja das Ideal des Guten war.

Als dann nun die Erde erschaffen war, bedeckt mit Blumen und fruchtbaren Bäumen, als Tausende von Tieren die Luft, die Erde und das Wasser belebten, hielt Brahma den Zeitpunkt für gekommen, den Menschen zu erschaffen.

Er nahm einen Keim aus der großen Seele, aus dem reinen Wesen, mit dem er zwei Körper belebte, von denen der eine männlich, der andere weiblich war, daß sie sich wie die Pflanzen und Tiere vermehren könnten. Dann gab er ihnen den Ahankara, d. h. das Gewissen, und die Sprache, wodurch sie höher gestellt wurden als alles, was bisher erschaffen war, mit Ausnahme Gottes und der Devas.

Den Mann zeichnete er durch Kraft, hohen Wuchs und Majestät aus und nannte ihn Adima (im Sanskrit der erste Mensch).

Die Frau erhielt die Grazie, die Milde und die Schönheit; er nannte sie Heva (was das Leben vollständig macht).

Und in der Tat machte der Herr das Leben erst vollständig, indem er dem Adima eine Genossin gab. Hierdurch stellte er die Grundlage des Menschentums auf, er verkündete die Gleichheit des Mannes und der Frau auf der Erde. Dieses göttliche Prinzip ist von späteren Gesetzgebern, im Altertum und in der Neuzeit, nicht beibehalten worden; aus Indien verschwand es erst zur Zeit der brahmischen Revolution unter dem verderblichen Einflusse der Priesterherrschaft.

Der Herr wies Adima und Heva das alte Taprobane, die Insel Ceylon, zum Wohnsitze an, die durch ihr Klima, ihre Fruchtbarkeit und herrliche Vegetation recht wohl geeignet erscheint, das irdische Paradies, die Wiege der Menschheit zu sein. Heute noch ist sie die schönste Perle des indischen Ozeans.

„Gehet hin, vereinigt euch und bringt Wesen hervor, die euer Ebenbild auf Erden sein werden, Jahrhunderte und Jahrhunderte, nachdem ihr zu mir zurückgekehrt sein werdet. Ich, der Herr alles dessen, was da ist, habe euch geschaffen, damit

ihr mich während eures ganzen Lebens verehren sollt; und die, die an mich glauben, werden mein Glück mit mir teilen am Ende aller Dinge. Das lehret eure Kinder, damit sie nie die Erinnerung an mich verlieren, denn ich werde bei ihnen sein, so lange sie meinen Namen anrufen.“

Dann verbot er Adima und Heva die Insel Ceylon zu verlassen und fuhr fort:

„Eure Aufgabe ist darauf beschränkt, diese Insel zu bevölkern, wo ich alles vereinigt habe, was euerm Vergnügen und eurer Bequemlichkeit dient, ihr sollt im Herzen derer, die geboren werden, meinen Dienst verbreiten. Der übrige Teil der Welt ist noch nicht bewohnbar; wenn später die Zahl eurer Kinder so zunimmt, daß dieser Aufenthalt nicht mehr für sie ausreicht, dann sollen sie mich unter Opfern befragen, ich werde dann meinen Willen zu erkennen geben.“

Nach diesen Worten verschwand er.

„Da wandte sich Adima zu seiner jungen Frau und sah sie an. Sein Herz hüpfte in der Brust bei dem Anblicke einer solchen Schönheit . . . Sie stand aufrecht vor ihm, lächelnd in ihrer jungfräulichen Reinheit, bewegt von unbekannten Wünschen; ihr langes Haar umgab ihren Körper und bedeckte ihren Busen, der sich vor Erregung zu heben begann.

Adima trat an sie heran, aber mit Zagen. In der Ferne ging die Sonne im Ozean unter, die Bananenblüten richteten sich auf, um den Tau des Abends aufzunehmen; tausende von buntschillernden Vögeln zwitscherten in den Zweigen der Tamarindenbäume und Palmen; Leuchtkäfer begannen in der Luft umherzufliegen, und all das Geräusch in der Natur erhob sich zu Brahma, der sich in seiner himmlischen Wohnung darob freute.

Da wagte Adima mit der Hand das duftende Haar seiner Genossin zu berühren; er bemerkte, wie ein Schauer den Körper Hevas durchzitterte, und dieser Schauer teilte sich ihm mit . . . Da nahm er sie in die Arme und gab ihr den ersten Kuß; er sprach dabei leise den Namen Heva aus, den sie soeben erhalten hatte . . . Adima! flüsterte die junge Frau, als sie den ersten Kuß empfing. Und dann lehnte sich ihr schöner Körper wankend und hingebend auf den Arm ihres Gatten . . .

Die Nacht war hereingebrochen, die Vögel schwiegen auf ihren Bäumen; der Herr war zufrieden, denn die Liebe war entstanden, die der Vereinigung der Geschlechter vorhergehen soll. So hatte es Brahma gewollt, um seinen Geschöpfen zu zeigen, daß die Vereinigung des Mannes und der Frau ohne Liebe gegen Natur und Gesetz sei.

Adima und Heva lebten eine zeitlang in vollkommenem Glücke; kein Leid trübte ihre Ruhe, sie brauchten nur die Hand auszustrecken, um von den Bäumen die saftigsten Früchte abzupflücken, sie brauchten sich nur zu bücken, um feinsten und schönsten Reis aufsammeln zu können.

Aber eines Tages begann eine unbestimmte Unruhe in ihnen zu erwachen; eifersüchtig auf ihr Glück und auf das Werk Brahmas flüsterte ihnen der Fürst der Rakschasas (der gestürzten Devas oder Engel) ungekanntes Verlangen ein. — Gehen wir auf der Insel spazieren, sagte Adima zu seiner Genossin, und sehen wir, ob wir nicht einen noch schöneren Ort finden.

Heva folgte ihrem Gatten. Sie gingen so Tage und Monate lang umher und machten Halt an klaren Quellen und unter ungeheueren Bäumen, die ihnen die Sonne verbargen. Je weiter sie aber kamen, um so ängstlicher wurde die junge Frau, es überkam sie eine unbegreifliche Furcht und sonderbares Bangen. — Adima, sagte sie, gehen wir nicht weiter, mir scheint es, als ob wir dem Herrn ungehorsam wären. Haben wir nicht schon den Ort verlassen, den er uns als Wohnung angewiesen hat?

Fürchte nichts, sagte Adima, dies ist doch noch nicht das schreckliche, unbewohnbare Land, von dem er uns gesprochen hat.

Und sie gingen immer weiter . . .

Endlich kamen sie ans Ende der Insel; vor sich sahen sie einen schönen, nicht breiten Meeresarm und auf der anderen Seite ein weites Land, das sich ins Unendliche auszudehnen schien; ein schmaler Pfad, von Felsen gebildet, ragte aus dem Wasser hervor und verband ihre Insel mit dem unbekannten Lande.

Die beiden Wanderer blieben bewundernd stehen: das Land, das sie sahen, war mit großen Bäumen bedeckt; Vögel mit tausendfarbigem Gefieder wiegten sich zwischen den Blättern. — O wie schön ist das, sagte Adima, und was für schöne Früchte

müssen diese Bäume tragen! Gehen wir hin, sie zu kosten, und wenn das Land dem unsrigen vorzuziehen ist, dann wollen wir dort wohnen.

Heva bat zitternd ihren Mann, nichts zu tun, was den Herrn gegen sie erzürnen könnte. — Sind wir hier nicht wohl aufgehoben? Wir haben klares Wasser und herrliche Früchte, warum sollen wir etwas anderes suchen?

Wir kehren hierher zurück, sagte er. Was kann Uebles dabei sein, das Land zu besuchen, das sich dort unseren Augen darbietet!

Und er näherte sich den Felsen. Heva folgte ihm zitternd. Da nahm er seine Frau auf die Schultern und begann den Raum zu überschreiten, der ihn von dem Gegenstande seines Verlangens trennte.

Sobald sie das Land berührten, entstand ein fürchterliches Getöse; Bäume, Vögel, Blumen, Früchte, alles, was sie vom anderen Ufer aus gesehen hatten, verschwand in einem Augenblicke; die Felsen, auf denen sie herübergekommen waren, versanken in den Fluten; nur einige zackige Spitzen ragten noch aus dem Meer empor, wie um ihnen den Weg zu zeigen, den der Zorn Gottes zerstört hatte. (Die Felsen heißen noch heute Palam Adima, Adamsbrücke.)

Die Bäume, die sie von weiten gesehen hatten, waren nur ein Blendwerk, das ihnen der Fürst der Rakschasas vorgespiegelt hatte, um sie zum Ungehorsam zu verleiten.

Adima ließ sich weinend auf den Sand fallen, aber Heva ging zu ihm, umfaßte ihn mit ihren Armen und sagte: Verzweifle nicht; laß uns vielmehr den Schöpfer aller Dinge anflehen, uns zu verzeihen."

Als sie so sprach, erscholl aus den Wolken eine Stimme:

„Weib, du hast aus Liebe zu deinem Manne gesündigt, den ich dir zu lieben befohlen hatte, und du hast auf mich deine Hoffnung gesetzt. Ich verzeihe dir und deinetwegen auch ihm! Aber ihr werdet nicht mehr an den Ort der Freude zurückkehren, den ich zu euerm Glücke geschaffen hatte. Dadurch, daß ihr meinem Befehle nicht gehorcht habt, hat der Geist des Bösen seinen Einzug auf die Erde halten können . . Eure Kinder, die durch euern Fehler genötigt sind zu leiden und die Erde zu bearbeiten, werden schlecht werden und mich vergessen.

Aber ich werde Vischnu senden, der im Busen einer Frau Mensch werden wird, der soll ihnen allen Hoffnung auf Vergeltung in einem anderen Leben bringen und das Mittel angeben, wie sie ihre Leiden lindern können, wenn sie zu mir beten."

Da erhoben sie sich getröstet, mußten aber in der Folge hart arbeiten, um ihre Speise von der Erde zu erhalten. (Ramatsariar, Erzählungen und Erklärungen der Veden.)

Wie groß und einfach ist nicht diese alte indische Legende und dabei wie logisch!

Der Heiland soll aus dem Himmel kommen, um Heva dafür zu belohnen, daß sie nicht an Gott verzweifelte und die Sünde nur aus Liebe zu ihrem Gatten mitbegangen hat.

Das ist zugleich herrlich, schön und tröstend.

Und es ist begreiflich, daß eine Tochter Hevas später einmal die Mutter eines Heilandes sein wird.

Wie schön aber auch die Legende sein mag, man kann es doch schwer verstehen, daß wegen des Ungehorsams der Stammeltern nun die ganze nachfolgende Menschheit verdammt wird, die doch daran unschuldig ist.

Auch diese Tradition ist dem Bedürfnis entsprungen, all das Ungemach zu erklären als nicht von Gott ausgehend, da es sich mit dem altvedischen Begriffe Gottes nicht vereinbaren ließ. Daher eine Erbsünde, die man in den Mythologien aller Völker findet, sogar bei den noch wilden Stämmen Afrikas und Australiens.

Möglich ist es auch, daß hier eine Erinnerung an das glückliche Leben der ersten Menschen ist, die zu einer Zeit, als die Erde noch nicht dicht bevölkert war, ihren Lebensunterhalt in Ueberfluß vorfanden und ohne Arbeit alles Notwendige besaßen.

Sehen wir nun, wie Moses uns diesen ersten Fehler schildert, so finden wir, daß er der Frau die Schuld beimißt, und das ist wohl geschehen, um der Frau die Stellung anzuweisen, die sie bei den Hebräern inne hatte. Es führt uns dies zu der Vermutung, daß bei Abfassung der Bücher Mosis die Religion der Brahmanen als Grundlage gedient hat, nicht die viel älteren Veden.

In dem Indien der Veden genossen die Frauen eine überaus hohe Achtung, was in dem modernen Europa unbekannt zu sein scheint, da man allgemein glaubt, daß im Orient die Frau nur als Gegenstand des Vergnügens gelte und ihre Ebenbürtigkeit

neben dem Manne erst durch die christliche Religion erhalten habe. So meint auch Gustav Frenssen in seinem Leben des Heilandes von Jesu: „Er war der erste aller Menschen, der das schwache Weib ebenbürtig neben den Mann stellte.“*)

Nur der Einfluß der Priesterkaste brachte es dahin, daß die Frau in das sklavische Verhältnis hinabsank, das noch nicht ganz aus unseren Anschauungen verschwunden ist.

Zum Beweise führen wir einige Auszüge aus den Veden an:

„Der Mann ist die Kraft, die Frau ist die Schönheit; er ist der Verstand, der herrscht, aber sie ist die Weisheit, die mildert; das eine kann ohne das andere nicht bestehen, deshalb hat der Herr die beiden zu einem selben Zweck erschaffen.“

„Wer eine Frau mißachtet, mißachtet seine Mutter.“

„Wer von einer Frau verflucht wird, ist von Gott verflucht.“

„Die Tränen der Frau ziehen das himmlische Feuer auf die, die sie veranlassen.“

„Unglück über den, der über die Leiden der Frau lacht! Gott wird über sein Gebet lachen.“

„Der Gesang der Frauen ist dem Ohre des Herrn angenehm; die Männer sollen nicht, wenn sie erhört sein wollen, ohne die Frauen Loblieder auf den Herrn anstimmen.“

„Auf das Bitten einer Frau hin hat der Schöpfer den Menschen verziehen; verflucht sei der, der dies vergißt.“

„Wer die Leiden seiner Mutter vergißt, als sie ihn gebar, dessen Seele soll dreimal in dem Körper einer Eule wiedergeboren werden.“

„Es gibt kein abscheulicheres Verbrechen, als eine Frau zu verfolgen und ihre Schwäche zu benutzen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.

„Die Frau soll für den Mann die Ruhe nach der Arbeit, der Trost im Unglück sein.“

Diese Aussprüche stehen nicht in einem einzelnen Buche; alle alten Bücher sind von der gleichen Liebe und der gleichen Achtung für die Frau durchweht. Sogar in den Gesetzen Manus die doch aus den alten Veden nur Auszüge enthalten, die der Priesterkaste geeignet für das Volk schienen, über das sie unbe-

---

*) Hilligenlei Seite 549.

schränkt herrschen wollten, und die Frau schon auf eine bedeutend tiefere Stufe gestellt haben, finden sich noch genug Aussprüche in demselben Sinne. Da wir im ersten Teile davon einige aufgeführt haben, mag man sie dort Seite 43 nachsehen.

Hier mögen zur Ergänzung noch folgende Platz finden:

„Wenn die Verwandten sich in Besitz der Güter einer Frau setzen, dann kommen diese Uebeltäter in die Hölle."

„Wenn eine Frau nicht glücklich und in einer ihrer würdigen Weise geschmückt ist, dann erfüllt sie das Herz ihres Gatten nicht."

„Wenn eine Frau glücklich ist, dann ist es die ganze Familie."

„Die tugendhafte Frau soll nur einen Mann haben, ebenso wie der Mann nur eine Frau haben soll."

Unter der Herrschaft der Veden wurde die Ehe derart als unauflöslich betrachtet, daß selbst der Tod eines der Gatten dem anderen die Freiheit nicht wiedergab, wenn aus der Ehe Kinder entsprossen waren. Der auf Erden übrig blieb, mußte in der Erinnerung leben bis zu dem Tage, wo der Tod ihm gestattete, im Schoße Brahmas den Teil von sich selbst wiederzufinden, den er verloren hatte.

Wie erhaben war nicht diese Zivilisation der ersten Zeitalter, die so nahe an der Wiege des Menschengeschlechts stand, durch ihr Gewissen und die Idee der Pflicht und des Herzensgefühls; sie kannte noch nicht den traurigen Ehrgeiz, der später, bei der Verteilung der Erde, den Menschen seinen himmlischen Ursprung und die heilige Unschuld seiner ersten Schritte hat vergessen lassen.

Wir können daher das Judentum mit seinem Gefolge von Aberglauben, Unmoral und Grausamkeit nicht als den Hüter der ursprünglichen Offenbarung annehmen, als den Bahnbrecher des modernen Geistes. Judäa stammt, ebenso wie Persien und Aegypten, vom Brahmanentum und der Dekadenz Indiens ab und hat sich nur an wenige schöne Ueberlieferungen des Mutterlandes erinnert und hat auch diese noch nach den Sitten seiner Zeit umgeformt.

Die erste Folge der traurigen Priesterherrschaft in Indien war die Herabsetzung und moralische Erniedrigung der Frau, die während der ganzen vedischen Epoche so geachtet und geehrt war.

Die Priesterkaste in Aegypten folgte diesem brahmanischen Beispiele und hütete sich wohl, etwas daran zu ändern.

Der geheimnisvolle Verfasser der heiligen Bücher Indiens hatte es wohl begriffen, daß die Frau, als Tochter, Gemahlin und Mutter die Familie durch die geheiligtesten Bande des Herzens zusammenhält, und daß sie durch ihre milden und keuschen Tugenden die Gesellschaft moralisch höher stellt; er sagt: „Die Frau ist die Seele der Humanität!“

Aber wie gut haben es nicht auch die Priester in ihrer verderbten Gier nach Herrschaft und Macht verstanden, daß da der Angelpunkt läge, den sie angreifen müßten, um ihre Herrschaft zu befestigen.

Auch Moses hat an diesem Zustande nichts geändert und der Frau den Platz nicht wieder angewiesen, den sie ursprünglich in Indien gehabt hat.

Er hat den Sitten seiner Zeit gehorcht und es nicht verstanden, sich gegen sie aufzulehnen.

Ein Volk steht auf, das sich das „Volk Gottes“ nennt und seinen Ursprung direkt auf Gott zurückführen will, und behauptet, von Gott selbst Offenbarungen erhalten zu haben. Wäre dies der Fall, könnte es dann wohl möglich sein, daß dieses Volk nicht die ursprüngliche Stellung der Frau an der Seite des Mannes mit gleichen Rechten in der Familie und in der Gesellschaft eingeführt hätte? Eine ältere Zivilisation hatte dies in Indien getan, aber die durch Moses errichtete Gesellschaft ahmte die Gesellschaft der indischen Dekadenz nach und nahm das Brahmanentum zum Muster.

Wir können dem Volke Israel nicht die Stellung einräumen, die es für sich in Anspruch genommen hat; die Offenbarung ist nicht durch Moses der Menschheit überliefert worden, sonst würde er begriffen haben, daß die Frau der Gesellschaft den Halt nur dann geben kann, wenn sie ihre Stelle neben dem Manne hat, nicht unter ihm. Dieses Volk, ein Volk von Parias, kannte nur eine Herrschaft durch Gewalt und Blutvergießen, es hat nie begriffen, daß nur die Frau allein einem Volke moralische Höhe geben kann, es hat nicht verstanden, die Frau zu achten, die Mutter zu ehren!

Wohl ist da Ruth, deren Reinheit und rührende, poetische Gestalt gerühmt wird; aber sie hat für uns doch wenig Keusches in ihrem Verhalten zu Boas, dem sie sich nach dem Rate ihrer Schwieger-

mutter ergeben will, um sich später von ihm heiraten zu lassen Die Uebersetzung Luthers läßt uns auch hier wieder im Stich; es ist nicht zu erkennen, was er meint, wenn er sagt: „komm und decke auf zu seinen Füssen und lege dich"; die Vulgata sagt: „veniesque et discooperies pallium, quo operitur a parte pedum, et projicies te." Das ist schon deutlicher.

Man mag einwerfen, daß das in den Sitten der damaligen Zeit lag; aber das ist es gerade, daß man uns solche Sitten als eine Offenbarung aufdrängen will.

Und die Töchter Lots! Und das Verhalten Abrahams gegenüber dem Kinde, das er von der Hagar hatte! Und das der Thamar! Von dem Leviten von Ephraim gar nicht zu sprechen!

Wo bleibt da eine Offenbarung, diktiert von Gott selbst?

Auf den Einwurf, das habe in den Sitten der Zeit gelegen, und daß die Sitten mit der Zeit fortgeschritten seien, würde doch nur zu antworten sein, daß es nur eine ewige Moral geben kann, wenigstens bei Gott.

Eine solche Offenbarung ist keine Offenbarung Gottes, wie wir sie in den Traditionen der alten Veden finden, es ist eine Kopie der brahmanischen Ueberlieferungen.

Die Frau der Veden ist eine würdige und keusche Frau, die Frau der Bibel ist nur eine Sklavin und häufig eine Prostituierte.

Die Frau der Veden ist eine Genossin des Mannes und die Zierde des Hauses, die Frau der Bibel ist nur eine Beischläferin.

Der Inder durfte nur eine einzige Frau haben, die Israeliten machten aber Ausflüge in das Land der Nachbarn, um sich von dort Jungfrauen zu holen, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihre eigenen Töchter zu verkaufen, wenn sie ihren Profit dabei machen konnten.

Man braucht nicht weiter zu forschen, um zu sehen, daß Moses die Erzählung vom ersten Sündenfalle, wobei seine Eva so schlecht wegkommt, den verderbten Sitten seiner Hebräer gemäß geändert hat, denen es nicht passen konnte, daß der Mann die Schuld haben sollte; denn dadurch hätte die Frau einsehen müssen. daß die Sklaverei, in der sie im Namen der Gottheit gehalten wurde, ihr mit Unrecht aufgebürdet sei.

Aber es ist dies nicht der einzige Punkt, wo Moses von der so erhaben einfachen indischen Legende abweicht. Sein Jahve

verkündet Adam und Eva nicht den Heiland, obwohl die christliche Kirche sich auf Moses stützt, um zu sagen, daß der Herr unsern ersten Eltern den Messias angezeigt habe. Weder im ersten noch in den vier anderen Büchern ist die Rede davon; die Messiasfigur ist erst viel später in die Bibel gekommen, bei den Propheten, woraus wohl der Schluß zu ziehen ist, daß diesen die indische Tradition besser bekannt war, als dem Moses, der möglicherweise in Aegypten nicht in die letzten Geheimnisse der Priester eingeweiht worden ist, weil er ein Hebräer war. Die Leviten und Propheten aber hatten später Gelegenheit genug, die Messiasidee irgendwo aufzulesen.



Die Sintflut.

Wir werden hier nur kurz die Erzählung nach den Veden anführen.

„Nach der Voraussage des Herrn bevölkerte sich die Erde, und die Nachkommen Adimas und Hevas wurden bald so zahlreich und so böswillig, daß sie sich nicht mehr untereinander vertrugen. Sie vergaßen Gott und seine Verheißung und lehnten sich sogar gegen Gott auf. Da entschloß sich der Herr, seine Geschöpfe zu strafen, und zwar so, daß dies den Ueberlebenden und ihren Nachkommen als Lehre gelten könne. (Wie man sieht, „reuete es ihn“ nicht, „daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden“, wie den Jahve der Bibel, was ja auch mit seiner Allwissenheit im Widerspruche stände.) Er suchte unter den Menschen den aus, den er für den Würdigsten hielt, gerettet zu werden und das Menschengeschlecht zu erhalten. Seine Augen fielen auf Vaivasvata, und er ließ ihn wissen, was sein Wille sei. Eines Tages, als dieser seine Waschungen am geheiligten Ufer des Virini vornahm, wurde ein kleiner Fisch, der in schillernden Farben erglänzte, ans Ufer geworfen. Dieser sprach zu ihm: „Errette mich, damit ich nicht von den großen Fischen aufgefressen werde.“ Mitleidig nahm ihn Vaivasvata und legte ihn in den kupfernen Kessel, den er zum Wasserschöpfen bei sich trug; der kleine Fisch wuchs nun schnell und wurde endlich so groß, daß ihn Vaivasvata in den Ganges tragen mußte; dabei war aber der ungeheure Fisch so leicht wie ein Blatt und verbreitete den herrlichsten Duft. Es dauerte nicht lange, da verlangte der Fisch in den Ozean getragen zu werden, und das geschah auch in derselben Weise wie früher. Da sagte ihm der Fisch, daß die Erde überschwemmt werden werde, und daß er ein Schiff bauen solle, in das er seine ganze Familie aufnehmen könne, auch solle er Samen von allen Pflanzen und ein Paar von allen Tieren darin aufnehmen. Vaivasvata tat nach dem Gebote. Alsbald begann

es nun zu regnen, und die Meere traten über ihre Ufer; ein ungeheurer Fisch aber mit einem Horn am Kopfe kam herangeschwommen, und Vaivasvata band einen Strick um das Horn. Da begann der Fisch zu schwimmen und leitete das Schiff durch die stürmischen Fluten. Das dauerte Tage, Monate und Jahre, bis das Werk der Zerstörung vollendet war. Als dann die Elemente sich beruhigten, konnten die Insassen des Schiffes, von ihrem geheimnisvollen Fische geführt, auf dem Himalaya landen. „Vischnu hat euch gerettet", sagte der Fisch, als er sie verließ, „auf sein Bitten hat Brahma an der Menschheit Gnade geübt; nun erfüllet seine Gebote und bevölkert die Erde wieder."

Nach der Legende erlangte Vischnu die Errettung Vaivasvatas dadurch, daß er Brahma daran erinnerte, daß er ihn den Menschen als Heiland versprochen hätte: das Wort Gottes müsse doch in Erfüllung gehn.

Nach der einen Sage wurde Vaivasvata der Stammvater der neuen Völker.

Nach einer andern brauchte er nur Steine in den Schlamm zu werfen, um so viele Menschen entstehn zu lassen, wie er wollte.

Die erste wurde von den Hebräern übernommen und damit auch vom Christentum.

Die andere ist durch die Auswanderer mit nach Griechenland herübergenommen worden.



Der Patriarch Adgigarta.

Wir können hier nicht die Geschichte der Nachkommen Vaivasvatas erzählen, nicht alle die indischen Legenden aufführen, die sich mit den Patriarchen nach der Sintflut beschäftigen; wir greifen die vom Patriarchen Adgigarta heraus, die wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit der Abrahams ein Beweis dafür ist, wie sehr Moses in seinen Büchern den heiligen Büchern Aegyptens gefolgt ist, die ihrerseits wieder ein Ausfluß der Veden waren. Nach der indischen Chronologie hat die Sintflut am Ende der Tvapara-yuga, d. h. des dritten Zeitalters der Welt, stattgefunden, also etwa viertausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Der Patriarch Adgigarta war ein Enkel Vaivasvatas, lebte also etwa viertausend Jahre v. Chr. und zweitausendfünfhundert Jahre vor Moses. Die Legende erzählt von ihm:

„Im Lande des Ganges lebte ein tugendhafter Mann mit Namen Adgigarta; abends und morgens ging er in die Lichtung des Waldes oder an das Ufer des Flusses, dessen Wasser rein sind, um dort sein Opfer darzubringen.

Und wenn das Opfer vollendet war, und sein Mund, gereinigt durch die Speise Gottes, ganz leise das geheimnisvolle Wort Aum! ausgesprochen hatte, das eine Anrufung Gottes ist, dann betete er den Hymnus an Brahma:

„Herr der Welten und Geschöpfe, erhöre meine bescheidene Bitte; wende dich ab von der Betrachtung deiner unsterblichen Macht. Ein einziger Blick von dir reinigt meine Seele.

„Komm zu mir, damit ich deine Stimme im Rauschen der Blätter und der Wasser des geheiligten Flusses vernehme, im Knistern der Flamme des Avasathya (des geheiligten Feuers.)

„Meine Seele sehnt sich danach, die reine Luft einzuatmen, die aus deiner großen Seele stammt; erhöre meine bescheidene Bitte, Herr der Welten und Geschöpfe.

„Dein Wort wird meiner betrübten Seele milder sein als das Weinen der Nacht auf dem Sande der Wüste, milder als die Stimme der jungen Mutter, die ihr Kind ruft.

„Komm zu mir, du, durch den die Erde in Blüten ist, durch den die Ernte reift, durch den sich alle Keime entwickeln, durch den die Himmel erstrahlen, die Mütter gebären und die Weisen die Tugend erkennen.

„Meine Seele dürstet danach, dich zu kennen und sich von ihrer sterblichen Hülle zu lösen und der himmlischen Seligkeit teilhaftig zu werden und in deinem Glanze aufzugehn."

(Auszug aus dem Sama-Veda.)

Dann wandte sich der weise Adgigarta zur Sonne und richtete an sie, als die herrlichste Schöpfung Brahmas, diesen Hymnus:

„Sonne, die du die Erde erleuchtest, und deren Licht alle Dinge befruchtet, beschütze mich.

„Würdige mein Gebet, erhört zu werden; deine Strahlen mögen in meine Seele dringen, die danach verlangt, wie ein junger Verliebter nach dem ersten Kuß seiner Geliebten.

„Die Priester ehren dich durch Opfer und heilige Gesänge, glänzendes Licht, denn ihre Weisheit sieht in dir das schönste Werk Gottes.

„Begierig nach Himmelsspeise, flehe ich dich durch meine bescheidenen Bitten um deine wertvollen und himmlischen Gaben an, o erhabene und leuchtende Sonne."

(Auszug aus dem Rig-Veda.)

Hierauf nahm er die Abwaschungen vor nach dem vorgeschriebenen Ritus und verbrachte noch einen großen Teil des Tages damit, den mystischen und tiefen Sinn der Veden zu erforschen unter der Leitung eines heiligen Mannes Pavaca (des Gereinigten).

Als Adgigarta sein fünfundvierzigstes Jahr vollendet hatte, machte ihm sein Meister eines Tages nach dem Opfer ein junges Rind ohne Fehler, mit Blumen bekränzt, zum Geschenk und sagte:

„Dies ist das Geschenk, das der Herr gebietet denen zu machen, die das Studium der Veden beendet haben; du hast meine Lehren nicht mehr nötig, Adgigarta; denke nun daran, daß du einen Sohn bekommest, der auf deinem Grabe die feierlichen Totenhandlungen vornimmt, damit dir der Aufenthalt bei Brahma offenstehe."

„Mein Vater," antwortete Adgigarta, „ich höre eure Worte und verstehe ihre Güte, aber ich kenne keine Frau, und wenn mein

Herz zu lieben begehrt, so weiß es nicht, an wen es seine Bitte richten kann."

„Ich habe dir das Leben durch das Wissen gegeben," antwortete jener, „nun will ich dir das Leben durch Glück und Liebe geben. Meine Tochter Parvady leuchtet unter allen Jungfrauen hervor durch Weisheit und Schönheit; seit ihrer Geburt habe ich sie dir zur Frau bestimmt; ihre Augen haben noch auf keinem Manne gehaftet, und kein Mann hat noch ihr liebliches Antlitz gesehen."

Als Adgigarta diese Worte hörte, war er voller Freude.

Der Brahmya-huta (das Hochzeitsmahl) fand statt, und die Vermählung wurde vollzogen.

Jahre vergingen und nichts trübte das Glück Adgigartas und der schönen Parvady, ihre Herden waren die kräftigsten und schönsten und die Ernte an Reis und Safran immer die reichste.

Aber etwas fehlte ihrem Glücke: Parvady hatte ihm noch keinen Sohn geschenkt und schien unfruchtbar zu sein. Vergeblich hatte sie eine Wallfahrt zu den heiligen Wassern des Ganges gemacht, trotz unzählicher Gebete und Gelöbnisse hatte sie nicht empfangen.

Schon ging ihre Ehe ins achte Jahr, und es nahte die Zeit, wo nach dem Gesetze Parvady verstoßen werden mußte, weil sie keine Kinder gebar, und das war für die beiden Gatten der Grund zu großer Verzweiflung.

Eines Tages nahm Adgigarta ein junges Ziegenlamm, das schönste, das er finden konnte, und ging auf den Berg, um dem Herrn zu opfern. Und er sagte unter Tränen:

„Herr, trenne nicht, was du vereinigt hast . . ." Vor Schluchzen konnte er nicht weiter reden. Als er noch mit dem Gesichte auf der Erde lag und den Herrn anflehte, erscholl eine Stimme in den Wolken, er erschrak und vernahm deutlich die Worte:

„Kehre nach Hause zurück, Adgigarta, der Herr hat deine Bitte erhört und hat Mitleid mit dir gehabt."

Als er zu Hause ankam, eilte ihm seine Frau voller Freude entgegen, und da er sie schon seit langer Zeit nicht mehr freudig gesehen hatte, fragte er sie nach dem Grunde der Zufriedenheit, die er an ihr bemerkte.

„Während deiner Abwesenheit," antwortete Parvady, „ist ein Mann gekommen, der ganz ermüdet zu sein schien, und ruhte sich unter der Veranda unseres Hauses aus; ich habe ihm reines Wasser, gekochten Reis und geklärte Butter gegeben, wie man es bei Fremden tut; nachdem er gegessen hatte und aufbrechen wollte, sagte er zu mir: „Dein Herz ist traurig und deine Augen von Tränen verblichen —, sei frohen Mutes, denn in kurzer Zeit wirst du empfangen und einen Sohn gebären, den sollst du Viashagana nennen (die Frucht des Almosens), der wird dir die Liebe deines Mannes bewahren und ein Stolz deines Geschlechtes sein."

Nun erzählte auch Adgigarta, was ihm widerfahren war, und sie freuten sich im Herzen, denn sie dachten, daß nun all ihr Uebel zu Ende sein werde, da sie sich nicht zu trennen brauchten.

Am Tage, als der Knabe geboren wurde, veranstalteten sie eine große Freudenfeier, an der alle Verwandte, Freunde und Diener teilnahmen. Nur Pavaca war nicht dabei, denn er war für die Welt tot und lebte nur noch in der Betrachtung des Herrn. Das Kind aber erhielt den Namen Viashagana, wie es bestimmt war.

Parvady hatte dann noch eine große Anzahl Töchter, die dem Hause zur Zierde gereichten durch ihre Schönheit, aber Gott gewährte ihr keinen anderen Sohn mehr.

Als der Knabe sein zwölftes Jahr erreichte und sich durch Stärke und Wuchs vor allen hervortat, beschloß sein Vater, ihn mitzunehmen, um ein Erinnerungsopfer darzubringen an den Tag, wo der Herr seinen Wunsch erfüllt hatte. Er wählte, wie das erste Mal, ein junges Ziegenlamm ohne Fehler aus und begab sich mit seinem Sohn auf den Weg. Auf ihrem Wege kamen sie durch einen dichten Wald und fanden eine junge Taube, die aus dem Neste gefallen war und noch nicht recht fliegen konnte, und sie sahen, wie ihr eine Schlange nachstellte. Viashagana stürzte auf die Schlange zu, tötete sie mit seinem Stabe und legte die kleine Taube wieder ins Nest. Da flog die alte Taube um seinen Kopf und bedankte sich durch Freudenschreie.

Adgigarta war ganz entzückt, seinen Sohn so mutig zu sehen.

Auf dem Berge angelangt, begannen sie Holz zu sammeln für das Opfer; aber während sie damit beschäftigt waren, riß

sich das Ziegenlamm, das sie an einen Baum angebunden hatten, los und floh davon.

Da sagte Adgigarta: „Sieh, das Holz für den Scheiterhaufen haben wir, aber wir haben kein Opfer mehr"; er wußte nicht, was er tun solle, da sie weit von jeder Wohnung waren; er wollte aber auch nicht fortgehen, ohne sein Gelübde erfüllt zu haben. „Eile zurück," sagte er zu seinem Sohne, „bis zu dem Neste, wo die kleine Taube ist, die bringe mir, sie soll uns, statt des Ziegenlammes, als Opfer dienen."

Viashagana wollte dem Befehle seines Vaters gehorchen, als die erzürnte Stimme Brahmas ertönte:

„Warum befiehlst du deinem Sohne die Taube zu holen, die er gerettet hat, um sie an Stelle des Ziegenlammes zu opfern, das ihr habt entfliehen lassen? Habt ihr sie deshalb der Schlange entrissen, um deren schlechte Tat nachzuahmen? Dieses Opfer würde mir nicht angenehm sein. Der das Gute zerstört, das er getan hat, ist nicht würdig, zu mir zu beten. Das ist die erste Sünde, die du begangen hast; um sie zu sühnen, mußt du den Sohn opfern, den ich dir gegeben habe, das ist mein Wille."

Als Adgigarta diese Worte hörte, überkam ihn tiefer Schmerz; er setzte sich auf die Erde, und Tränen entströmten seinen Augen.

„O Parvady"! rief er, „was wirst du sagen, wenn du mich allein nach Hause kommen siehst; und was kann ich dir antworten, wenn du mich fragst, was aus deinem Erstgeborenen geworden ist?"

So klagte er bis zum Abend und konnte sich nicht entschließen, das traurige Opfer zu vollbringen; doch dachte er nicht daran, dem Herrn ungehorsam zu sein, und auch Viashagana war, trotz seiner Jugend, entschlossen und ermutigte seinen Vater, dem Gebote Gottes Folge zu leisten.

Endlich legte der Vater mit zitternden Händen das Holz zu einem Scheiterhaufen zusammen, band seinen Sohn darauf und erhob die Hand mit dem Opfermesser; gerade wollte er den Todesstoß führen, da ließ sich Vischnu in Gestalt einer Taube auf das Haupt des Kindes nieder.

„O Adgigarta", sagte er, „zerschneide die Bande des Opfers, und zerstreue das Holz des Scheiterhaufens. Gott ist von deinem Gehorsam zufriedengestellt, und dein Sohn hat wegen seines

Mutes Gnade vor ihm gefunden. Er möge lange leben, denn er ist es, von dem die Jungfrau erstehen soll, die durch einen göttlichen Keim empfangen soll!"

Adgigarta und sein Sohn beteten lange, um dem Herrn zu danken; da die Nacht hereingebrochen war, kehrten sie zusammen nach Hause zurück und sprachen dabei voller Vertrauen von der Güte des Herrn. (Ramatsariar, Prophezeiungen.)

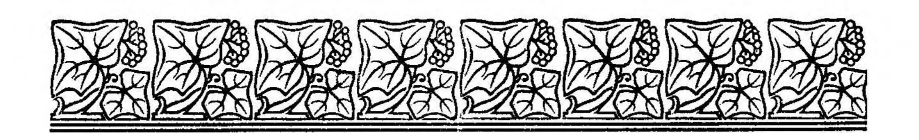
Die beiden Hymnen an Brahma und an die Sonne befinden sich nicht in dem Texte der Legende, der nur sagt, daß Adgigarta sie gesprochen habe. Der Leser wird aber die beiden Stücke indischer Poesie gewiß gern an dieser Stelle gesehen haben.

So lautet also die alte Erzählung vom Opfer Adgigartas. Beim ersten Lesen erfüllt sie mit Erstaunen. Der große Indolog William Jones hat zuerst die Spuren davon gefunden in einer Stelle des indischen Kommentators Kulluka-Bhatta. Sie fand sich nochmals in der oben angeführten Form in den Werken des Theologen Ramatsariar, die erst später bekannt geworden sind.

Wenn man nun solche Einzelheiten bedenkt, dann kann man ehrlicher Weise nicht mehr verneinen, daß die alten Traditionen alle einen gemeinsamen Ursprung haben, deren Grundlage in den Mythen Indiens zu suchen ist. Immer deutlicher tritt es hervor, daß, ebenso wie die modernen Völker ihre philosophischen und religiösen Ansichten vom Altertum überkommen haben, dieses von seinem Altertum gebildet worden ist, als das immer mehr und deutlicher das alte Indien der Veden erkannt wird.

Diese Legende vom Patriarchen Adgigarta ist von Moses wiedererzählt worden und wurde die Legende von Abraham.





Menschwerdungen und Prophezeiungen, die die Geburt Krischnas ankündigen.

Wir werden wohl niemand etwas Neues sagen, wenn wir bemerken, daß die Menschwerdungen, d. h. die Herabkünfte Gottes auf die Erde, um seine Geschöpfe zu erlösen, die Grundlage der indischen Religion ist. Das weiß ein jeder, der einmal ein Buch über Indien gelesen hat. Es kann daher kaum ernstlich bestritten werden, daß dieser Glaube von der Menschwerdung Gottes indischen Ursprunges ist. In den Büchern Mosis wird seiner an keiner Stelle Erwähnung getan. Jahve verkündigt nicht nach dem Sündenfalle den Heiland, wenn auch die christliche Kirche sich auf Moses stützt, um zu behaupten, daß der Herr den Messias verkündigt habe. Es wird die Stelle 1. Mosis 3, 15 angeführt: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe usw., als bezöge sie sich auf den Messias. Gott spricht aber hier nicht zu Eva, sondern zur Schlange. Was Adam und Eva geschah, sieht nicht im geringsten danach aus, als sollte ihnen ihre Sünde später einmal vergeben werden. Man lese nur weiter im 3. Kap. Vers 16 bis zum Schlusse. Wo ist da eine Verheißung? Man kann nur mit einer Voreingenommenheit ohnegleichen aus der angeführten Stelle einen Hinweis auf einen Erlöser herausdeuteln, er liegt nicht darin, ebensowenig wie im Hohenliede Salomos „der christlichen Kirche Verlangen nach ihrem Bräutigam Christo" liegt — das mag man ganz alten Jungfern oder ganz kleinen Kindern erzählen, denen man verbieten kann, das Lied selbst zu lesen oder doch nur durch die Brille, die die Kirche ihren Gläubigen aufsetzt. Man lese das Hohelied (aber nicht in Luthers Uebersetzung), es ist erhaben schön, hat aber mit der christlichen Kirche nichts zu tun.

Auch sonst im 1. Buche Mosis ist von keinem Messias irgendwo die Rede. Verflucht wird Adam und Eva, ganz im Sinne des jüdischen Gottes: „Ich will dir viele Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst", sagt er zu Eva; und zu Adam: „Verflucht

sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen... Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen..." Wahrlich ein liebender Vater! Und nun kommt die heikle Stelle (Vers 22): Und Gott der Herr sprach: „Siehe, Adam ist geworden *wie unser einer* und weiß, was gut und böse ist." (Es scheint danach nicht, daß Jahve ganz sicher ist, allein und einziger Gott zu sein.) Und aus Furcht davor, „daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich", setzt ihn Gottvaters Allgüte gnädig vor die Tür des Paradieses und stellt einen Cherub mit einem flammenden Schwerte als Schildwache davor, „zu bewahren den Baum des Lebens".

Es ist unbegreiflich, wie das Christentum einen solchen Gottvater hat übernehmen können, den der Sohn doch in ganz anderer Weise darstellt: Es fällt kein Sperling vom Dache usw.

Man mag nicht nur das erste Buch Mosis, sondern auch alle andern vier Bücher aufmerksam durchsuchen, Vers für Vers, Wort für Wort, nirgends ist eine Spur von der Verheißung des Messias.

Erst viel später tritt (bei den Propheten) diese Idee auf, und da liegt es nahe, daß diese Leute ihre Weisheit aus Indien hergeholt haben, da sie in der assyrischen und der babylonischen Gefangenschaft Gelegenheit genug hatten, sie kennen zu lernen, und die Lage ihres Volkes auch ganz danach angetan war, einen Erlöser zu ersehnen. Diese Behauptung erhält dadurch einen festen Halt, daß die Propheten erst vom 9. und 8. Jahrhundert an auftreten, also von der Zeit der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft an. Und als Babylon von den Persern erobert wurde und Cyrus, den Esra Koresch nennt, den Juden die Heimkehr in ihr Land gestattete, feierten ihn die Propheten als den Messias, auf den sie gehofft hatten.

Von einem Messias, wie ihn die christliche Kirche aus den Propheten herauslesen will, kann also auch noch keine Rede sein, es handelt sich um einen politischen Befreier des Volkes. Die christliche Kirche aber, die für ihren Jesus Christus das ganze alte Testament als Grundlage angesehen wissen will, schreckt vor solchen Kleinigkeiten nicht zurück, sie bezieht eben alles auf ihren Heiland, was im alten Testamente steht: ob es logischerweise möglich ist oder

nicht, kümmert sie wenig. Man betrachte das Hohelied Salomonis vorurteilslos und suche dann zu finden, in welchem Zusammenhange jeder der Gesänge zu der von der christlichen Kirche später hinzugefügten Ueberschrift stehen möge: man wird verwundert sein über die Unverfrorenheit, mit der man vorgegangen ist. Derartiges konnte man nur gedankenlosen „Gläubigen" vorsetzen, denen das Lesen der Bibel oder das Grübeln über Glaubenssachen als höchste Sünde verboten war.

Kehren wir aber nun wieder zur Geschichte der ersten Menschen zurück.

Auch der Cherub ist höchst auffällig. Moses hat bis zu dieser Stelle mit keinem Worte die Erschaffung der Engel und deren Auflehnung gegen Gott erwähnt, auch dies ist erst später in die Bibel gekommen und aus den indischen (oder persischen) Glaubenslehren übernommen.

Wie sich jeder leicht überzeugen kann, sagt Moses nichts von einer Erschaffung der Engel, spricht aber an mehreren Stellen davon, als von etwas, das als bekannt vorausgesetzt wird. So erscheint der Cherub vor dem Paradiesestore, der Engel Abrahams, der Lots, der Jakobs usw., deren Herkunft und Natur mit keinem Worte erklärt wird. Es ist das ein unumstößlicher Beweis, daß der Verfasser dieser Schrift unter dem Einflusse einer anderen Theologie stand, die ihm dabei fertig vor Augen schwebte. Was ist aber auch natürlicher als das, und es würde nicht nötig sein, besonders darauf hinzuweisen, wenn nicht die fünf Bücher Mosis als die direkte göttliche Offenbarung gelten sollten.

So ist aber die hebräische Religion stückweise entstanden, und nach und nach hat man aus den Mythologien älterer Völker das Notwendige herbeigeholt und unter den Schutz einer „Offenbarung" gestellt, die der Prüfung nicht standhält.

Demnach könnte man annehmen, daß Moses die heiligen Bücher Indiens weit weniger kannte, als die Leviten und Propheten, die sein Werk vervollständigten. Seine jüdische Abstammung hat ihn vielleicht davon ausgeschlossen, in die letzten Geheimnisse der ägyptischen Priester eingeweiht zu werden.

Ueber Moses, als Verfasser des Pentateuch, mögen hier übrigens einige Worte Platz finden, die beweisen, daß er die ihm zugeschriebenen Bücher überhaupt nicht verfaßt haben kann.

Es ist uns wohl bewußt, daß die Geschichtsforscher das auch durchaus nicht annehmen; vielen aber wird es doch neu sein, die das auf Treu und Glauben hinnehmen, was man ihnen von Kindheit an vorgesagt hat, und zwar aus dem leicht ersichtlichen Grunde, der Kirche ein festes Fundament zu geben. Man weiß sehr wohl, daß eine Autorität wie Moses, dessen Bücher „als die älteste Urkunde menschlicher Wissenschaft" gelten sollen, auf das harmlose oder auch nur gläubige Gemüt der Menschenherde einen tiefen Eindruck machen muß.

Auf die fünf Bücher Mosis stützt sich die jüdische und die christliche Offenbarungslehre. Wir wollen daher sehen, ob die Annahme einer unparteiischen Kritik standhalten kann, daß sie auch wirklich von Moses herrühren.

Schon der Schluß des letzten Buches, das 34. Kapitel, zeigt deutlich, daß dieses wenigstens von fremder Hand hinzugefügt sein muß, denn es erzählt den Tod Mosis und wie er begraben wurde: „Und hat Niemand sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag". „Und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Moses"; das hat der Mann doch gewiß nicht selbst geschrieben!

Und das erste Kapitel desselben 5. Buches beginnt: „Das sind die Worte, die Moses redete zum ganzen Volke Israel *jenseit des Jordans auf dem Gefilde . . .*" So kann Moses nicht gesprochen haben, da er selbst ja nie den Jordan überschritten hat, sondern vorher gestorben ist. Es ist offenbar, daß diese Stelle von jemand herrührt, der auf der andern Seite des Jordans war, bei Jerusalem, und nur ein Schriftsteller, der sich von hier aus dahin versetzte, von woher seine Vorfahren gekommen waren, konnte sagen: „jenseit des Jordans auf dem Gefilde"; denn das „Gefilde" ist die Wüste, trans Jordanem in solitudine campestri, contra mare rubrum (Luther sagt Schilfmeer anstatt Rotes Meer).

Und im 8. Verse des 3. Kapitels: „Also nahmen wir zu der Zeit das Land aus der Hand der zwei Könige der Amoriter, jenseit des Jordans, von dem Bache Arnon an bis an den Berg Hermon." Wie konnte Moses dies schreiben, da doch hier das Land der Amoriter vor dem Uebergang über den Jordan erobert wurde, den Moses nicht mehr mitgemacht hat! Nur von Jerusalem aus kann man das Land als jenseit des Jordans liegend bezeichnen.

Das gleiche gilt vom 41. Verse des 4. Kapitels: „Da sonderte Moses drei Städte aus jenseit des Jordans gegen der Sonne Aufgang.“ Der Zusatz „gegen der Sonne Aufgang“ ist auffällig. Vom Standpunkte Mosis aus, der eben den Jordan nicht überschritten hat, lagen die Städte Bezer (Bosor), Ramoth und Golan nicht gegen den Aufgang, sondern gegen den Untergang der Sonne und diesseit des Jordans.

Es ist zweifellos, daß diese Verse nach dem Tode Mosis geschrieben worden sind von einem anonymen Schriftsteller, der von Jerusalem aus nach dem Tode Mosis die Geschicke seiner Vorfahren erzählt. Das geht auch aus dem Zusatze im 14. Verse des 3. Kapitels hervor: „Basan hieß nach Jaïrs Namen Havoth-Jaïr (d. h. die Städte Jaïrs) *bis auf den heutigen Tag.*“ Moses konnte doch eine Tatsache, die unter seiner Leitung stattgefunden hatte, nicht als eine historische Erinnerung hinstellen durch den Zusatz: „so heißen sie noch *bis auf den heutigen Tag!*“

Soviel vom 5. Buche Mosis.

Aber auch im ersten Buche schon stoßen wir auf Stellen, die zeigen, daß der Verfasser nicht Moses sein kann, sondern daß es von einem späteren Verfasser herrührt, und zwar von einem, der sogar sehr viel später als Moses gelebt hat. Wir werden weiter unten sehen, wer der Verfasser war, und zu welcher Zeit der Pentateuch abgefaßt worden ist. Wir lesen im 1. Buche Mosis Kap. 12, wie Abraham vom Herrn berufen wird, sein Land zu verlassen, um zu ziehen „in ein Land, das ich dir zeigen will“. Abraham zog nun aus in das Land Kanaan. Dort zog er nach Sichem und nach dem Hain Mamre. „Denn es wohnten zu der Zeit Kanaaniter im Lande. Chananaeus autem tunc erat in terra.“

Als dies geschrieben wurde, waren die Kanaaniter also nicht mehr im Lande. Diese wurden aber erst von Josua daraus vertrieben. Der Verfasser der Genesis schrieb also *nach* Josua, lange Zeit *nach* Moses.

Im 14. Verse des 22. Kapitels der Genesis steht: Abraham hieß die Stätte (wo er seinen Sohn opfern wollte): Der Herr siehet. Im Urtexte lautet dies: Jahve jir'e. Wie konnte aber der Patriarch Gott Jahve (Jehova) nennen, da doch im 3. Verse des 6. Kapitels des Exodus steht (allerdings nicht bei Luther): „Und ich bin erschienen Abraham, Isaak und Jakob, daß ich ihr all-

mächtiger Gott sein wollte; aber mein Name Jehova (Jahve) ist ihnen nicht geoffenbaret worden.“ (Das „Herr“ Luthers hat keinen Sinn, wenn nicht der Name, unter dem der Herr verehrt sein wollte, angeführt wird.)

Genesis 14, 14 steht: „Abraham jagte ihnen (den Feinden) nach bis gen Dan.“

Nun steht aber im 29. Verse des 18. Kapitels des Buches der Richter, daß die sidonische Stadt Laïs den Namen Dan erhielt, als sie späterhin von sechshundert Gerüsteten von dem Stamme Dan eingenommen worden war.

Wie konnte nun Moses voraussehen, daß die Stadt, die demnach zu seiner Zeit noch Laïs hieß, drei bis vierhundert Jahre später unter den Richtern eingenommen und Dan genannt werden würde? Sollte ihm das der heilige Geist eingegeben haben?

Ein weiterer Beweis, daß die Bücher Mosis nicht von Moses herrühren, sondern lange Zeit nach ihm verfaßt worden sind, liegt auch darin, daß weder im Buche Josua, noch dem der Richter, noch denen Samuelis, noch in den Büchern Salomos, Davids oder den Prophezeiungen des Jesaias auch nur ein einziges Mal der Pentateuch angeführt wird. Erst vom Könige Josia und dem Hohenpriester Hilkia an wird er immer zitiert als „das Gesetz Mosis“. Josia regierte aber von 638—608. Die Geschichte von der Auffindung des Gesetzbuches steht im 2. Buche von den Königen im 22. und 23. Kapitel, die wir hier nicht ganz erzählen können.

Aus dem Gesagten folgt:

1 daß der Pentateuch oder das Gesetzbuch Mosis bis zur Regierung Josias und bis zum Hohenpriester Hilkia den Juden unbekannt war,

2. daß dieses Buch das Werk Hilkias ist, der es dem Moses zuschrieb, um dafür mehr Autorität zu erlangen und jeder Diskussion darüber die Spitze abzubrechen, da er die Religion Israels reformieren wollte. Es kann doch nicht zugegeben werden, daß die „Bücher Mosis“, der Pentateuch, wirklich sieben oder achthundert Jahre verloren gewesen und erst durch Zufall bei einer Reparatur des Tempels wiedergefunden worden seien. Eine solche Ausflucht mochte für die damalige Zeit gut genug sein, für uns heute kann sie nicht mehr gelten.

3. daß der mosaische Monotheismus demnach überhaupt nicht von Moses herstammt, sondern von dem Reformator Hilkia. Die Art und Weise, wie Josia, auf Anstiften des Hohenpriesters, vorgeht, zeigt deutlich, daß die jüdische Religion zu jener Zeit auf den gleichen Grundsätzen ruhte, wie die Kulte, die von den Priestern Indiens, Chaldäas und Aegyptens für das gemeine Volk zurecht gemacht waren. Die Tempel lagen auf Bergen, umgeben von heiligen Wäldern. Man brachte dort allen Göttern Opfer dar, der Sonne, der Astarte, der assyrischen Venus, deren Kultus Salomo eingeführt hatte, und nicht minder dem Phallus. Man fütterte dort die geheiligten Tiere, Ochsen, die Pferde der Sonne; es gab Wagen für die Gottheiten. Es gab in Palästina auch Tempel, wo Priesterinnen wohnten, die dem Kultus geweihten Tänzerinnen. Und die Häuser der Götter waren voller Götzenbilder.

Josia nun zerstörte alle diese Tempel, zerbrach die Säulen, rottete die Haine aus, verbrannte die Wagen der Sonne, verbrannte die heiligen Tiere und die Priester selbst auf ihren Altären, er streute ihre Asche und Knochen in alle Winde, fegte alle Wahrsager, Zeichendeuter, Bilder und Götzen aus und richtete die Worte des Gesetzes auf, die geschrieben standen „im Buche, das Hilkia, der Priester, fand im Hause des Herrn".

Der Betrug des Hohenpriesters liegt klar auf der Hand, und es ist kein Zweifel möglich, daß der mosaische Glaube nicht von Moses, sondern von Josia und seinem Hohenpriester Hilkia herstammt.

Das Werk Mosis war das eines Soldaten; er versuchte die Sklavenbanden, die er zur Freiheit führen wollte, zu disziplinieren. Von allen Völkern zurückgewiesen, bei denen er sein Volk unterbringen wollte, konnte er nicht anders zum Ziele gelangen, als indem er mit eiserner Hand die ägyptischen Parias zum Gehorsam zwang und sie ununterbrochen zum Kampfe führte. Es ist als sicher nur anzunehmen, daß er die Priesterkaste errichtete und mit Hilfe der ihm ergebenen Leviten das Volk im Zaume hielt; für Errichtung eines ernsthaften Kultus blieb ihm aber bei seinen abenteuerlichen Zügen in der Wüste kaum Zeit übrig.

Die ursprünglichen Juden, die Palästina eroberten, haben sicher die religiösen Gebräuche des Landes angenommen, aber

auch wohl manches aus Aegypten dort eingeführt. Ihre mehrfachen Gefangenschaften haben sicher ihrem Glauben und ihren religiösen Ideen manchen Stoß versetzt. Erst unter Josia vollzog sich dann die Reformation, die aber im Grunde nichts anderes war als eine plumpe Verallgemeinerung der erhabenen Mysterien der indischen, chaldäischen und ägyptischen Priester.

Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir die Abfassung des Pentateuchs etwa in das Jahr 620 vor unserer Zeitrechnung verlegen.

Niemand wird bestreiten wollen, daß in Indien die Menschwerdungen Gottes zur Religionslehre gehörten — man gibt es auch zu, aber wie? Indem man diese Lehren dort ins Lächerliche zu ziehen und als etwas unsinnig Abergläubisches darzustellen sucht, was hier bei uns als das höchste, heiligste Gut gelten soll. Der Grund dafür liegt zu offen, als daß es sich der Mühe lohnte, darüber Worte zu verlieren. Und wie verfährt man, um die alten indischen Lehren als absurd hinzustellen? Indem man, anstatt die religiösen Prinzipien der Inder zu studieren, in den theologischen Büchern, in denen man erhabene Lehren hätte finden können, lediglich die Fabeln und heroischen Traditionen hervorsucht, um sich auf sehr billige Weise über Brahma, die Dreifaltigkeit und die Menschwerdung der indischen Lehren lustig zu machen.

Es ist so, als wollte ein Inder sich über unsere Religion lustig machen, indem er dazu die mittelalterlichen Mysterien als Grundlage annähme, oder die Heiligenlegenden der katholischen Kirche, von der evangelischen Moral und den erhabenen Lehren Christi aber schwiege. Bei uns kam auch Gott Vater in den mittelalterlichen Bühnenspielen und prügelte sich auf der Bühne mit dem Teufel herum, und Jesus, die Jungfrau und die Apostel redeten Sachen, die oft ebenso lächerlich wie obszön waren!

Daß im Orient, dem Lande der Poesie und des Träumens, die Dämonen, Engel und Heiligen in noch viel größerem Maßstabe wuchern als in unserem nüchternen Lande, wird niemand sonderbar erscheinen; aber aus solchen Büchern wird sich doch ein denkender Mensch kein Bild von der echten Religion machen wollen. In Indien greifen die Dämonen stets in die Handlungen

der Menschen ein, wie die Götter bei Homer, aber nur in den poetischen Werken der Dichter. Diese Bücher sind nicht vollgültige Quellen, abgesehen davon, daß sie in einer späten, schon ganz dekadenten Zeit entstanden sind, als die ursprüngliche Religion dem Volke schon so dargestellt wurde, wie die christliche unsern Bauern im Mittelalter. Man muß die indische Religion als das nehmen, als was sie die Brahmanen teilweise noch lehren, sie, die ebenso über den dem Volke vorgesetzten Aberglauben lächeln, wie . . . die Auguren in Rom.

Nach der indischen Lehre hat sich Gott bisher neunmal herabgelassen, persönlich in das Geschick der Menschen einzugreifen; achtmal waren es nur kurze Erscheinungen der Gottheit, um heiligen Personen die Adima und Heva gemachte Verheißung zu erneuern; nur das neunte Mal ist eine wirkliche Menschwerdung erfolgt, d. h. die Verwirklichung des Versprechens Brahmas.

Diese Menschwerdung war die Krischnas, des Sohnes der Jungfrau Devanaki.

Hier führen wir nun einige der Prophezeiungen an, die sein Kommen ankündigen, wie sie von Ramatsariar aus dem Atharva, den Vedangas und dem Vedanta zusammengestellt sind; wir beschränken uns dabei auf eine kleine Zahl Stücke dieser religiösen Poesie, die sich im Grunde in Form und Inhalt alle ähneln!

Aus dem *Atharva:*

Er wird kommen, gekrönt mit Licht, dem reinen Ausflusse der großen Seele, des Wesens alles dessen, was lebt; und die Wasser des Ganges werden von ihren Quellen bis zum Meere erschauern, wie eine schwangere Frau, die in ihrem Busen die erste Bewegung ihres Kindes verspürt.

Er wird kommen, und Himmel und Erde werden von Freude erfüllt sein, die Sterne verblassen vor seinem Scheine, und die Sonne wird ihre Strahlen zu schwach finden, um ihn zu beleuchten, die Erde wird zu klein sein für die Weite seines Blickes, zu enge, um ihn aufzunehmen.

Denn er ist das Unendliche, denn er ist die Macht, denn er ist die Weisheit, denn er ist die Schönheit, denn er ist das All im All.

Er wird kommen, und alle lebenden Wesen, alle Blumen, alle Pflanzen, alle Bäume, die Männer, die Frauen, die Kinder, die Sklaven, der herrliche Elefant, der Tiger, der Löwe, der Schwan mit dem weißen Gefieder, alle Vögel und alle Insekten, alle Fische, alles in den Lüften, auf der Erde und in den Wassern wird den Freudengesang anstimmen; denn er ist der Herr alles dessen, was besteht, und aller Geschöpfe.

Er wird kommen, und die verdammten Engel (Rakschasas) werden in die Tiefen der Hölle flüchten.

Er wird kommen, und das Leben fürchtet den Tod nicht mehr, die Zeit der Verwesung wird ein Ende haben, er wird das Blut aller Wesen erneuern und alle Körper werden wiedererstehen, er wird alle Seelen läutern.

Er wird kommen, milder als Honig und Amrita, reiner als das Lamm ohne Fehler und der Mund der Jungfrau, und alle Herzen werden von Liebe erfüllt sein. Er wird am ersten Tage des Monats Sravana kommen. Glücklich der Leib, der ihn tragen wird! Glücklich die Ohren, die seine Worte hören werden! Glücklich das Land, in dem er seine ersten Schritte tun wird! Glücklich der Busen, den er mit seinem himmlischen Munde drücken wird! Durch die gebenedeite Milch werden alle Menschen gereinigt werden!

Vom Norden bis zum Süden, von der Morgenröte bis zur Abendröte wird der Tag ein Freudentag sein; denn Gott wird seine Herrlichkeit bekunden und seine Macht offenbaren und sich mit seinen Geschöpfen aussöhnen!

Wir fügen diesen vom Geiste der Propheten durchhauchten Worten nichts hinzu, jede Erklärung würde ihnen nur Abbruch tun. Der Leser wird ebenso wie wir zu fühlen, zu verstehen und zu vergleichen wissen.

Aus den *Vedangas:*

Im Busen einer Frau wird der Strahl des göttlichen Glanzes menschliche Form annehmen, und sie wird als Jungfrau gebären, denn keine unreine Berührung wird sie befleckt haben.

Aus dem *Pururava:*

„Das Lamm wird von einem Widder und einem Schafe geboren, das Zicklein von einem Bock und einer Ziege, das Kind von einer Frau und einem Manne; aber der göttliche Paramatma (die Seele des Weltalls) wird geboren werden aus einer Jungfrau, die durch den Gedanken Vischnus fruchtbar sein wird."

Aus dem *Narada:*

Die Yakschas, die Rackschasas und die Nagas mögen zittern, denn der Tag naht, an dem der geboren werden soll, der ihrem Reiche auf Erden ein Ende setzen soll.

Aus dem *Pulastya:*

Es wird ein schreckliches und überirdisches Geräusch an den Himmeln erschallen, in der Luft und auf der Erde; geheimnisvolle Stimmen werden die heiligen Eremiten in den Wäldern benachrichtigen; himmlische Sänger werden ihre Gesänge anstimmen; die Gewässer des Meeres werden vor Freude in den Tiefen erzittern; die Winde werden mit den Düften der Blumen erfüllt sein; beim ersten Schrei des göttlichen Kindes wird die ganze Natur ihren Herrn erkennen.

Aus dem *Vedanta:*

In der ersten Zeit der Kali-yuga ist es, daß der Sohn der Jungfrau geboren werden wird. (Dies ist das letzte Weltzeitalter und zwar das, in dem wir leben. Es hat etwa um 3500 v. Chr. begonnen. Die Inder teilen die Weltdauer nämlich in vier Zeitalter, von denen das erste Krita-yuga 1,728,000 Menschenjahre gedauert hat; das zweite Treta-yuga 1,296,000 Jahre, das dritte Tvapara-yuga 864,000 Jahre, und das vierte, in dem wir uns befinden, Kali-yuga, soll 432,000 Jahre dauern. Wir stehen augenblicklich etwa im 5400. Jahre des vierten Zeitalters.)

William Jones weist in seinen asiatischen Studien darauf hin, daß die Griechen und nach ihnen die Römer ebenfalls vier Zeitalter annahmen, das goldene, das silberne, das eherne und das eiserne, und sieht darin eine Erinnerung an die indische Tradition.

Die wörtliche Uebersetzung ist: Krita-yuga, Zeitalter der Freude; Treta-yuga, Zeitalter des Feuers; Tvapara-yuga, Zeitalter des Zweifels; Kali-yuga, Zeitalter des Elends.

Aber nicht nur in der Krischna-Legende finden wir Vorbilder für die christliche, sondern auch in der Buddha-Legende.

Da haben wir den Traum der göttlichen Jungfrau Mayadevi, die den Buddha gebären sollte. Buddha hatte beschlossen, in Gestalt eines jungen weißen Elefanten in ihren Leib einzugehen, und sie träumt von dessen Erscheinung. Brahmanen legen ihr den Traum aus: „Du wirst erfüllt werden mit höchster Freude. Ein Sohn wird dir geboren werden, dessen Glieder bedeutsame Zeichen schmücken werden, ein edler Sproß königlichen Geschlechts, ein hochgesinnter Tschâtravartin (König der Könige). Wenn er verläßt die Lust, sein Königreich und seine Residenz, um einzutreten, aus Liebe für alle Welten, frei von Begierden in den Stand der Frommen, so wird er wert werden der Opfer der drei Welten, und wird der Buddha sein, der allen Welten Freude geben wird durch die herrliche Kost des Amrita (Ambrosia = Unsterblichkeit)."

Aehnliches findet statt bei Zoroaster, dessen Mutter Dogdo ebenfalls von der göttlichen Empfängnis träumt.

Selbst in den Büchern des alten Testaments sind übrigens solche Verkündigungen vorhanden, so die durch den „Engel des Herrn" an die Mutter Simsons (Richter 13, 3) und der Spruch Elis an Hanna, die Mutter Samuels (1. Samuel 1, 17).

Das Unvermittelte der Geburt Jesu aus der „Jungfrau" Maria, von der nur Lukas ausführlich und Matthäus beiläufig berichtet, erklärt sich denn aus diesen Vorbildern ganz natürlich. Es ist eine Entlehnung aus der Krischna- und der Buddha-Legende. Die beiden anderen Evangelisten, Markus und Johannes, erwähnen dieser im christlichen Mittelalter so sehr breitgetretenen und ausgebeuteten Legende nicht.

Die naive Weise des Matthäus, der immer gewissenhaft seiner Erzählung hinzufügt: „Dies alles ist geschehen, damit erfüllet würde, was der Herr durch die Propheten gesagt hat", zeigt in mehr als deutlicher Weise, wie dieses Evangelium dem erdichteten Heiland zum Zwecke der *Göttlichkeit* angedichtet worden ist. Man lese aber weiter in diesem Evangelium den Eingang: „Christi Geschlechtsregister, Empfängnis, Name und Geburt" mit dem unlogischen

Schlusse, der Christi Abstammung aus königlichem Geschlechte beweisen soll . . . Matthan zeugte Joseph den Mann der Maria, von der geboren ist Jesus, der da heißt Christus. Nun ist aber Joseph wohl der Mann der Maria, aber nicht der Vater Jesu; denn Maria war schwanger vom heiligen Geiste. Jesus kann also wohl der Sohn des heiligen Geistes, aber nicht der Josephs aus königlichem Geschlechte sein. Wozu die Beweisführung? Ist er der Sohn Gottes, warum soll er denn außerdem noch einen Vater aus königlichem Geschlechte haben? Offenbar weil Krischna und Buddha aus königlichem Geschlechte waren.

Krischnas Mutter hieß Devanaki. Dieser Name steht mit dem Namen der Mutter Christi in keiner direkten Beziehung. Das Evangelium hat also den Namen nicht aus der Krischnalegende entlehnt; denn Christi Mutter hieß Maria.

Wir wollen ja aber auch nicht behaupten, daß die Evangelien nur aus der Krischnalegende geschöpft haben, sondern die Entlehnung erstreckt sich ebenso auf die Buddhalegende. Aus diesen beiden indischen Legenden aber haben die Evangelienverfasser ihren „Roman“ entnommen, und in der Buddhalegende haben wir auch die Maria. Die Mutter Buddhas hieß Maya, und diese Maya ist die christliche Maria.

Es wird sich in der Folge zeigen, wie weit die Entlehnung der christlichen Legende aus der indischen gegangen ist, und man wird eine solche Zusammenstellung nicht mehr gewagt oder phantastisch finden.



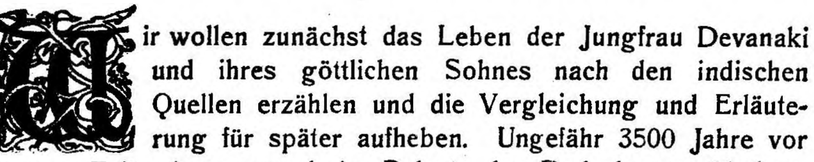


Dritter Teil.

Krischna und Buddha.

Die Entstehung des Christentums.

Die Geburt der Jungfrau Devanaki
(nach den Bhagavad-gita und den Traditionen der Brahmanen).



Wir wollen zunächst das Leben der Jungfrau Devanaki und ihres göttlichen Sohnes nach den indischen Quellen erzählen und die Vergleichung und Erläuterung für später aufheben. Ungefähr 3500 Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde im Palaste des Radscha von Madura, einer kleinen Provinz des östlichen Indiens, ein Mädchen geboren, dessen Geburt von sonderlichen Ereignissen und wunderbaren Prophezeiungen gekennzeichnet war.

Lakmy, die Schwester des Radscha, die Mutter des Kindes, hatte einige Tage vor ihrer Niederkunft einen Traum, in dem ihr Vischnu im ganzen Glanze seiner Herrlichkeit erschien und ihr das zukünftige Geschick der Erwarteten verkündete.

„Du sollst das Kind Devanaki nennen (im Sanskrit: die von oder für Gott Geschaffene); denn durch sie soll der Wille Gottes in Erfüllung gehen. Keine tierische Nahrung soll je ihren Mund berühren; Reis, Honig und Milch sollen allein ihre Speise sein. Hauptsächlich sorge dafür, daß kein Mann sich mit ihr in die Ehe begebe, er würde sterben und alle, die ihm dabei geholfen haben."

Das kleine Mädchen erhielt bei ihrer Geburt den Namen Devanaki, wie es befohlen war, und die Mutter, die fürchtete, daß sie die Vorschriften Gottes im Palaste ihres Bruders, eines böswilligen Menschen, nicht würde ausführen können, ging mit ihr in das Haus eines ihrer Verwandten mit Namen Nanda, der über

ein kleines Dorf am Ganges herrschte und wegen seiner Tugenden berühmt war. Ihr Bruder, dem sie sagte, daß sie eine Wallfahrt an die Ufer des heiligen Flusses machen wolle, wagte nicht, sich ihrem Vorhaben zu widersetzen, er gab ihr aber, um ihr zu zeigen, daß ihm ihre Abreise nicht recht zusage, nur eine ganz geringe Bedeckung mit, wie sie einer Frau aus niederem Stande kaum genügt haben würde.

Am Abend des ersten Tages, als Lakmy sich eben erst mit ihrem Kinde auf den Weg gemacht hatte, gesellte sich ihr eine Karawane von mehr als hundert goldstrotzenden Elefanten, geführt von reichgekleideten Männern, als Gefolge zu, und als die Nacht hereinbrach, erschien eine Feuersäule in den Lüften, die sie, unter dem Klange einer geheimnisvollen Musik, die vom Himmel zu kommen schien, sicher führte.

Alle, die das sahen, begriffen, daß hier etwas Ungewöhnliches wäre, und daß die Mutter und das Kind unter dem Schutze des Herrn ständen.

Der Radscha von Madura wurde von großer Eifersucht erfaßt und schickte, angestachelt vom Fürsten der Rackschasas, der bösen Geister, der den Plan Vischnus durchkreuzen wollte, bewaffnete Leute aus, um den Zug zu zerstreuen und die Schwester wieder in seinen Palast zurückzubringen.

Er wollte ihr dann sagen: „Siehe, die Wege sind nicht sicher, und du kannst einen so weiten Weg nicht ohne Gefahr machen; schicke an deiner Stelle einen heiligen Eremiten, der kann dein Gelübde erfüllen.

Aber kaum kamen die Soldaten, die er ausgeschickt hatte, bei Lakmy an, als sie, vom Geiste Gottes erleuchtet, sich ebenfalls zu ihr gesellten, um sie und das Kind während der Reise zu beschützen. Als der Radscha sah, daß sein Plan mißlungen war, geriet er in große Wut. In der Nacht erfuhr er dazu im Traume, daß Devanaki einen Sohn gebären werde, der ihn entthronen und für alle seine Verbrechen bestrafen solle.

Da beschloß er, sein Vorhaben in seinem Herzen zu verbergen, und sagte sich, daß er leicht später dazu gelangen werde, die Nichte an seinen Hof zu ziehen, falls seine Schwester augenblicklich nicht zu ihm zurückkehren wolle; dann könne er sie töten und so dem Geschicke entgehen, das ihn bedrohte. Um

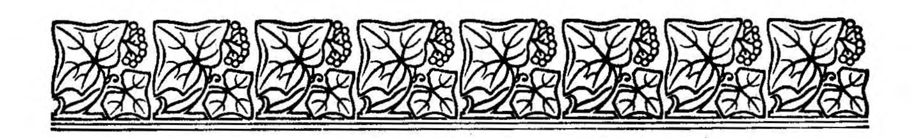
seine Absichten besser zu verheimlichen, schickte er Boten aus mit reichen Geschenken, die Lakmy ihrem Verwandten Nanda geben solle.

Die Reise Lakmys bis zum Ganges glich einem Triumphzuge, von allen Seiten kam das Volk in Massen heran und sagte: „Wer ist diese Rannie (Regina, Königin), die von einem so prächtigen Zuge begleitet ist; das muß die Frau des reichsten Fürsten der Welt sein.“ Und von allen Seiten brachte man Blumen, die man vor ihr auf den Weg streute, und Früchte und reiche Geschenke. Was aber bei dem Volke am meisten Aufsehen erregte, das war die kleine Devanaki, die, obwohl erst einige Tage alt, doch schon das ernste Gesicht einer Frau hatte und zu begreifen schien, was um sie herum vorging.

Während der sechzigtägigen Reise erschien die Feuersäule, die bei Sonnenaufgang aufhörte sichtbar zu sein, jede Nacht und führte so immer den Zug, bis er zum Ganges kam. Und die Tiger und Panther und wilden Elefanten, die doch sonst beim Nahen der Menschen davonfliehen, kamen heran und betrachteten den Zug, wobei ihr Brüllen sanft war wie der Gesang der Nachtigallen, um das Kind nicht zu erschrecken.

Nanda, dem die Ankunft seiner Verwandten durch einen Boten Vischnus angezeigt war, ging ihr, gefolgt von allen seinen Dienern, zwei Tagereisen entgegen und begrüßte Devanaki mit dem Namen „Mutter“. Als das Gefolge über diese Anrede erstaunt war, sagte er: „Diese wird unser aller Mutter sein, denn aus ihr wird der Geist geboren werden, der uns erlösen soll.“





Die Kindheit der Devanaki. — Tod ihrer Mutter. Ihre Rückkehr nach Madura.

Die ersten Jahre Devanakis verflossen in Frieden im Hause Nandas, ohne daß der Tyrann von Madura den geringsten Versuch machte, sie zu sich zurückzufordern. Er benutzte im Gegenteil jede Gelegenheit, ihr Geschenke zu schicken und Nanda für die Gastfreundschaft zu danken, die er Lakmy und ihrer Tochter gewährte, sodaß alle glaubten, das Licht des Herrn sei ihm aufgegangen und er sei gut geworden.

Unterdessen wuchs das junge Mädchen unter ihren Gespielinnen auf, an Weisheit und Schönheit alle übertreffend. Keine verstand es besser als sie, häusliche Arbeiten zu verrichten, Flachs und Wolle zu spinnen und im ganzen Hause Freude und Glück zu verbreiten. Sie liebte es, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und sich in Betrachtungen über Gott zu versenken, der sie mit seiner ganzen Gnade beschenkte und ihr häufig himmlische Vorahnungen über das, was ihr bevorstand, sandte.

Eines Tages, als sie sich mit vielen anderen Frauen am Ufer des Ganges befand, die gleich ihr die vorgeschriebenen Waschungen vornahmen, nahte sich ihr ein ungeheurer Vogel, schwebte über ihr und setzte ihr, langsam herabkommend, einen Kranz von Lotusblumen auf, sodaß alle Anwesenden erstaunt waren und ahnten, daß dieses Kind zu großen Dingen ausersehen sei.

Nun starb aber Lakmy nach kurzer Krankheit und Devanaki erfuhr im Traume, daß sich ihrer Mutter die Pforten des Himmels aufgetan hätten, da diese stets ein reines und keusches Leben geführt habe, so daß es nicht nötig sei, auf ihrem Grabe die gebräuchlichen Totenopfer zu bringen.

Devanaki, deren Körper auf der Erde, deren Gedanken aber im Himmel waren, beweinte ihre Mutter deshalb nicht und trug auch nicht, wie es sonst üblich ist, Trauer um sie; denn sie betrachtete den Tod, so wie es in den heiligen Büchern steht, als die Geburt zu einem anderen Leben.

Als der Tyrann von Madura dies erfuhr, hielt er den Augenblick für gekommen, seine heimtückischen Pläne zur Ausführung zu bringen; er entsandte Boten an Nanda mit reichen Geschenken und bat ihn, ihm die junge Devanaki zu schicken, deren nächster Verwandter er seit dem Tode der Schwester sei.

Nanda wurde hierüber sehr traurig, denn er liebte das Kind wie seine eigenen und konnte sich einer bösen Vorahnung nicht erwehren, die ihm das Schicksal Devanakis am Hofe ihres Onkels in den düstersten Farben erscheinen ließ.

Da das Verlangen jedoch berechtigt war, überließ er die Entscheidung dem jungen Mädchen. Diese, die wußte, daß ihr Geschick sie nach Madura rief, folgte den Gesandten ihres Onkels, nachdem sie alle Gnade Gottes auf das Haus herabgefleht hatte, das sie verließ.

„Denke daran", sagte Nanda zu ihr, „daß wir alle glücklich sein werden, dich wiederzusehen, wenn das Unglück dich zu uns zurückführt."

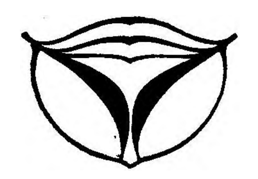
Seine Vorahnung hatte ihn nicht getäuscht. Kaum war Devanaki in der Gewalt ihres Onkels, als dieser seine Maske fallen ließ und sie in einen Turm einschloß, dessen Tür er vermauerte, um ihr alle Möglichkeit zur Flucht zu nehmen.

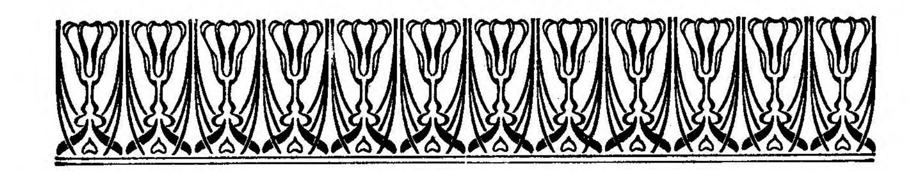
Aber die Jungfrau war nicht betrübt; schon lange vorher hatte sie vom Himmel Nachricht empfangen, was ihr zustoßen werde, und voller Zuversicht erwartete sie den Zeitpunkt, den Gott ihr für die Ausführung seiner himmlischen Pläne angegeben hatte.

Doch der Tyrann von Madura war noch nicht ruhig; eine schreckliche Hungersnot suchte seine Staaten heim, der Tod hatte ihm seine Kinder, eins nach dem anderen dahingerafft, und er lebte in ununterbrochener Furcht vor noch schlimmerem Unglück. Der Traum, der ihm einst vorhergesagt hatte, daß der Sohn Devanakis ihn entthronen werde, ließ ihm keine Ruhe, und er beschloß, seine Nichte umzubringen. Er ließ in ihre Speise die stärksten Gifte mischen — aber wunderbarer Weise starb das junge Mädchen nicht davon, sie schien es auch gar nicht einmal zu merken, welche Gefahr ihr drohte. Da schickte er ihr gar keine Nahrung mehr in ihr Gefängnis, da er dachte, daß der Hunger stärker sein werde als Gift. Devanaki war aber trotzdem

in bester Gesundheit, und trotz der größten Wachsamkeit war es unmöglich zu erfahren, ob sie von geheimnisvoller Hand ihre Nahrung empfange, oder ob der Geist Gottes allein genüge, sie zu erhalten.

Als der Tyrann das sah, gab er seinen Plan, sie zu töten, auf und begnügte sich damit, eine starke Wache um den Turm zu stellen, wobei er den Soldaten die schrecklichsten Strafen androhte, wenn Devanaki ihre Wachsamkeit täuschen und entfliehen würde. „Aber der göttliche Geist Vischnus durchdrang die Mauern, um sich mit der Vielgeliebten zu vereinigen."





Das Wort Gottes geht in Erfüllung. — Geburt Krischnas. Verfolgung des Tyrannen von Madura. — Ermordung aller Knaben, die in derselben Nacht wie Krischna geboren worden waren.

(Nach den Bhagavad-gita und den Traditionen der Brahmanen.)

Eines Abends, als die Jungfrau betete, erscholl eine himmlische Musik, das Gefängnis war hell erleuchtet, und Vischnu erschien ihr im Glanze seiner göttlichen Majestät. Devanaki fiel in Ekstase, und nachdem sie vom Geiste Gottes, der Menschengestalt annehmen wollte, „überschattet" war (wie der Sanskrit-Ausdruck lautet), empfing sie.

Die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft war für sie eine ununterbrochene Zeit der Freude; das göttliche Kind verschaffte seiner Mutter unendliches Entzücken, über das sie die Erde, ihre Gefangenschaft und überhaupt ihre Existenz vergaß.

Als Devanaki das Kind gebar und der Neugeborene seinen ersten Schrei ausstieß, entstand ein gewaltiger Sturm, der in die Mauer des Turmes einen Spalt machte, durch den sie und ihr Sohn von einem Gesandten Vischnus herausgeführt wurden in eine Hirtenhütte, die Nanda gehörte und an der Grenze des Gebietes von Madura lag.

Der Neugeborene wurde Krischna genannt.

Die Hirten, die erfuhren, wer ihrem Schutze anvertraut war, warfen sich vor dem Kinde nieder und beteten es an.

In derselben Nacht erfuhr Nanda durch einen von Gott eingegebenen Traum, was geschehen war, und er brach mit seinen Dienern und anderen heiligen Leuten auf, um Devanaki und ihren Sohn zu holen, damit sie den Nachstellungen des Tyrannen von Madura entginge.

Als dieser die Niederkunft und wunderbare Flucht seiner Nichte erfuhr, geriet er in unbeschreiblichen Zorn und beschloß,

anstatt einzusehen, daß es unnütz sei, gegen den Willen Gottes zu streiten, und daß er eher um Gnade zu bitten habe, mit allen Mitteln den Sohn der Devanaki zu verfolgen und zu töten.

Nach einem bösen Traume, der ihn auf noch deutlichere Weise an die Strafe erinnerte, die ihn erwartete, „befahl er, in allen seinen Staaten alle männlichen Kinder, die in derselben Nacht wie Krischna geboren worden waren, zu töten", da er glaubte, auf diese Weise sicher auch den zu treffen, der später seinen Thron umstürzen sollte.

Es gelangte auch eine Abteilung seiner Truppen, wahrscheinlich durch einen Rackschas geleitet, der die Pläne Vischnus durchkreuzen wollte, zu der Hütte, und die Hirten machten sich schon bereit, Devanaki und ihren Sohn zu verteidigen — als auf einmal das Kind, das an der Brust seiner Mutter lag, auf wunderbare Weise zu wachsen anfing und in wenigen Sekunden so groß war wie ein zehnjähriger Knabe und hinauslief, mit den Lämmern zu spielen. Die Soldaten gingen an ihm ohne Arg vorbei, und da sie in der Hütte kein Kind fanden, das dem Alter entsprach, so kehrten sie zur Stadt zurück.

Kurze Zeit darauf kam Nanda an, und sein Erstes war, sich mit seinen Begleitern vor der Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde niederzuwerfen. Da er sie für nicht sicher genug an dem Orte hielt, wo sie waren, nahm er sie mit sich an die Ufer des Ganges, und so konnte Devanaki voller Freude die Stellen wiedersehen, wo sie ihre Jugend verbracht hatte.

Ehe wir über den weiteren Verlauf des Lebens Krischnas berichten, wollen wir noch kurz eine andere Fassung der Legende anführen, die dem Atharva-Veda entnommen ist. Diese verlegt die Menschwerdung Vischnus in Krischna in das Jahr 3000 vor unserer Zeitrechnung. Sie geht auch in der Stadt Madura vor sich, wo Kansa herrschte. Dieser war verderbten Geistes und stand unter der Gewalt einer seiner Frauen, der Zauberin Nysumba, die einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Sie war eine Tochter des Königs Kalayeni, der die Göttin Kali anbetete, die Göttin des Verlangens und des Todes. Kansa zitterte vor ihr aus Furcht und Lüsternheit.

Eines Nachts, als er nicht schlafen konnte, stand er auf der Terrasse seines Palastes, von bösen Vorahnungen bewegt. Da

sah er eine Sternschnuppe niederfallen. Er befragte Nysumba über deren Bedeutung, und da sie ihm keine genügende Auskunft zu geben vermochte, ließ er einen Brahmanen rufen und befahl ihm, die Sterne zu beobachten und ihm die Wahrheit zu sagen. Der Brahmane sagte ihm hierauf, daß die Welt im Argen liege, und daß die Gier nach Gold und das lasterhafte Leben der Menschen Gott bewogen habe, ihnen einen Retter zu senden; der Stern, den er gesehen habe, sei der Geist Vischnus, der im Busen der Devanaki, der Tochter seiner Schwester Parvady, Fleisch geworden sei. So werde der geboren werden, der ihn für seine Verbrechen bestrafen und die Menschheit auf neue Bahnen führen solle. Außer sich vor Wut befahl der König, den Brahmanen zu töten, der aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern sagte, er habe die Wahrheit melden sollen und so gesprochen, wie er mußte, der König werde nicht verhindern können, daß alles in Erfüllung gehe. Der Fürst ließ darauf den Brahmanen zum Tode führen und wandte sich wegen des Weiteren an Nysumba; diese verlangte von ihm, auch Devanaki zu töten, die ja seinen Feind gebären sollte.

Devanaki hatte zu gleicher Zeit einen Traum. Sie träumte, sie wäre zum heiligen Teiche Meduva gegangen, um dort die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen; und als sie zwölfmal untergetaucht war und dabei die Worte der Reinigung gesprochen und Vischnu angerufen hatte, sah sie sich von einer leuchtenden Wolke umgeben, ihr Leib erzitterte, und aus ihrem jungfräulichen Schoße fiel ein Blutstropfen nieder. Sofort sproß aus der Stelle, wo der Tropfen die Erde berührt hatte, ein Weinstock hervor, dessen Ranken die ganze Erde beschatteten und alle Völker der Welt setzten sich entzückt in seinen Schatten. Da erscholl eine übernatürliche Stimme aus den Wolken, die über die ganze Erde gehört wurde: „Friede den Menschen auf Erden, die von der göttlichen Speise gekostet haben, alle ihre Sünden werden ihnen vergeben, alles Unreine soll gereinigt werden und sie sollen in der Unsterblichkeit glückselig werden.“

Als Devanaki aus ihrem Schlafe erwachte, fand sie sich von Wachen umringt, die sie in einen Turm brachten, dessen Tor man vermauerte, damit ihre Flucht unmöglich sei. In der Nacht aber erschien eine Feuersäule, die die Mauern des Turmes zer-

brach, und die Jungfrau Devanaki ging durch die Bresche, ohne daß einer der Wächter gewagt hätte, sie anzurühren. Von der Feuersäule geführt, ging Devanaki immer weiter, bis sie an einen großen Wald kam, in dem Einsiedler wohnten. Einer von diesen schien dort auf sie zu warten, er ließ sie sich in einen Nachen setzen, fuhr mit ihr auf die andere Seite des Wassers und brachte sie vor den Obersten der Einsiedler Vasichta, einen ehrwürdigen Greis mit langem, weißem Barte und Haupthaar. Der begrüßte sie und sprach:

„Gebenedeiet seiest du, Devanaki! Sei willkommen unter den heiligen Richis, du bist ausersehen zum Werke der Erlösung, weil du unter den Ehrgeizigen und Lasterhaften einfachen Herzens warest. In deinem Busen wird der Strahl des göttlichen Glanzes Mensch werden; durch dich wird der reine Ausfluß der großen Weltseele Menschengestalt annehmen, und das Leben wird des Todes spotten . . . Die bösen Geister mögen erzittern, denn der Tag naht, an dem der geboren wird, der ihrem Reiche auf Erden ein Ende macht. Er wird kommen mit leuchtender Krone, und die Wasser des Ganges werden erbeben von ihren Quellen bis hin zum Meere. Er wird kommen, und Himmel und Erde werden voller Freude sein, die Sterne werden vor seinem Glanze erblassen, und die Sonne wird ihre Strahlen nicht stark genug finden, um ihm zu leuchten, die Erde wird zu eng sein für die Weite seines Blickes und zu klein, ihn zu umfassen. Denn er ist das Unendliche, denn er ist die Macht, denn er ist die Weisheit, denn er ist die Schönheit, er ist das All im All. Er wird kommen, und alle lebenden Wesen, alle Blumen, alle Pflanzen, alle Bäume, die Männer, Frauen und Kinder, die Sklaven, die Tiere werden in den Freudengesang einstimmen, denn er ist der Herr alles dessen, was da ist, und aller Geschöpfe. Er wird kommen süßer als Honig, reiner als das Lamm ohne Fehl und der Mund der Jungfrau . . . und alle Herzen werden vor Liebe jubeln.“

Dann vertraute Vasichta die Jungfrau den büßenden Einsiedlern an, damit sie sie in den frommen Gebräuchen unterwiesen. So lebte Devanaki mehrere Monate unter ihnen im Gebete und in frommen Betrachtungen. Im Walde war ein großer Baum, den die Einsiedler „den Baum des Lebens“ nannten. Devanaki liebte

es, sich in den Schatten dieses Baumes zu setzen. Eines Tages glaubte sie in den Blättern Harfenklänge zu vernehmen, zugleich tat sich der Himmel über ihr auf und sie sah Mahadeva, umstrahlt von Glorie, auf sie zukommen. Er beugte sich über sie und durchleuchtete sie mit einem Strahle des Lebens. Sie fühlte ihr ganzes Wesen erzittern, sie hatte den göttlichen Sohn empfangen.

Am Abende dieses Tages kam Vasichta und die Einsiedler und verneigten sich vor ihr:

„Jungfrau und Mutter, wir begrüßen Dich", sagte Vasichta. „Du bist unser aller Mutter, denn aus dir wird der geboren, der uns erlösen soll . . . Du sollst ihn Krischna nennen; aber du sollst ihm seine Herkunft nicht kund tun, auch nicht die deinige, die er nicht kennen darf. So wird der Wille Gottes in Erfüllung gehen . . . Dir droht eine große Gefahr, der Radscha von Madura stellt dir nach. Du mußt diesen Wald verlassen und denen folgen, die ich dir mitgeben werde zum Berge Meru. Dort wirst du den gebären, den dein Schoß durch die göttliche Liebe empfangen hat."

Nach mühsamer Wanderung gelangt Devanaki in ein schönes Tal am Fuße des Berges Meru, wo ein Priesterdorf lag, dem der Patriarch Nanda vorstand. Dieser nahm die Jungfrau-Mutter auf, und in seiner Wohnung wurde der göttliche Knabe Krischna geboren. Von dem ging ein geheimnisvoller, unwiderstehlicher Zauber aus, sodaß nicht nur die Hirten, Kinder und Greise herbeieilten, um ihn zu bewundern, sondern auch die wilden Tiere; zu seinen Füßen ließen sie sich nieder und spielten mit ihm. Die ganze Natur schien sein Kommen als ein Zeichen des Glücks zu betrachten. Daher nannten sie ihn Jisnu (den Strahlenden).

Kansa aber, der von der Geburt Krischnas benachrichtigt worden war, gab den Befehl, alle männlichen Kinder, die in seinem Staate in dieser Nacht geboren worden waren, zu töten. Da geschah es, daß der Knabe plötzlich wuchs und so groß wurde wie ein zehnjähriges Kind, sodaß die Häscher ahnungslos an ihm vorbeigingen.

Aus der Jugendzeit Krischnas liegen viele Erzählungen vor, die in poetischer Weise seine Macht und sein Wesen verherrlichen. So hatte er viele Gefahren zu bestehen, die ihm sein Onkel Kansa bereitete. Einmal ist es eine Schlange, die sich in

seine Wiege schleicht, um ihn zu ersticken, aber von Krischna mit den Händen erwürgt wird (vergl. Herkules als Kind). Dann ist es ein weiblicher Dämon, Putana, der sich als Amme einführt, um ihn mit seiner Milch zu vergiften, aber der junge Gott läßt sie an Erschöpfung zu Grunde gehen; doch wird sein Körper infolge des Giftes vollständig schwarz (Krisna = der Schwarze). Später hat er einen schweren Kampf mit der vielköpfigen Schlange Kaliya zu bestehen, er besiegt sie aber und zwingt sie, den Fluß Yamuna zu verlassen (Herkules und die lernäische Hydra). Er unterweist die Hirten, unter denen er weilt, und lehrt die Hirtinnen den Tanz, wobei er auf der von ihm erfundenen Flöte spielt (Apollo bei Admetus).

Wir können aber nicht alle diese Heldentaten anführen, da ihre Zahl zu groß ist. Sie füllen ganze Bände.

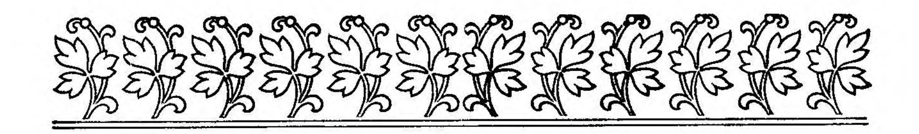
Doch wollen wir eine Erzählung nicht übergehen, weil sie von den Missionaren in Indien gern dazu benutzt wird, zu zeigen, daß Krischna lockere Sitten gehabt habe.

Eines Tages kam Krischna an das Ufer des Ganges und bemerkte eine große Anzahl Mädchen, die dort ihre Abwaschungen vornahmen, dabei aber keinen Schleier umgebunden hatten. Einige von ihnen scherzten und spielten, ohne sich darum zu kümmern, ob sie von Vorübergehenden gesehen werden könnten. Der Knabe machte ihnen Vorstellungen darüber, daß es unwürdig sei, sich so nackt zu zeigen, sie aber spotteten über ihn und spritzten ihm Wasser ins Gesicht. Da wurde er unwillig, und mit einer Handbewegung schickte er alle ihre Gewänder auf einen hohen Baum, sodaß es ihnen unmöglich war, sich anzukleiden, als sie aus dem Flusse steigen wollten.

Da sahen die Mädchen ihren Fehler ein und baten um Verzeihung, sie wurde ihnen aber erst gewährt, nachdem sie versprochen hatten, nicht wieder ohne Schleier zu baden.

Die Jesuiten fügen hinzu, Krischna habe so gehandelt, um die Mädchen besser nackt sehen zu können. Ein Kommentar ist wohl überflüssig.





Krischnas erste Predigten über das neue Gesetz. Seine Schüler; Ardjuna, sein eifrigster Jünger. Bekehrung des Saravasta.

Kaum 16 Jahre alt verließ Krischna seine Mutter und Nanda, um Indien zu durchwandern und die neue Lehre zu verkünden. In diesem zweiten Teile seines Lebens stellt ihn die indische Poesie dar, wie er ununterbrochen gegen die Verderbtheit nicht nur des Volkes, sondern auch der Fürsten kämpft; er überwindet ungeheuere Schwierigkeiten, kämpft allein gegen ganze Heere, die ausgesandt werden, ihn zu töten, vollbringt Wunder, erweckt Tote, heilt Aussätzige, macht Blinde sehend, Taube hörend und unterstützt überall die Schwachen gegen die Starken, die Unterdrückten gegen die Unterdrücker und verkündet dabei laut, daß er Vischnu, die zweite Person der Dreieinigkeit sei, der auf die Erde herabgestiegen sei, um die Menschen, wie versprochen, von der Erbsünde zu erlösen, den bösen Geist zu vertreiben und das Reich des Guten wieder einzuführen. Die Bevölkerung eilt überall herbei und horcht auf seine Lehren und betet ihn an als einen Gott: *„Dieser ist wirklich der Erlöser, der unseren Vätern versprochen wurde.“*

Auch hier wollen wir auf die vielen wunderbaren Taten Krischnas nicht näher eingehen, sie sind ja leicht erklärlich und uns allen durch die Wundertaten im neuen Testamente geläufig, sie mochten denen, die die Bücher schrieben, notwendig erscheinen, um die Göttlichkeit ihres Helden handgreiflich zu machen, doch haben sie allgemein zu viel Menschliches an sich, zu viel, was dem Menschen als Wunder erscheint, als daß man nicht ihren absichtlich von Menschen für Menschen erfundenen Ursprung herausfühlen müßte. Daß dabei die allzu üppige indische Phantasie Wucherblumen treibt, die späteren, weniger poetisch veranlagten Menschen doch zu bunt erscheinen mußten, ist natürlich. Wir werden später einige Beispiele anführen, woraus man dies deutlich ersehen kann, wenn wir von der Entlehnung der Christuslegende

aus der Krischna- und Buddhalegende eingehender zu sprechen haben werden.

Nachdem Krischna einige Jahre lehrend das Land durchzogen hatte, fühlte er das Bedürfnis, sich mit Jüngern zu umgeben, die ihn mit Eifer und Mut unterstützten, und denen er die Fortführung seines Werkes übertragen könne. Unter denen, die ihm schon eine Zeitlang gefolgt waren, tat sich besonders ein Jüngling aus einer der hochstehendsten Familien Maduras hervor; diesem machte er Mitteilung von seinen Plänen, und Ardjuna schloß sich ihm aufs innigste an und gelobte ihm, sein Leben der Verbreitung seiner Lehren zu widmen.

Nach und nach kamen mehrere hinzu, die seine Mühen teilten und ihn in seinem Bestreben unterstützten. Das Leben, das sie führten, war entsagungsvoll; und es ist begreiflich, daß die für alle Gleichheit verlangenden Lehren Krischnas, die Reinheit seines Lebens und seines Beispiels das Volk aus der Apathie aufrüttelten: ein Hauch von Kraft und jugendlicher Begeisterung begann Indien zu durchwehen, gegen den die Machthaber und besonders der Tyrann von Madura mit aller Kraft ankämpften. Aber es gelang ihnen nicht, die Bewegung zu unterdrücken; bald erhob sich die ganze Bevölkerung, um die Soldaten zurückzuschlagen, die ausgesandt waren, um Krischna und seine Jünger gefangen zu nehmen; bald warfen die Soldaten, hingerissen von den Worten des göttlichen Propheten, die Waffen von sich und baten ihn um Vergebung. Ein Führer solcher Truppen, der sich vermessen hatte, weder der Furcht noch der Ueberredung zu weichen, traf Krischna allein an einem einsamen Orte, aber Krischnas majestätischer Blick genügte, ihn zu entwaffnen, und er warf sich ihm als dem Herrn zu Füßen — Krischna aber nahm ihn auf seine Bitten unter seine Jünger auf. Dieser Mann war Saravasta.

Häufig zog sich Krischna zurück und ließ seine Jünger allein, wie um sie auf die Probe zu stellen; er traf dann, wenn die Lage schwierig wurde, wieder zu ihnen und stärkte ihren Mut. Bei solchen Abwesenheiten leitete Ardjuna die kleine Gemeinde und ersetzte den Herrn beim Opfer und beim Gebete.

Es liegt uns aber weniger daran, die Taten als die Lehren und die Moral Krischnas kennen zu lernen, und so soll im Folgenden hierüber berichtet werden.

Krischna wollte keine neue Religion gründen, sondern nur die alte von allen Auswüchsen und Unreinigkeiten säubern, die die menschliche Schwäche und Schlechtigkeit hatte aufkommen lassen, und das gelang ihm auch, trotz allen Hasses und aller Angriffe seitens der Anhänger des Alten.

Bei seinem Tode hatte ganz Indien seine Lehren angenommen, ein lebendiger Glaube, kräftig und segenspendend in seinen Wirkungen, hatte alle Klassen durchdrungen, die Moral war gereinigt und die von Brahma den ersten Menschen Adima und Heva versprochene Erlösung erfüllt.

Die Lehrart Krischnas war einfach und ungezwungen, wenn er zum Volke sprach, philosophisch und erhaben, wenn er seine Jünger unterwies.

Wir wollen beide Arten näher betrachten.

Krischnas Lehren an das Volk. Die Parabel vom Fischer. Gedanken und Lebensregeln.

Die Parabel spielt in den Lehren des indischen Erlösers eine große Rolle, mit Vorliebe gebrauchte er diese Form, wenn er sich an das Volk wandte, dem eine philosophische Auffassung seiner Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und dem künftigen Leben unzugänglich gewesen wäre. Diese Art, aus den Handlungen der Menschen eine Moral zu ziehen, ist den orientalischen Gebräuchen entsprechend, und wir wissen ja, daß die Fabeln und Gleichnisse aus der asiatischen Litteratur stammen.

Eine der berühmtesten Parabeln Krischnas, die vom Fischer, steht in Indien noch heute im höchsten Ansehen, sodaß sie Kindern schon im zartesten Alter ins Gedächtnis geprägt wird; sie ist ganz besonders dazu angetan, die populäre Lehrweise Krischnas zu zeigen.

Danach kam er einst von einer weiten Reise und kehrte mit seinen Jüngern nach Madura zurück. Das Volk war ihm in Massen entgegengezogen und hatte Palmblätter auf seinen Weg gestreut. Es verlangte das heilige Wort zu hören, und Krischna trat auf eine kleine Anhöhe, von der aus er das Volk übersehen konnte, und begann zu sprechen:

Am Ufer des Ganges, oberhalb der Stelle, wo sein heiliger Lauf in hundert Arme geteilt wird, wohnte ein armer Fischer mit Namen Durga.

Beim Morgengrauen nahte er sich dem Flusse, um die in den heiligen Büchern vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen, und sprach dabei mit frommem Sinne das Gebet der Savitri, wobei er einen frisch abgeschnittenen Stengel des göttlichen Grases Kusa in der Hand hatte. Nachdem er so Geist und Körper gereinigt hatte, ging er mutig an seine Arbeit, um für seine zahlzeiche Familie den Unterhalt zu verdienen.

Der Herr hatte ihm von seiner Frau, die er im Alter von zwölf Jahren als Jungfrau und in der Blüte ihrer Schönheit geheiratet hatte, sechs Söhne und vier Töchter geschenkt, die seine ganze Freude bildeten, denn sie waren fromm und gut wie er.

Der älteste seiner Söhne konnte ihm schon helfen den Nachen führen und Netze auswerfen, und seine Töchter spannen im Hause lange, seidenweiche Ziegenhaare, um Kleider daraus zu bereiten, oder stampften Ingwer, Koriander und Safran, woraus sie mit dem Safte des roten Pfeffers einen Brei bildeten, der dazu diente, die Fische zuzubereiten.

Trotz ununterbrochener Arbeit war die Familie arm; denn die anderen Fischer, die auf Durga wegen seiner Tugend und Ehrbarkeit eifersüchtig waren, hatten sich gegen ihn vereinigt und verfolgten ihn täglich mit schlechtem Tun. Bald brachten sie seine Netze in Unordnung oder zogen in der Nacht sein Schiff auf den Sand, sodaß er den ganzen folgenden Tag damit verlor, es wieder flott zu machen; oder sie nahmen ihm, wenn er zur Stadt ging, mit Gewalt die Fische ab und warfen sie in den Staub, sodaß sie ihm niemand abkaufen wollte, weil sie beschmutzt waren.

Oft genug kam Durga ganz traurig nach Hause, wenn er daran dachte, daß er bald nicht mehr für seine Familie das Notwendigste werde beschaffen können. Trotzdem aber verfehlte er nie, die schönsten Fische, die er fing, den heiligen Einsiedlern zu bringen und alle Unglücklichen, die an seine Tür klopften, aufzunehmen und mit ihnen sein Haus und das Wenige, das er besaß, zu teilen, wenn ihn auch seine Feinde darüber verspotteten und

ihm alle Bettler zuschickten, die sie antrafen, indem sie sagten: „Geht zu Durga, das ist ein verkleideter Nabab, der nur zum Zeitvertreib fischt."

So spotteten sie über seine Armut, die ihr Werk war.

Aber die Zeiten wurden hart für die Welt, eine schreckliche Hungersnot brachte das ganze Land zur Verzweiflung, da bei der letzten Ernte der Reis und die Kornfrucht vollständig versagt hatten. Die Durga feindlichen Fischer waren bald gerade so elend wie er und dachten bei dem allgemeinen Unglück nicht mehr daran, ihn zu schädigen.

Eines Abends, als der arme Mann vom Ganges zurückkam, ohne auch nur einen einzigen Fisch gefangen zu haben, und bitter daran dachte, daß er nichts mehr zu essen im Hause habe, sah er am Fuße eines Tamarindenbaumes ein kleines Kind, das weinend nach seiner Mutter rief.

Durga fragte es, woher es komme, und wer es da so verlassen hingebracht habe.

Das Kind antwortete, daß seine Mutter von ihm gegangen sei und gesagt habe, sie gehe weg, etwas zu essen zu holen.

Voller Mitleid nahm Durga das arme Kind auf den Arm und trug es in sein Haus; seine Frau, die gut war, sagte, er habe recht getan, es nicht vor Hunger umkommen zu lassen.

Aber es war weder Reis noch geräucherter Fisch vorhanden; der Stein, auf dem die jungen Mädchen den Curry zu zerstoßen pflegten, hatte an diesem Abende nicht geklungen.

Ma (der Mond) stieg still am Himmelsgewölbe auf; die ganze Familie vereinigte sich zum Abendgebete.

Auf einmal begann das kleine Kind zu singen: „Die Frucht des Kataka reinigt das Wasser, so reinigen Wohltaten die Seele. Nimm deine Netze, Durga; dein Schiff liegt auf dem Ganges und die Fische warten auf dich.

Heute ist die dreizehnte Nacht des Mondes; der Schatten des Elefanten zeigt nach Westen; die Manen der Vorfahren verlangen Honig, geklärte Butter und gekochten Reis. Man muß es ihnen opfern. Nimm deine Netze, Durga; dein Schiff liegt auf dem Ganges und die Fische warten auf dich.

Du wirst den Armen Speise geben, da der Honig so reichlich fließen wird wie die Wasser des heiligen Flusses; du wirst

den Rudras und Adytias (den verstorbenen Vorfahren) das Fleisch einer Ziege mit rosigem Felle geben, denn die Zeiten der Prüfung sind vorbei. Nimm deine Netze, Durga; dreizehn mal wirf sie aus; dein Schiff liegt auf dem Ganges und die Fische warten auf dich."

Durga dachte ganz freudig, daß dies ein Rat sei, der ihm von oben käme; er nahm seine Netze und stieg mit dem stärksten seiner Söhne zum Ufer des Flusses hinab. Das Kind folgte ihnen, stieg mit ihnen in den Nachen und steuerte ihn mit einem Ruder, das es ergriffen hatte.

Dreizehn mal wurden die Netze ins Wasser geworfen, und bei jedem Zuge mußten sie den Nachen, der die Zahl und das Gewicht der Fische kaum zu tragen vermochte, ans Land rudern, um ihn zu erleichtern. Beim letzten Male verschwand das Kind.

Trunken vor Freude eilte Durga, seinen Kindern Speise für ihren Hunger zu bringen; dann dachte er sofort daran, daß es noch anderes Unglück zu beseitigen gäbe, und lief zu seinen Nachbarn, den Fischern, ohne an das Ueble zu denken, das sie ihm angetan hatten, nur bedacht, mit ihnen seinen Reichtum zu teilen.

Die Leute liefen in Massen herbei und wagten kaum, an so viel Großmut zu glauben; und Durga verteilte unter sie den Rest seines wunderbaren Fischzuges.

Während der ganzen Zeit der Hungersnot fuhr Durga nicht nur fort, seine früheren Feinde zu nähren, sondern er nahm auch alle Unglücklichen auf, die zu ihm kamen. Er brauchte nur im Ganges die Netze auszuwerfen, um sofort so viele Fische zu haben, wie er nur wünschen konnte.

Als die Notzeit vorüber war, fuhr die Hand Gottes auch noch weiter fort, über ihm zu sein, und er wurde in der Folge so reich, daß er allein Brahma einen Tempel errichten konnte, der so herrlich und prächtig war, daß die Wallfahrer in großen Massen aus allen Teilen der Erde kamen, um ihn zu sehen und darin zu beten.

Und so, Bewohner Maduras, müßt auch ihr die Schwachen schützen, euch unter einander im Unglücke helfen und euch dabei nie an das Böse erinnern, das ein Feind etwa euch getan hat."

Krischnasya ukti vidsane vane.

„Worte Krischnas im öden Walde“ ist der Titel vielleicht der schönsten aller Parabeln Krischnas, die uns im Hari-Purana, der Geschichte der Menschwerdungen Vischnus, aufbewahrt sind.

Krischna war nach Madura, dem Orte seiner Geburt, zurückgekehrt mit denen, die seinen Geboten folgten, und Ardjuna, dem treuesten unter denen, die er liebte; und er zog sich in den Wald Urvana zurück, um dort zu fasten und sich zu läutern, neun Tage lang, so wie er es alle Jahre tat, durch Waschungen, Gebete und Betrachtungen.

Es hatte sich aber eine große Menge Volkes auf seinem Wege eingefunden, und Ardjuna sagte zu ihm: „Meister, wollt Ihr nichts für die Leute tun, die so weit hergekommen sind, um das heilige Wort zu hören?“

Da antwortete Krischna: „Es möge nach ihrem Wunsche geschehen; denn die Veden sagen: Wer das Gesetz kennt, soll es andern nicht vorenthalten.“

Er näherte sich also dem Wege und begann zu sprechen: „Gleich wie das Feuer, in das man geschmolzene Butter gießt, nur um so mehr angefacht wird, so sind die Begierden der Menschen nie zu befriedigen. Was wollt ihr von mir?“

Da erschollen von allen Seiten tausendfache Rufe: „Lehre uns ein Gebet, durch das wir die Unsterblichkeit erlangen.“ Und Krischna sprach zu ihnen:

„In diesem Lande, nicht weit von der Stadt Gokulam, lebte einst ein heiliger Einsiedler Namens Vaideha. Nachdem dieser, dem Gebote der heiligen Schrift gemäß, die beiden ersten Abschnitte seines Lebens hindurch seine Pflichten als Familienvater erfüllt hatte, zog er sich in die Einöde zurück, um seine Tage in der Betrachtung Svayambhuvas (des Wesens, das durch sich selbst existiert) zu vollenden; er unterzog sich allen verdienstlichen Abtötungen, damit seine Seele von allen Unreinigkeiten befreit sei an dem Tage, da sie sich von ihrer sterblichen Hülle lossagen würde.

„Herr des Himmels und der Erde", sagte er oft, „wer kann mir dafür gutstehen, daß mich nicht in der letzten Stunde ein ungewollter Fehler, an den ich mich nicht erinnere, zwingt die Reihe von Wanderungen anzutreten, die die Veden vorschreiben? Laß dich herab, für deinen Knecht eine Anrufung zu schaffen, die die Macht hat, alle meine Fehler auszutilgen, damit meine Seele in den Svarga (das Paradies) eingehen kann."

Eines Tages, als er seine Morgengebete verrichtete, sprach er die Worte:

„Ewiger Brahma, du bist die Wahrheit, du bist die Gerechtigkeit, du bist das Gesetz, du bist der Herr der Welt, durch dich werden alle Sünden vergeben; dir bringe ich meine Gebete dar;

Gott des Lichtes, Gott des Tages, du bist der Gott der Planeten und alles dessen, was Leben hat; du bist der Gott, der die Menschen reinigt und ihre Sünden austilgt; dir bringe ich meine Gebete dar."

Da erschien ihm Brahma im Opferfeuer und sprach:

„Höre, Vaideha, dein Gebet, deine frommen Opfer und deine Bußübungen haben mich gerührt, ich will dir das Wesen des Veda zeigen, der ein Ausdruck der höchsten Seele ist.

Nichts von alledem, was ist, kann vergehen, denn alles, was ist, ist ewig gewesen und wird ewig sein; und alles, was ist, ist enthalten in dem geheimnisvollen Wort AUM.

Wisse, daß du, wenn du dieses Wort mit Andacht aussprichst, die erhabenste aller Anrufungen Gottes tust und die Schöpfung, alle Wunder der Natur und die Unsterblichkeit des göttlichen Wesens ehrst.

Wisse, wenn du dieses Wort mit Inbrunst aussprichst, daß dann deine Seele, die einen Teil des großen Alls bildet, unmittelbar in Verbindung mit der großen Seele ist, von der sie ausgegangen ist, und daß alle Flecken auf der Stelle von ihr genommen sind."

Vaideha wartete, durch diese Worte getröstet, ohne Schrecken auf den Tod.

AUM! Dies Wort stellt die ganze Glückseligkeit des Himmels und die ganze Hoffnung der Erde dar.

Wisset aber, ich bin nicht gekommen, um das göttliche Wort zu ändern, es ist nichts Neues in mir. Folgt den Vorschriften

des Veda, sprecht das heilige Wort aus, und ihr seid der Unsterblichkeit gewiß.

Wisset aber auch, daß dieses Wort ohne die Werke nichts ist, und es allein rettet euch nicht vom Naraka (etwa die Hölle); denn nach euern Werken werdet ihr gerichtet werden.

Es war ein reicher Mann im Lande Mithila, der hatte viele Arbeiter gedungen, um auf seinen Feldern die Ernte zu besorgen.

Als der Morgenvogel Tschokravaka sang (ein roter Sumpfvogel, der den anbrechenden Tag begrüßt), zur Stunde, als der Hirt seine Herden aus dem Stalle ließ, erhielten alle Arbeiter vom Aufseher ein gleiches Stück Land zugewiesen.

Nachdem sie alle nach besten Kräften den Tag über gearbeitet hatten, jeder an dem Orte, der ihm angewiesen war, versammelten sie sich von neuem, um ihren Lohn zu empfangen.

Der Aufseher hatte jedem sein Teil zugemessen je nach seiner Arbeit, und alle fanden das gerecht und hatten, ohne sich zu beklagen, in Empfang genommen, was ihnen zukam.

Als aber der Herr das sah, sagte er zu seinem Diener: „Warum sind da Arbeiter, die weniger erhalten als andere? Sind sie später aufs Feld gegangen, oder haben sie sich am Tage länger ausgeruht?“

Der Aufseher antwortete: „Alle Arbeiter sind zugleich aufs Feld gegangen und haben während derselben Zeit mit dem gleichen Eifer gearbeitet, nur haben die Schwachen nicht ebensoviel ernten können wie die Starken.“

Da sagte der Herr: „Ihr sollt allen Leuten den gleichen Lohn geben, es wäre nicht gerecht, einen Unterschied unter ihnen zu machen, da sie alle zugleich auf dem Felde gearbeitet haben und mit demselben Eifer tätig gewesen sind.“

Als nun einige Herumstreicher sahen, wie gerecht und gut dieser Mann war, traten sie hinzu und verlangten auch ein Teil.

„Habt ihr denn auch bei der Ernte mitgeholfen?“ fragte er sie.

Sie antworteten: „Herr, wir können die Sense nicht handhaben, aber wir haben die Arbeiter zur Arbeit angespornt, indem wir dein Lob sangen und das der Götter.“

Da sprach der Herr zum Aufseher: „Gebet diesen Leuten fünfzig Manganis Reis zu ihrer Abendmahlzeit; wer, wie der Vogel, nichts anderes tut als singen, wenn die Ernte in der Ebene

reift, erhält auch wie er seine Nahrung, aber er hat kein Recht auf Lohn; durch Gesänge kommt das Korn nicht auf den Speicher."

Ich aber sage euch, ihr Bewohner von Madura, Gokulam, Brahmavarta und anderen Orten, und wiederholt es euern Nächsten, euern Freunden, den Reisenden, die ihr antrefft auf euern Wegen, damit das Wort dessen, der mich gesandt hat, auf der ganzen Erde bekannt werde:

Ihr werdet euern Lohn erhalten wie die Arbeiter den ihrigen erhalten haben.

Nach den guten Handlungen selbst, nicht nach ihrer Menge werdet ihr gerichtet werden.

Jeder nach seiner Stärke und seinen Werken.

Man kann nicht vom Büffel dieselbe Arbeit verlangen, wie von einem Elefanten, oder von der Schildkröte die Schnelligkeit der Hirschkuh, oder vom Vogel zu schwimmen und von den Fischen in die Lüfte zu steigen.

Man kann nicht vom Kinde die Weisheit des Vaters verlangen.

Aber alle Geschöpfe leben für einen Zweck, und die, die in ihrer Sphäre das erfüllen, was ihnen vorgezeichnet ist, verwandeln sich und erheben sich nach der Reihenfolge der Wandlungen der Wesen. Der Tropfen Wasser, der ein Lebensprinzip in sich einschließt, das durch Wärme fruchtbar wird, kann ein Gott werden.

Wisset aber alle, keiner von euch kann in den Busen Brahmas eingehen durch Gebete allein, und das geheimnisvolle Wort kann eure letzten Sünden nicht austilgen, wenn ihr nicht auf der Schwelle des künftigen Lebens erscheint mit guten Werken beladen; und die verdienstlichsten Werke sind die, deren Beweggrund Nächstenliebe und Wohltätigkeit ist.

Heiligt euer Leben durch Arbeit, liebet und unterstützt eure Brüder, reinigt eure Körper durch Waschungen und eure Seele durch das Geständnis eurer Fehler, dann könnt ihr ohne Furcht die Stunde der letzten Verwandlung erwarten."

So sprach er.

Ein langes Gemurmel durchlief die Menge, und jeder hätte ihn gern noch weiter sprechen hören.

Wir wollen an diese Worte keine Betrachtungen anknüpfen, da sie eine so reine Moral, eine so erhabene Lebensanschauung

in sich schließen, daß jeder leicht selbst das Nötige daraus ersehen kann. Leider kann die Uebersetzung den poetischen Hauch des Originals nur unvollkommen wiedergeben.

Es mögen aber noch einige Gedanken und Grundsätze folgen, mit denen Krischna seine einfachen Lehren zu durchflechten pflegte.

„Die Menschen, die über ihre Sinne nicht Herr sind, können ihre Pflichten nicht erfüllen."

* * *

„Man muß dem Reichtum und dem Vergnügen entsagen, wenn sie im Widerspruche mit dem Gewissen stehen."

* * *

„Das Uebel, das wir unserem Nächsten tun, verfolgt uns, wie unser Schatten unserem Körper folgt."

* * *

„Das Wissen des Menschen ist eitel; alle seine guten Handlungen sind nur eingebildet, wenn er sie nicht auf Gott zu beziehen weiß."

* * *

„Werke, die aus der Nächstenliebe entspringen, möge der Gerechte vollbringen, denn sie sind es, die an der himmlischen Wage den Ausschlag geben."

* * *

„Wer einfältigen Geistes und Herzens ist, wird von Gott geliebt; er hat nichts anderes notwendig."

* * *

„So wie der Körper durch die Muskeln gestärkt ist, so ist die Seele gekräftigt durch die Tugend."

* * *

Besonders machen wir auf das folgende Wort aufmerksam:

„Gleich der Erde, die erträgt, daß die, die sie bearbeiten, sie mit Füßen treten und ihren Busen zerfleischen, müssen wir Uebles mit Gutem vergelten."

* * *

„Wenn du unter Guten wandelst, sind deine Beispiele unnötig; fürchte nicht unter Bösen zu leben, um sie zum Guten zu führen!"

* * *

„Wenn ein Einwohner den Untergang eines ganzen Dorfes verursachen kann, so soll man ihn daraus vertreiben; wenn ein Dorf einer ganzen Gegend schädlich ist, so soll man es zerstören; wenn aber eine Gegend eine Seele verderben kann, so soll man sie verlassen."

* * *

„Die Dienste, die man verderbten Geistern leistet, das Gute, das man ihnen tut, gleicht der Schrift, die man ins Wasser schreibt, die ebenso schnell vergeht, wie man schreibt. Das Gute soll des Guten wegen vollbracht werden, denn die Belohnung soll man nicht auf der Erde erwarten."

* * *

„Wenn wir sterben, bleibt unser Reichtum im Hause; die Verwandten, unsere Freunde, begleiten uns nur bis zum Scheiterhaufen; aber unsere Tugenden und Laster, unsere guten Werke und unsere Fehler folgen uns in das andere Leben nach."

* * *

„Das Wissen ist dem Manne ohne Urteil unnütz, wie ein Spiegel dem Blinden."

* * *

„Der Mensch, der die Mittel nur nach dem Zwecke beurteilt, verliert bald das Gefühl für das Gerechte und Gute."

* * *

„Das Unendliche und der Raum allein können den Raum und das Unendliche begreifen; Gott allein begreift Gott."

* * *

Es mögen einige Vorschriften folgen, die Krischna den Menschen gibt, die einen gerechten Lebenswandel führen wollen, und die eine Vergeltung in der Ewigkeit beanspruchen:

„— Er soll sich alle Tage im Gebete reinigen und seinen Körper abhärten."

„— Er soll alle weltlichen Ehren fliehen wie das Gift und die Reichtümer dieser Welt verachten."

„— Er soll es sich stets vorhalten, daß die Achtung vor sich selbst und die Liebe des Nächsten über alles geht."

„— Er soll sich des Zornes enthalten und aller zornigen Handlungen, selbst gegen Tiere, deren Unvollkommenheit man als von Gott bestimmt betrachten muß."

„— Er soll die sinnlichen Begierden von sich weisen, den Neid und die Habsucht.“

„— Er soll sich nie der schlechten Nachrede, der Verleumdung und der Ueberhebung schuldig machen.“

„— Er soll keinen Streit suchen.“

„— Sein Haus, seine Nahrung und seine Kleidung sollen stets einfach sein.“

„— Er soll seine rechte Hand stets für Unglückliche offen haben und sich nie seiner Wohltaten rühmen. (Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut.)

„— Wenn ein Armer an seine Tür klopft, soll er ihn empfangen, ihm die Füße waschen, um ihn zu erfrischen, ihm selbst die Speisen vorsetzen und das Uebriggebliebene essen, denn die Armen sind die Erwählten des Herrn.“

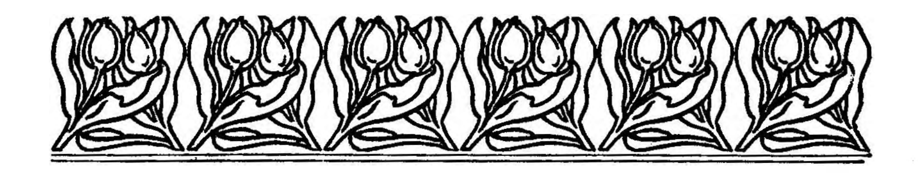
„— Aber besonders soll er vermeiden, während seines Lebens dem Nächsten zu schaden, wie es auch sein möge: seinen Nächsten lieben, ihn beschützen und ihm beistehen, ist die Tugend, die Gott am wohlgefälligsten ist.“

* * *

So verbreitete Krischna unter dem Volke die gesunden Lehren einer reinen Moral, wie er auch seine Zuhörer in die großen Prinzipien der Wohltätigkeit, der Entsagung und der Selbstachtung einführte, und das zu einer Zeit, als die unwirtlichen Länder des Occidents nur erst von den wilden Tieren der Wälder bewohnt waren.

Wir können mit Recht auf die Fortschritte der Naturwissenschaft stolz sein; was aber haben wir in bezug auf Moral und Lebensphilosophie wohl Höheres erreicht, als das, was Krischna schon vor 6000 Jahren gepredigt hat?





Philosophische Unterweisung seiner Jünger.

In ganz anderer Weise sprach Krischna zu seinem Lieblingsjünger, bei dem er eine tiefere Einsicht voraussetzen durfte, als beim Volke.

Die Probleme der höchsten Philosophie, die Wahrheiten der reinsten Moral, die Unsterblichkeit der Seele, das zukünftige Schicksal des Menschen, der nach den Vorschriften Gottes gelebt hat, alles das wird in herrlichen Monologen hehandelt, bei denen die Zuhörer nur da sind, um durch ihre Bemerkungen dem erhabenen Lehrer Gelegenheit zu neuen Lehren zu geben.

Im Folgenden wollen wir ein Gespräch Krischnas mit seinem Lieblingsjünger wiedergeben, in dem er sich über die unsterbliche Seele ausläßt. Es mag als Beispiel für vieles gelten.

Ardjuna: Kannst du mir nicht sagen, Krischna, wie beschaffen der reine Geist ist, den wir von Brahma empfangen haben, und der zu ihm zurückkehren soll?

Krischna: Die Seele ist das Lebensprinzip, dessen die göttliche Weisheit sich bedient hat, die Körper zu beleben. Die Materie ist leblos und vergänglich, die Seele denkt und handelt, und sie ist unsterblich. Aus ihrem Gedanken entspringt der Wille und aus dem Willen das Handeln. Dadurch ist der Mensch das Vollkommenste der Wesen auf Erden, denn er bewegt sich frei in der von ihm erkannten Natur, da er das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Bösen unterscheiden kann.

Diese innere Erkenntnis, dieser Wille, der sich durch das Urteil zu dem wendet, was ihn anzieht, und von dem sich abwendet, was ihn abstößt, macht die Seele verantwortlich für ihre Handlungen, verantwortlich für ihre Wahl, und danach bemißt Gott Belohnung und Strafe.

Wenn die Seele dem ewigen und reinen Lichte folgt, das sie leitet, so strebt sie unwillkürlich zum Guten; das Uebel dagegen triumphiert, wenn sie ihren Ursprung vergißt und sich von äußeren Einflüssen beherrschen läßt.

Die Seele ist unsterblich und muß in die große Seele zurückkehren, aus der sie hervorgegangen ist; da sie aber dem Menschen rein und fleckenlos gegeben ist, so kann sie nicht in die himmlische Heimat zurückkehren, wenn sie nicht von allen Sünden gereinigt ist, die ihre Verbindung mit der Materie sie hat begehen lassen.

Ardjuna: Wie geht diese Reinigung vor sich?

Krischna: Die Seele reinigt sich durch einen Aufenthalt in den unteren Himmeln (dem Fegefeuer), der je nach den Sünden mehr oder weniger lang ist. Diese Verhinderung, sich mit der Weltseele (dem großen All) zu vereinigen, ist die größte Qual, die sie erleiden kann; denn ihr größter Wunsch ist, in die ursprüngliche Quelle zurückzukehren und in der Weltseele aufzugehen.

Ardjuna: Woher kommt aber die Unvollkommenheit der menschlichen Seele, die doch ein Teil der großen Seele ist?

Krischna: Die Seele kann ihrem reinen Wesen gemäß nicht unvollkommen sein, das Licht der erhabenen Erkenntnis birgt keine Dunkelheit in sich; wenn in der Natur der Seele ein Keim einer Unvollkommenheit verborgen läge, würde nichts diesen verschwinden machen können, und die Seele würde vergänglich und sterblich sein, wie der Körper. Nur aus der Verbindung mit dem Körper entsteht die Unvollkommenheit; aber diese Unvollkommenheit berührt nicht ihr Wesen, denn sie liegt nicht in ihrem Wesen, das die höchste Erkenntnis, Gott, ist. . . .

Wir brechen hier ab. Im Folgenden nimmt Krischna Gelegenheit, in die höchsten Regionen der Metaphysik zu steigen, und seine Ausführungen würden nur vollständig von denen begriffen werden, die aus dem ausschließlichen und eingehenden Studium der Philosophie ihre Lebensaufgabe gemacht haben. Der kurze Abriß genügt aber auch vollständig, um zu zeigen, daß die Idee der Unsterblichkeit der Seele, von der das Alte Testament nichts weiß, schon von Krischna gelehrt worden ist. Er hat außerdem den freien Willen, also den Willen und die Freiheit gelehrt, den Glauben an Verdienst und Schuld, an die Strafe und Belohnung im Jenseits.

Er lehrte das Volk die Wohltätigkeit, die Nächstenliebe, die Selbstwürdigung, die Ausübung des Guten um des Guten willen und den Glauben an die nie versagende Güte des Schöpfers.

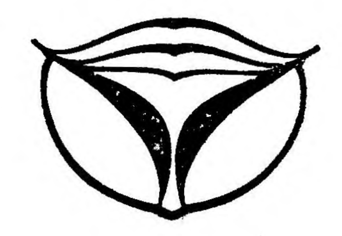
Er verbietet die Rache, gebietet Böses mit Gutem zu vergelten, er tröstet die Schwachen, stützt die Unglücklichen und Unterdrückten und verurteilt die Tyrannei.

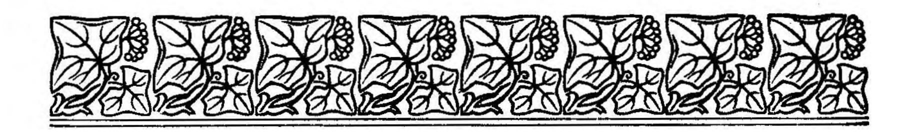
Er lebte in Armut und liebte die Armen.

Er lebte in Keuschheit und befürwortete sie.

Er war wohl die größte Figur des Altertums, und es ist gewiß nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, daß später die Figur Christi nach ihm gebildet worden ist, wie Moses nach dem Vorbilde Manes und Manus.

Wir haben nun noch einiges aus dem Leben dieses Heilandes anzuführen.





Die Verklärung Krischnas.

Der Lieblingsjünger Ardjuna wünschte Krischna in seiner göttlichen Gestalt zu sehen. „Wenn du meinst, daß diese von mir geschaut werden kann, so zeige du mir dich selbst, den Unvergänglichen."

Da erwiderte Krischna: „So erblicke meine Gestaltungen, zu Hunderten und Tausenden, die verschiedenartigen, göttlichen . . . Aber du wirst nicht imstande sein, mich mit diesen deinen eignen Augen anzuschauen. Ich gebe dir ein göttliches Auge. Nun sieh meine göttliche Wunderkraft."

Und nun erscheint Krischna in seiner göttlichen Gestalt, mit vielem himmlischen Schmuck, voll von allen Wundern. Wenn am Himmel der Glanz von tausend Sonnen gleichzeitig hervorbräche, so würde dieser ähnlich sein dem Glanz dieses Gewaltigen.

Da neigte sich Ardjuna, von Staunen erfüllt, das Haar gesträubt, mit zusammengelegten Händen vor dem Gott:

„Der Raum zwischen Himmel und Erde ist ja von dir allein erfüllt und alle Himmelsgegenden. Bei dem Anblick dieser deiner wunderbaren und grausigen Gestalt sind die drei Welten bestürzt, o Gewaltiger. Denn jene Götterscharen nahen sich dir schutzflehend, in Furcht die zusammengelegten Hände vorstreckend; die Scharen der großen Heiligen preisen dich unter Heilrufen mit vielen Lobliedern . . . Verkünde mir, wer du bist in dieser furchtbaren Gestalt! Verehrung sei dir, o erster der Götter! Sei gnädig! Zu erkennen begehre ich dich, den Uranfänglichen; denn ich verstehe dein Tun nicht.

Mit Recht freut sich die Welt, dich zu lieben und findet ihre Lust daran; mit Recht laufen die Dämonen in Furcht nach allen Richtungen und neigen sich vor dir alle die Scharen der Heiligen. . . . Was ich, für einen Freund dich haltend, rasch gesprochen habe, o Krischna, in Unkenntnis dieser deiner Größe, aus Unachtsamkeit oder auch aus Liebe, und was für unehrerbietige Behandlung du von mir Scherzes halber erfahren hast, allein oder

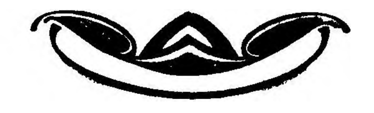
auch in Gegenwart der Gefährten, für alles das bitte ich dich um Verzeihung. Du bist der Vater der Welt, der beweglichen und der unbeweglichen; du bist ihr anzubetender und ehrwürdigster Lehrer. Niemand ist dir gleich; wie könnte ein Anderer größer sein als du, dessen Macht in allen drei Welten ihres gleichen nicht hat? Deshalb suche ich, mich verneigend und den Körper niederwerfend, dich zu besänftigen, den verehrungswürdigen Herrn. Gleichwie der Vater dem Sohn, der Freund dem Freunde, der Geliebte der Geliebten, so wollest du mir, o Gott, verzeihen."

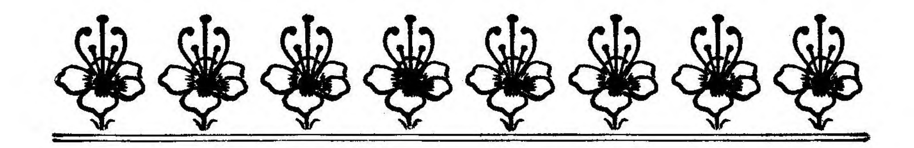
Krischna: Da ich dir gnädig gesinnt bin, o Ardjuna, habe ich dir meine höchste Gestalt gezeigt durch meine eigene Wunderkraft, die glänzende, allumfassende, endlose, uranfängliche, die von keinem Andern außer dir jemals geschaut worden ist. Nicht durch das Erlernen der Veden und der Opfer, nicht durch Gaben, auch nicht durch fromme Werke und nicht durch gewaltige Bußübungen kann ich in solcher Gestalt in der Menschenwelt von einem Andern außer dir erblickt werden."

Da nahm Krischna wieder seine frühere Gestalt an. Dann sagte er:

„Nicht durch das Studium der Veden, nicht durch Buße, nicht durch Spenden noch durch Opfer kann ich in solcher Form gesehen werden, wie du mich gesehen hast. Aber infolge einer Verehrung, die auf nichts anderes gerichtet ist, kann man mich, o Ardjuna, in solcher Form erkennen und in Wirklichkeit erblicken und zu mir eingehen.

Wer seine Werke um meinetwillen tut, wer sich mir ganz hingibt und mich liebt, wer frei ist von dem Hange zu den Dingen dieser Welt und ohne Feindschaft gegen alle Wesen, der gelangt zu mir." Bhagavad-Gita, XI. Gesang. (Nach der deutschen Uebersetzung von Richard Garbe.)





Krischna und die beiden frommen Frauen Nichdali und Sarasvati.

Krischna wandelte mit seinen Jüngern in der Umgegend von Madura, und eine große Menge Volks folgte ihm, um ihn zu sehen. Von allen Seiten sagte man: „Dieser ist's, der uns vom Tyrannen befreit hat, der uns bedrückte." Sie meinten damit Kansa, der den Lohn für seine Verbrechen empfangen hatte und von Krischna aus Madura vertrieben worden war. Wiederum sagte man: „Dieser ist's, der die Toten erweckt, die Tauben, Blinden und Hinkenden heilt."

Da kamen zwei Frauen aus der niedrigsten Kaste herbei, näherten sich Krischna und gossen Wohlgerüche, die sie in kleinen Vasen mitgebracht hatten, auf sein Haupt. Dann fielen sie nieder und verehrten ihn.

Als nun das Volk über ihre Kühnheit zu murren anfing, sagte Krischna gütig:

„Ihr Frauen, ich nehme euer Opfer an; das Wenige, das von Herzen gegeben wird, gilt mehr als alle Reichtümer, die auffällig dargeboten werden. Was wünschet ihr von mir?"

„Herr", antworteten sie, „unsere Männer sind betrübt, das Glück ist unserem Hause fern geblieben; denn Gott hat uns die Freude versagt, Mütter zu werden."

Krischna hob sie auf, da sie sich vor ihm zu Boden geworfen hatten und seine Füße küßten. Und er sagte: „Eure Bitte soll erhört werden, denn ihr habt an mich geglaubt, Freude soll eurem Hause zuteil werden."

Einige Zeit darauf gebaren die beiden Frauen Nichdali und Sarasvati je einen Sohn, und diese beiden Kinder wurden später heilige Männer, die die Inder noch heute unter den Namen Sudama und Sudasa verehren.

Krischna begibt sich zum Ganges. Sein Tod.

Das Werk der Erlösung war vollendet, ganz Indien fühlte neues Blut und neues Leben in den Adern, überall war die Arbeit durch Gebet geheiligt, und Glaube und Hoffnung erfreute alle Herzen . . .

Krischna wußte, daß die Stunde gekommen war, da er diese Erde verlassen mußte, um in den Busen dessen zurückzukehren, der ihn gesandt hatte.

Er machte sich daher eines Tages auf den Weg zum Ganges, um dort seine Waschungen vorzunehmen und sich von allem Schmutze zu reinigen, durch den seine sterbliche Hülle in den Kämpfen aller Art, die er gegen seine Feinde hatte bestehen müssen, befleckt worden war. Seinen Jüngern aber hatte er verboten, ihm zu folgen.

Am heiligen Flusse angekommen, tauchte er dreimal unter, kniete dann am Ufer nieder und erwartete mit zum Himmel gewandtem Antlitz den Tod. In dieser Stellung wurde er von einem Pfeile durchbohrt, den einer von denen auf ihn abschoß, deren Verbrechen er aufgedeckt hatte; als man seine Reise an den Ganges in Erfahrung gebracht hatte, war ihm der Mann dorthin gefolgt.

Dieser Mensch hieß Angada und ist nach dem Volksglauben dazu verdammt, ewig zu leben. Er irrt an den Ufern des Ganges umher und hat keine andere Speise als die Leichen, die er den Schakalen streitig macht.

Der Leib des Gott-Menschen wurde von seinen Mördern an die Aeste eines Baumes gehängt, wo er den Aasgeiern zur Beute fallen sollte.

Als sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, strömte das Volk in Massen herbei; unter der Führung Ardjunas, seines Lieblingsjüngers, kam man, um den heiligen Leichnam zu bergen. Aber die sterbliche Hülle des Erlösers war verschwunden; ohne Zweifel war sie zum Himmel aufgefahren . . . . Der Baum, an

den sie gebunden worden war, war über und über mit großen roten Blumen bedeckt, die weitherum einen herrlichen Duft verbreiteten.

So endete Krischna, ein Opfer der Bosheit derer, die sein Gesetz nicht hatten anerkennen wollen, und die wegen ihrer Verbrechen und Laster aus dem Volke verstoßen worden waren.

(Nach brahmanischen Traditionen.)

Was zunächst an diesen Sagen oder Legenden auffällig ist, ist die große Aehnlichkeit mit den Erzählungen von Maria, der jungfräulichen Mutter, und Jesus, dem göttlichen Sohne; dies ist so auffällig, daß ein deutscher Missionar in einem Vortrage über „Krischna oder Christus?" sagt: „Es ist über allen Zweifel erhaben, daß die gemeinsamen Einzelzüge aus dem neuen Testament entlehnt sind."*) Wie kann so etwas aber behauptet werden, wenn doch kein Zweifel besteht, daß die Krischnalegende aus der Zeit vor Buddha stammt und dieser, worüber auch kein Zweifel ist, etwa 500 Jahre vor Christus gelebt hat? Der Verfasser beruft sich zwar auf Hopkins The Religions of India, wo es heißt: „Bedenkt man, wie spät diese Legenden auftreten, so kann darüber kein Zweifel sein, daß der Hindu diese Erzählungen entlehnt hat." Nun ist es wohl wahr, daß uns diese Legenden erst spät bekannt geworden sind, da unsere Kenntnis der indischen Litteratur überhaupt noch nicht viel älter als hundert Jahre ist, aber die Chinesen kannten sie schon lange vor unserer Zeitrechnung, und darin haben wir den unumstößlichen Beweis, daß ein Entlehnen aus der Christuslegende völlig ausgeschlossen ist. Daß die buddhistische Religion lange vor der christlichen bestanden hat, ist historisch so sicher, wie irgend eine Tatsache aus der griechischen oder römischen Geschichte. Es steht historisch fest, daß ein indischer König Asoka, der im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, ein Konzil zusammenberufen hat, das dritte buddhistische, auf dem die Lehren des Buddha eine feststehende Fassung erhielten. Dieser König ließ die so festgesetzten Lehren in Felsen, auf die Säulen der Tempel und auf einzelne große Steine einmeißeln, und in diesen Inschriften werden verschiedene Fürsten Griechenlands als Zeitgenossen erwähnt, die alle im 3. Jahr-

*) W. Dilger, Krischna oder Christus? Eine religionsgeschichtliche Parallele. Basel 1904.

hundert vor unserer Zeitrechnung lebten: Antiochus II. von Syrien (262—247), Ptolemaeus Philadelphus von Aegypten (285—246), Antigonus Gonatas von Mazedonien (278—239), Magas von Cyrene (um 258) und Alexander von Epirus.*)

Aus den Inschriften geht hervor, daß die buddhistische Religion zu jener Zeit schon völlig entwickelt war; und des Buddha Auftreten war eine Reformation gegen die brahmanische Religion, die zum Teil auf Krischnas Menschwerdung beruhte. Wir brauchen also nicht bis in die vielfach unbestimmten Zeiten der älteren indischen Religionsgeschichte hinaufzusteigen, um sicher zu wissen, daß die Legenden von Krischna nicht aus den Evangelien „entlehnt" sein können: sie existierten spätestens 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung und 700 vor Abfassung unserer Evangelien.

Die umgekehrte Behauptung, daß die christlichen Evangelien aus der indischen Legende von Krischna und der Buddhasage entlehnt sind, hat dagegen so viele Wahrscheinlichkeit, daß sie fast zur Gewißheit erhoben werden kann.

In der Vereinigung dieser beiden wichtigsten indischen religiösen Legenden finden wir so ziemlich das ganze Gebäude der vier hauptsächlichen christlichen Evangelien wieder.

Bei Krischna haben wir die Geburt aus der Jungfrau durch Vischnu, die zweite Person Gottes, mit allen in den Evangelien angegebenen äußeren Umständen. Es gibt sogar eine Erzählung (im Vischnupurâna), in der erwähnt wird, daß sein Vater mit der Mutter vor der Geburt des göttlichen Sohnes nach Madura gezogen sei, um seine Steuern zu zahlen; dort wird dann Krischna geboren und liegt im Kuhstall, umgeben von Hirten und Hirtinnen, die ihn anbeten. Auch kommen weise Männer, um ihm zu huldigen. In den apokryphen Evangelien**) werden von Jesus geradeso viele abgeschmackte Wundertaten aus seiner Jugend erzählt, wie von Krischna.

Noch eine andere „Entlehnung" finden wir in der Legende von Krischna. Auch er war königlichen Ursprungs und erinnert

---

*) E. Senart, Un roi de l'Inde au IIIe siècle avant notre ère. Revue des Deux Mondes vom 1. März 1889.

**) Die Kirchenväter selbst zählen nicht weniger als 40—50 solcher unechten oder apokryphen Evangelien auf, von denen einige noch vorhanden sind, wie das Evangelium des Jakobus, des Thomas, des Nikodemus u. A.

dadurch an den Eingang des Evangeliums nach Matthäus: „Dies ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abrahams. Denn Abraham zeugte Isaak" und so weiter bis zu Jakob: „der zeugte Joseph, den Mann Mariä, von der ist geboren Jesus, der da heißt Christus." Nur wird gleich darauf allerdings gesagt, daß Joseph nicht der Vater Jesu ist, und somit ist die königliche Abstammung nur künstlich herbeigezogen, um ja dem Vorbilde nichts nachzugeben.

Wir haben weiter den bethlehemitischen Kindermord, von dem nur das Evangelium nach Matthäus berichtet, das dem Joseph im Traume einen Engel erscheinen läßt, um ihm mitzuteilen, „daß Herodes das Kindlein suche, um es umzubringen". Warum Herodes das tun wollte, wird aber nicht gesagt. Er hatte wohl heimlich die Weisen berufen und sie gebeten, es ihm anzuzeigen, wenn sie das Kindlein gefunden haben würden, damit auch er kommen und es anbeten könne. Nun war aber der geschichtliche Herodes bereits 4 Jahre vor Christi Geburt gestorben. Die „Erfindung" der ganzen Erzählung liegt dadurch deutlich auf der Hand: es war hier eben eine Nachdichtung nach einem vorliegenden Muster, und daß dabei dem Erzähler ein derartiger Schnitzer unterläuft, ist nicht besonders verwunderlich; unmöglich aber ist es, daß etwas wirklich Geschehenes in der Weise hätte entstellt werden können. Es wird eben nach einer wohl undeutlichen Quelle etwas erzählt und auf kurz vergangene Zeit übertragen, wobei der Erzähler stets mit einem Auge auf Stellen aus dem alten Testamente schielen muß, damit irgend eine Prophezeiung „erfüllet" werde.

In der Buddhalegende haben wir ebenfalls einen König, der sich vor dem Neugeborenen fürchtet und im ganzen Königreiche eine Untersuchung veranstalten läßt, ob jemand lebe, der ihm durch Ueberlegenheit gefährlich werden könne, und als dieser in dem neugeborenen Knaben gefunden war, rieten die Diener dem Könige, das Kind zu verderben. Er aber wies das von sich und sagte: „Wird das Kind ein Herrscher, so haben wir Friede und Freude unter seinem Szepter; wird es ein Buddha, so lasset uns seine Schüler werden."

Wir finden hier also eine Veredelung der alten Krischnasage, die die Evangelisten aber unbeachtet gelassen haben.

Auf die Nachricht von der Geburt des Buddha kommt ein alter gebrechlicher Brahmane mit Namen Asita vom Himalaya herab und prophezeit dem Vater: „Euer Sohn hier wird, zum Heile alles dessen, was lebt, geboren, ein Weltlenker werden*) . . . wird der Welt zum Besten die Schranken der finsteren Unwissenheit durchbrechen, ein dauerndes Licht anzünden allen Wesen . . . Die schweren Pforten finsteren Unglaubens, aufs strengste von Begier und Lust bewacht, die gefangen halten alle Lebewesen: er wird sie sprengen und Befreiung bringen. Mit seiner Weisheit diamantner Zange reißt er der Lustgier feindliche Grundsätze aus dem Gemüt" usw. Darauf geht er weg, weinend, daß ihm sein hohes Alter nicht mehr gestatte, die Zeit des Heils zu erleben.

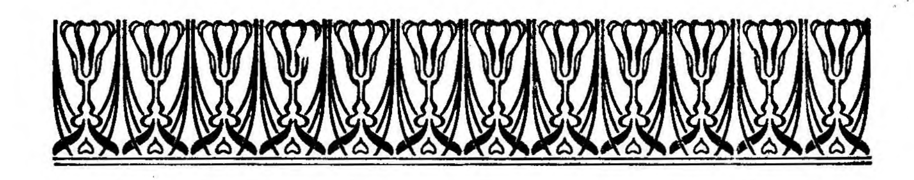
Dieser Asita ist das Vorbild des Simeon, von dem Lukas 2, 25 berichtet. Aber bei der Darstellung im Tempel, wohin die Eltern „zu ihrer Reinigung" gehen, und um den Erstgeborenen dem Herrn „darzustellen", versucht Lukas, diese Handlung auf Gesetzesvorschriften zurückzuführen. Diese treffen jedoch nicht zu, denn das Gesetz (3 Mosis 12, 2—8) verlangt diese Darstellung nicht und schreibt ausdrücklich eine „Ablösung" der menschlichen Erstgeburt vor (2 Mosis 13, 13); es kann also in der Einfügung der Gesetzesvorschriften nur ein Mittel gesehen werden, die dem Vorbilde nachgeahmte Lobpreisung des Heilandes unauffällig einzuflechten; die Absicht allerdings tritt auf diese Weise deutlich genug hervor.**)

Da das von Lukas angeführte Motiv nicht am Platze ist, so tritt um so deutlicher die Entlehnung hervor, als in der Buddhalegende Vater und Mutter bei der Lobpreisung zugegen sind, von einer Anwesenheit des Vaters „zwecks der Reinigung" bei Lukas doch aber nicht die Rede sein kann; logischerweise sollte auch die Mutter bei der „unbefleckten" Empfängnis eigentlich davon befreit sein, der Evangelist dachte aber wohl kaum an eine „übernatürliche" Geburt.

---

*) Buddhas Leben und Wirken. Nach der chinesischen Bearbeitung von Açvaghoshas Buddha Carita deutsch von Th. Schultze. (Reclam Bibl. 3418.) S. 26. ff.

**) Vergl. R. Seydel a. a. O. S. 147.



Jugendgeschichte Krischnas, des Buddha und Jesu, und die Versuchung.

Die vier Evangelisten überspringen nun den Zeitraum der ersten Jugendjahre ihres Jesus. Daß die Krischna-Legende ihren Helden allerlei Heldentaten vollbringen läßt, erwähnten wir schon. Mit dem Blicke seiner Augen nimmt er die Sünden weg, er erweckt einen Toten, zähmt durch seine Leier wilde Tiere, hebt Berge mit einem Finger auf, macht eine kranke Frau gesund, bekämpft Riesen und Ungeheuer; von seinem Abenteuer mit den im Ganges badenden Mädchen haben wir schon früher gesprochen. Der bereits oben erwähnte Missionar führt als „mehr als fragwürdige Abenteuer des jungen Mannes die mit den Hirtinnen von Gokulam“ an. Es sind dies die „Spiele und Schalkheiten, wie sie das liebliche Gedicht Gita-Govinda erzählt“. Es erzählt nämlich die Liebe Krischnas zur schönen Radha etwa in der Weise, wie wir im alten Testamente die Liebe Salomos zu seiner schönen Sulamith besungen sehen. Nur daß das kleine Drama weiter ausgeführt ist. Krischna ist seiner Radha untreu geworden, und sie erobert ihn nun wieder; seine Reue und die Aussöhnung mit der unvergleichlichen Geliebten bilden den Inhalt.

Etwas Besonderes können wir aber hierin nicht sehen und wollen nichts hineindeuten, wie es die christliche Kirche bei dem Hohenliede geglaubt hat, tun zu müssen. Wer dieses schöne Gedicht gelesen hat, wird sich gewiß höchlichst verwundern, darin eine Verherrlichung der christlichen Kirche zu sehen, der Braut Christi!

Aber auch die apokryphen Evangelien erzählen ja die Heldentaten des jungen Jesus, nur hat das Konzil von Nicäa im Jahre 325 diese Erzählungen nicht mit aufgenommen, da man doch einen Sohn Gottes aus dem Helden machen wollte und dieser, nach der Anschauung der dort versammelten 318 Bischöfe, nicht solche Taten auf sich laden konnte. Aber gerade die Tatsache der

Existenz dieser Erzählungen beweist klar, daß auch hierin die Erzähler ihrem indischen Vorbilde treu gefolgt sind.

Das erste weiterhin erwähnte Ereignis im Leben Jesu ist das Verlorengehn des zwölfjährigen Knaben, das seine Eltern zuerst nicht bemerken, sie suchen ihn und finden ihn dann nach drei Tagen mitten unter den Lehrern im Tempel sitzend wieder.

Eine ähnliche Erzählung weist die Buddhalegende auf, allerdings nicht in allen Quellen. Nach einer von ihnen haben seine Wärterinnen ihn verlassen, um dem Pflügen des Königs mit dem goldenen Pfluge zuzuschauen. Dann wird er mit Sorgen gesucht, und man findet ihn unter den Weisen und Kennern der heiligen Schriften in tiefe Beschauung versunken. Die Abhinischkrama-Sutra gibt an, daß er damals gerade sein zwölftes Jahr vollendet hatte.

Doch ist die Frühreife großer Männer nichts Außergewöhnliches, es sind davon in der Geschichte viele Beispiele bekannt.

Von nun ab berichten die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas, die allein bis hierher erzählt haben, nichts mehr über Jesus bis zu seinem Auftreten als Lehrer des Volkes, zu dem er sich durch die Taufe uud das Fasten in der Wüste vorbereitet. Dann aber setzen alle vier Evangelisten mit Johannes dem Täufer ein, worauf dann die Taufe im Jordan und der 40tägige Aufenthalt in der Wüste folgt. Hier haben wir aber auch in allen Buddhasagen, sowohl den ältesten einfachen, als den späteren mehr ausschmückenden das deutliche Vorbild, woher es kommt, daß alle vier Evangelien übereinstimmend die Ereignisse berichten.

Der Buddha sucht, durch sein Mitleid mit dem menschlichen Elend aus dem väterlichen Palaste vertrieben, die Erkenntnis des wahren Heils. Er begibt sich in die Einsamkeit und kasteit seinen Körper durch energisches Fasten, nach dem Beispiele der Brahmanen, von denen fünf sich ihm enger anschließen. Da er aber durch das Fasten und die körperliche Abtötung nicht dahin gelangt, die Erlösung vom Uebel zu finden, so gibt er es als ungeeignet, den Weg des Heils zu erreichen, auf und nimmt wieder Speise zu sich. Daraufhin verlassen ihn die fünf ersten Jünger als einen Abtrünnigen. Er läßt sich aber nicht beirren, sondern gedenkt auf andere Weise das Rechte zu finden. Er steigt in den Fluß Nairanjana zum Baden, und dort erscheinen Tausende von

Göttersöhnen und Engeln, um ihm zu huldigen; diese streuen Blumen auf ihn herab, sodaß der ganze Fluß voll von Wohlgerüchen ist. Dann setzt er sich unter den Feigenbaum, „den Baum der Erkenntnis", um über das Heil der Welt nachzudenken. Diese Meditation sucht Mara, der Fürst der Hölle, zu unterbrechen, er rückt mit allen seinen Hülfstruppen an: „ergreifend seinen Bogen und seine fünf Pfeile ging er mit seinem ganzen Anhang von Mann und Weib zum Hain der Ruhe, um fern zu halten von der Welt den Frieden".*)

Der Buddha aber bleibt bei allen Gefahren der Hölle, die auf ihn eindringen, ruhig und sieht alles ohne eine Bewegung zu machen an. Die Pfeile und Lanzen, die auf ihn abgeschossen werden, bleiben in der Luft schweben, die Hagelschloßen werden zu fünffarbigen Lotosblumen, der faule Dunst des Giftes der Drachenschlangen würziger Lufthauch. Auch die Töchter Maras vermochten nicht seinen Blick auf sich zu lenken, obwohl sie alle Verführungskünste, die ein teuflisches Weib nur haben kann, spielen ließen. Sogar der Meghakali, des Teufels Base, Versuche, ihn zur Lust zu erregen, durch jede Art verlockender Gebärden, bleiben fruchtlos. Unbeweglich sitzt der Buddha schweigend da.

Nun erschallen Stimmen aus dem Himmel, die den großen Muni (Mönch) preisen. Doch versucht Mara noch einmal ihn zu verführen. Er sagt zu ihm: „Ich bin der Herr der Lust; ich bin der Gebieter der ganzen Welt; Götter, Tiere, Menschen sind mir untertan . . . so wie sie komm auch du in mein Reich, erhebe dich von deinem Sitze, komm und sprich wie jene."

Er aber erwidert:

„Wenn du auch der Herr der Lust bist, doch bist du nicht der Herr des Lichts. Sieh' mich an; ich bin der Herr des Gesetzes; Machtloser, der du bist, vor deinen Augen werde ich die vollendete Kenntnis erlangen."**)

Da alle Versuche gescheitert sind, gibt der Versucher seinen Plan auf und kehrt mit dem Ausrufe: „Meine Herrschaft ist dahin!" in seine Hölle zurück.

Der Buddha aber bleibt still und friedvoll sitzen. Das Morgenrot erglüht, die Sterne verbleichen. Aus der Höhe fallen himm-

*) Buddhas Leben und Wirken. Reclam 3418. S. 141.

**) Nach Seydels Evang. v. Jesu S. 158.

lische Blumen, um des süßen Duftes Tribut dem Bodhisattva (einer, der ein Buddha werden wird) darzubringen.

Wir haben jetzt zu betrachten, in wie weit die Evangelien sich dieser Sage anschließen in bezug auf die Taufe, das Fasten und die Versuchung.

Zunächst tritt uns da in allen vier Evangelien die Gestalt des Täufers entgegen, die die buddhistische Sage nicht hat; die Vorläufer Buddhas sind die früheren Menschwerdungen Brahmas, in erster Linie Krischna, aber sie stehen in keinem direkten Zusammenhange zum Buddha. In Krischnas Lieblingsjünger Ardjuna könnten wir eine ähnliche Figur sehen, doch ist dessen Rolle eine viel bedeutendere, er gleicht eher dem Lieblingsjünger Jesu Johannes, dessen Stellung er auch einnimmt. Bei der Taufe im Jordan haben wir die Stimme vom Himmel und die Taube, die, wie bei Buddha, die Göttlichkeit bezeugen sollen. Nach der Taufe geht Jesus in die Wüste, „auf daß er von dem Teufel versucht würde", wie das Matthäus-Evangelium naiv hinzufügt. Dort fastet er vierzig Tage und vierzig Nächte.

Dabei muß es auffallen, daß Jesus überhaupt fastete. Daß der Buddha fastete, war natürlich, denn das Fasten bildete schon vor seinem Auftreten einen wichtigen Bestandteil der Mönchsregel und war seit den ältesten Zeiten denen vorgeschrieben, die sich vom Leben zurückzogen. Die Gesetze Manus weisen eine ungeheure Menge Fastenvorschriften auf, die sowohl zur Reinigung von Sünden dienen, als auch auf die stille Betrachtung vorbereiten sollten . . . Dies war also der Grund, weshalb der Buddha sieben mal sieben Tage fastete; als er aber sah, daß das nicht der rechte Weg sei, gab er es auf. Jesus sah bei Johannes dem Täufer, daß Fasten nicht zur Erkenntnis führte, und doch geht er vierzig Tage zum Fasten in die Einsamkeit — das ist unlogisch, und läßt sich nur dadurch erklären, daß die beiden Evangelien nach Matthäus und Lukas, die ja am ausführlichsten äußere Umstände zu enthalten pflegen, die ihnen vorliegenden oder im Gedächtnis haften gebliebenen indischen Erzählungen nacherzählten. Das Johannes-Evangelium, das überall den gelehrten Verfasser verrät, spricht weder vom Fasten noch von der Versuchung. Das Markus-Evangelium, das die ganze Erzählung von der Versuchung in zwei Verse faßt, berichtet: 1,12. Und alsbald trieb ihn der Geist

in die Wüste. 13. Und er war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan, und war bei den Tieren und die Engel dienten ihm.

In der Buddhasage und zwar in dem Lalita Vistara werden dem Fasten und der Versuchung mehrere Kapitel gewidmet, in denen von allerlei Tieren und Göttersöhnen die Rede ist, die dem Buddha Dienste verschiedener Art erweisen. Sollte der Nachsatz in den Evangelien nicht da seinen Ursprung haben? Wenigstens im Markus-Evangelium macht das ganz den Eindruck einer Reminiszenz.

Nachdem der Buddha dem Versucher widerstanden hatte, blieb er noch sieben Tage unter dem Feigenbaume, dem Baume der Erkenntnis, sitzen und versenkte sich mit ruhigem Gemüte tief in die Betrachtung des Urquells höchster Weisheit. Er betrachtete die Vergangenheit und ihn erfaßte tiefes Mitleid mit dem Elend der Welt und der Menschen. Er sieht im Geiste, wie die Menschen nach ihrem Tode für ihre Sünden auf die schrecklichste Weise in der Hölle gemartert werden. Daß diese Hölle dem entspricht, was die katholische Kirche im Mittelalter daraus gemacht hat, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden; wer aber eine indische Schilderung vergleichsweise heranziehen möchte, lese das vierzehnte Kapitel in Buddhas Leben in der öfter angeführten Uebersetzung von Th. Schultze, er wird dort die Siedekessel, die Feueröfen und den ganzen Apparat finden.

Am siebenten Tage sieht der Buddha dann die acht edeln Pfade der rechten Einsicht — und die weite Erde erbebte, dann erfüllte Glanz Himmel und Erde, und alle Geister ließen zu Lob und Preis himmlische Gesänge ertönen. Tiefes Mitleid mit den Menschen erfaßte den nun zur Buddhawürde Gelangten, doch zweifelt er, ob er wohl die Welt befreien könne vom gierigen Verlangen, von Haß, Unwissenheit und falscher Lehre. Da erscheint ihm Brahma selbst und ermuntert ihn zum hohen Werke eines Lehrers der Welt: „Kein größer Glück gibt in der ganzen Welt es, als wenn ein wohlgesinnter Lehrer Toren begegnet . . .“

Der Buddha hört diese Rede Brahmas mit Freude an, sein Mitleid wächst, und er entschließt sich, als Lehrer aufzutreten. Er geht nach Benares und findet dort seine ersten Jünger in den fünf Brahmanen, die ihn verlassen hatten, als er das Fasten brach.

Diesen verkündet er die ersten Heilsworte, die buddhistischen „Seligpreisungen".

Sie lauten in der Lalita Vistara, der wichtigsten Quelle für die Buddhalegende:

„Selig, wer das Gesetz gehört hat, wer sehend ist, wer sich in der Einsamkeit gefällt;

Selig in der Welt ist, wer unter den lebenden Geschöpfen weilt und nichts Böses tut;

Selig, wer sich über das Laster erheben kann und ohne Begierden ist;

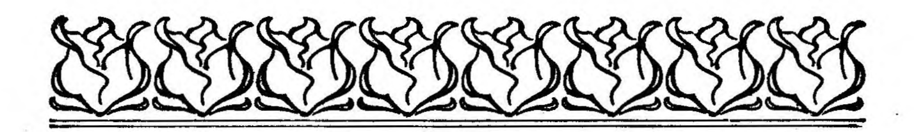
Wer die Selbstsucht und den Hochmut überwunden hat, ist zur höchsten Glückseligkeit gelangt."*)

Jesus wählte sich seine ersten vier Jünger unter den Fischern am galiläischen Meere aus; Simon und Andreas, Jakobus und Johannes verließen seinetwillen ihre Schiffe und folgten ihm nach.

Das Lukas-Evangelium fügt hier den wunderbaren Fischzug ein, den das Matthäus- und das Markus-Evangelium nicht haben, und den das Johannes-Evangelium erst nach dem Tode Jesu geschehen läßt. Wir haben bei den Parabeln Krischnas dieses Fischzugs erwähnt; er diente dort dazu, eine schöne Moral in leicht faßliche Form zu bringen; in den Evangelien soll er die Gottheit Jesu den noch ungläubigen oder wieder ungläubig gewordenen Jüngern zeigen.

*) Nach einer französichen Uebersetzung.





Lehren und Wunder.

Nun beginnt in den Evangelien die Lehrtätigkeit Jesu, hie und da unterbrochen von Wundertaten, die seinen Worten Nachdruck verleihen sollen. Ueber diese Wunder brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren, es ist keines darunter, das nicht von den beiden indischen Söhnen Gottes, Krischna und Buddha, auch vollbracht wäre; Wunder gehören allen Religionen an und bilden eine stete Begleiterscheinung der Religionsstifter. Sie werden naturgemäß nach dem jeweiligen Standpunkte des Erzählers in der einen Auffassung anders lauten wie in der andern, im Grunde ist es aber um sie überall dasselbe.

Wäre den Verfassern der Evangelien der wahre Wert der Lehre Jesu besser oder eindringlicher zum Bewußtsein gekommen, so würden sie wohl alle Wunder beiseite gelassen und nur die Lehrworte verzeichnet haben; so aber haben sie ihren Helden in derselben Weise ausgestattet wie die indischen Vorbilder und daher allerlei Wundertaten aufgeführt, die den Lehren Nachdruck geben sollten: sie schrieben eben für ihre Zeit, und da mochte es angebracht sein, so vorzugehen. Uns dünkt die Gestalt des lehrenden Christus viel erhabener, als die des wunderwirkenden Christus. Der sanfte, göttlichmilde Christus, der sagt: „Liebet eure Feinde, tut denen wohl, die euch hassen, segnet, die euch fluchen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen“, ist doch unendlich göttlicher, als der Christus, der die Blinden sehend, Lahme gehend macht und gar den Teufel austreibt, selbst wenn man in diesen Handlungen Ausflüsse seines Mitleids sehen will, nicht bloß Beweise seiner Gottheit. Wundertaten seitens der Religionsstifter lassen auf eine sehr niedrige Bildungsstufe derer schliessen, denen sie erzählt werden, oder erzählt werden müssen. Wäre die Gestalt Christi eine historische, wie man sie aus der Evangelienlegende herleiten will, hätte er wirklich und leibhaftig auf Erden unter seinen Mitmenschen gewandelt, dann wären diese Mirakel gewiß nicht in seiner Lebensbeschreibung aufgetaucht, ebenso-

wenig wie wir sie in den Lebensgeschichten großer Männer finden, an deren Lehren sich der Geist der Völker weitergebildet hat, eines Sokrates, Plato oder in späterer Zeit eines Kant, Schiller und Goethe, die durch tiefes Erfassen dessen, was den Menschen zum Menschen macht, durch Herausbildung der menschlichen Auffassung vom Guten und Erhabenschönen dem Leben Bahnen gewiesen haben, die das Christentum nicht gegeben hat.

Hätte man Christus das sein lassen, was er *vielleicht* gewesen ist, ein erhabener Denker und Lehrer göttlicher Milde, so würde sein Wirken möglicherweise Früchte getragen haben, es würde die Menschen menschlicher und anderen gegenüber demütiger gemacht haben. Seine Lehren, unter allerlei Wunderkram verborgen und mit göttlich sein sollenden Mirakeln durchflochten, haben aber so keinen großen Einfluß auf das Tun der Menschen gehabt. Sie haben nicht verhindert, daß ein Kaiser, der an einem Tage 4500 gefangene Sachsen enthaupten ließ, um die Lehre der Milde zu verbreiten, mit dem Ehrennamen des Großen gefeiert wurde; sie haben nicht verhindert, daß Diener dieser Lehren während der Inquisition und der Hexenprozesse schlimmer als die wahnwitzigsten Heiden gehaust haben; sie haben nicht vermocht, den wichtigsten Grundsatz der Lehren, seinen Nächsten zu lieben, weiter zu verbreiten; auf das *Tun* der Menschen haben sie keinen Einfluß gehabt, wohl vielleicht auf das *Reden* — was aber nicht dasselbe ist. Es ist so leicht, aus der neuesten Geschichte unzählige Beweise hierfür anzuführen, daß wir es unterlassen, es kann sie jeder täglich sehen oder auch wohl an sich selber fühlen.

Aber die Evangelienverfasser haben auch in der Aufzählung alter indischer Wundertaten direkt gegen das Verbot ihres Helden gehandelt, der ausdrücklich verbot zu verbreiten, was er aus Mitleid getan hatte (so Matthäus 9, 30; 12, 16; Markus 1, 43; 3, 12; 7, 36; Lukas 5, 14; 8, 56). „Je mehr er aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus.“

Unter den Wundertaten gibt es wohl keine, deren Vorbild sich nicht irgendwo in den indischen Legenden finden läßt. So sehen wir zweimal, wie der Buddha „auf dem Wasser wandelt“, er speist 500 Mann mit *einem* Brote, und es bleiben noch eine Menge Brocken übrig. Von Blindenheilungen und dergleichen gar nicht erst zu reden, denn es liegt in der Natur der Sache,

daß die phantasiereichen Inder darin etwas leisteten. Krischna z. B. hebt mit einem Finger einen Berg hoch, er tötet durch Ausstrecken des Armes 15000 gegen ihn gesandte Streiter und erweckt sie gleich darauf wieder zum Leben. Als der Buddha unter dem Feigenbaume das Heil erkannt hatte, hörten auf der Welt alle Klagen auf, und sogar bis in die Hölle erstreckt sich die Segnung auf kurze Zeit, das Feuer erlosch, die Teufel stellten die Arbeit ein, und die Verdammten konnten aufatmen.

Daß die Priester aller Religionen ihren Stiftern, die ja göttlichen Ursprungs sein müssen, übernatürliche Kräfte beilegen, versteht sich von selbst. Wenn der Medizinmann der Indianer nicht hexen kann, glaubt kein Mensch an ihn. Wir sagten aber schon, daß weder Buddha noch Jesus Wert darauf legten, Wunder zu tun, im Gegenteil, ihre wohltätigen Handlungen, die sie aus Mitleid mit armen gebrechlichen Menschen vollbracht haben sollen, geheim zu halten wünschten. Sie standen eben auf einem anderen Standpunkte als die, die später ihre Taten und Lehre zu verbreiten für einträglich hielten. Diesen war das Wunder das sicherste Mittel, die zu Bekehrenden von der Göttlichkeit ihres Stifters zu überzeugen, wozu denn noch als ein kräftig wirkendes Hülfsmittel der Teufel mit dem Schrecken der Hölle kam. Nun kannte auch das alte Testament wohl Wunder, und es wäre schon anzunehmen, daß sie von dort her in das neue Testament mit aufgenommen worden sind; wenn sich nicht bislang zu viele Anklänge an die indischen Vorstellungen vorgefunden hätten, als daß wenigstens auch der indische Einfluß in bezug hierauf angenommen werden muß. Ganz besonders ist dies aber beim Teufel der Fall, denn der Fürst der Finsternis, der mitten im hellen Feuer sitzt, stammt doch nicht aus dem alten Testamente, das kannte ja nicht einmal eine unsterbliche Seele, noch viel weniger einen Ort, wo diese Seele gebührend gebrannt, gekocht oder geröstet werden konnte. Der Ort, wo Heulen und Zähneknirschen sein soll, ist der indische Aufenthaltsort, an dem sich eine Seele befindet, ehe sie wieder in einem neuen Körper geboren werden kann. Daß sie im Christentume für ewig verloren ist, ist allerdings nicht indische Anschauung. Die Ausstattung der Hölle ist immerhin nicht in den Evangelien erwähnt; nur an vier Stellen ist vom höllischen Feuer die Rede,

und zwar dreimal bei Matthäus (5, 22, 29; 10, 28; 18, 8), in welchen Stellen jemand, der zu seinem Bruder „du Narr“ sagt, ins höllische Feuer geworfen werden soll, oder wo es für besser erklärt wird, sich den Arm abzuhauen, der einen ärgert, als in das ewige Feuer geworfen zu werden. Nur bei Lukas (16, 23), in der Geschichte vom reichen Manne und dem armen Lazarus, wird an wirkliches Feuer gedacht, und der reiche Mann bittet Abraham, er möge Lazarus zu ihm senden, um ihm einen Tropfen Wasser zur Kühlung der Zunge zu bringen. Die ganze Ausstattung der Hölle, wie sie in Bauernkirchen Sonntags von der Kanzel herab geschildert wird, ist spätere Zutat, Tradition, aber unchristlich, völlig heidnisch und der indischen Phantasie nachgebildet. Wir sehen beim Buddha die Scharen der Hölle von Mara geführt (vergl. Buddhas Leben Recl. Bibl. Nr. 3418 Seite 141 ff.); eine Grossmutter hat dieser allerdings nicht, wohl aber drei verführerisch schöne Töchter, denen Buddha den Streich spielt, sie in alte Weiber zu verwandeln, worauf sie ihn um Gnade bitten.

Der Schluß des Gleichnisses vom Menschensohn, der guten Samen säet, verbindet das Verbrennen des Unkrauts mit der Strafe für die, die Unrecht tun; auch sie werden in einen Feuerofen geworfen werden, da wird sein Heulen und Zähneklappern — das Bild liegt aber sehr nahe.

So wie die indische Quelle in der Schilderung der Hölle stärker fließt, so ist auch die Darstellung der Freuden des Himmels eine reichere. Allerdings enthält die Offenbarung Johannis viele glanzvolle Stellen, in denen R. Seydel*) Anklänge an den Maha-Sudassana Sutta findet.

Daß Schilderungen der Himmelsfreuden und Höllenstrafen bei verschiedenen Völkern wohl verschieden sind, im letzten Grunde aber auf dasselbe hinauslaufen, wird Niemand bezweifeln, wir wollen uns daher mit diesen Aehnlichkeiten nicht weiter befassen.

*) Das Evangelium von Jesu, Seite 266 ff.



Aehnlichkeiten zwischen den Evangelienerzählungen und den indischen Vorbildern.

Wir haben im Folgenden die andern Aehnlichkeiten zwischen den Evangelienerzählungen und den indischen Vorbildern zu betrachten.

Hier ist zunächst die Art des Lebens die gleiche.

Ohne eine eigentliche Heimat zu besitzen, lehrten Krischna, der Buddha und Jesus, von einem Orte zum andern wandelnd. Alle drei waren ehelos (Krischna und Buddha vom Antritte des Lehramtes an), und trotzdem ihnen alle Reichtümer der Welt zur Verfügung standen, waren sie arm und auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen. Auch der chinesische Confucius (Kong-Fu-Tseu) lehrte umherwandernd. Mit Vorliebe predigten sie auf Bergen und Anhöhen, von denen aus sie das Volk übersehen und von allen gesehen werden konnten; und dabei wird vom Buddha erzählt, daß ein jeder geglaubt habe, sein Blick ruhe auf ihm; auch verstand ihn ein jeder trotz der großen Verschiedenheit der Dialekte, und man sagte, er lehre in allen Sprachen zugleich. So galt auch ihre Lehre gleichmäßig allen Menschen, und sie nehmen sich besonders der Armen und der Sünder an, was beim Buddha um so höher anzuschlagen ist, als in Indien mit seinen vier Kasten die Armen nicht nur zurückgesetzt, sondern geradezu verachtet waren. Wer einen Paria berührt hatte, mußte sich durch Fasten reinigen. Gerade dieser Armen nahm sich jedoch der Buddha an — er sagte: „Ich sehe keinen Unterschied zwischen den vier Kasten, mein Gesetz der Gnade ist für Alle.“ Und an einer anderen Stelle: „Da die Lehre, die ich vortrage, durchaus rein ist, so macht sie keinen Unterschied zwischen vornehm und gering, reich und arm. Sie ist dem Wasser gleich, das alle ohne Unterschied reinigt; sie ist dem Feuer vergleichbar, das Berge, Felsen und alle großen und kleinen Dinge zwischen Himmel und Erde ohne Unterschied verzehrt. Sie ist dem Himmel ähnlich, indem in ihr ohne Ausnahme Raum ist, für jeden, wer er auch sei.“*)

*) Aus: Der Weise und der Thor (Sutra Dsanglun), deutsch von J. I. Schmidt, Petersburg 1843.

Auch Krischna spricht diesen Gedanken ausdrücklich aus; er sagt im Bhagavad-Gita: „Ich bin der Gleiche gegen alle, niemand ist mir verhaßt und niemand lieb; die mir aber in Liebe anhängen, sind in mir, und in ihnen bin auch ich." Aehnlich kommt diese Stelle öfter vor. Die Schlußworte erinnern an das Wort Jesu vom Weinstock: „Bleibt in mir und ich in euch." (Joh. 15, 4.)

Bekannt ist das Gespräch Jesu mit der Samariterin am Brunnen, von dem das Johannes-Evangelium berichtet. Jesus kam müde an den Jakobsbrunnen im Lande der Samariter und setzte sich nieder. Da kam eine Samariterin, um Wasser zu schöpfen, und Jesus bat sie, ihm zu trinken zu geben. Da sagt die Samariterin zu ihm: „Wie bittest du von mir zu trinken, da du ein Jude bist und ich ein samaritisches Weib?" (Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern, [die als unrein galten.]) Und nun spricht Jesus vom Wasser des Lebens.

In der Divya-Avadâna wird von einem ähnlichen Vorfalle berichtet. Hier ist es der Lieblingsjünger Buddhas Ananda, der an einem Brunnen ein junges Mädchen trifft und sie um einen Trunk Wasser bittet. Das Mädchen sagt ihm, daß sie aus der Kaste der Tschandalas sei (das sind die Kinder einer Brahmanin von einem Sudra, die als solche verachtet waren), und sie also einem Heiligen (Brahmanen) nicht nahen dürfe. Er antwortet ihr aber, daß er nicht nach ihrer Kaste noch nach ihrer Familie frage, sondern sie um einen Trunk Wasser bitte. Darüber kommt der Buddha hinzu und bekehrt das Mädchen.

Ein Beispiel für die Unterschiedslosigkeit, mit der Jesus seine Lehren austeilt, haben wir auch in der Erzählung von der Sünderin, die ihm die Füße mit Tränen netzt und mit ihren Haaren trocknet, worüber nicht nur die Pharisäer, sondern auch seine Jünger unwillig wurden. Jesus sagt da (nach Lukas) die schönen Worte: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt."

Ein ähnliches Vorkommen haben wir am Ende der irdischen Laufbahn Buddhas. Die Buhlerin Ambapali (bei Açvagosha, Reclam Bibl. Nr. 3418, S. 218 f. heißt sie Amra) hört, daß Buddha sich in der Nähe aufhalte. Sie geht zu ihm, setzt sich zu seinen Füßen nieder und horcht seinen Reden aufmerksam zu. Er lobt sie, denn „daß ein Weib, an Willen so schwach, an Weisheit arm und tief in Liebe versunken, fähig ist, sich zu erfreuen an Frömmigkeit,

das, wahrlich, ist sehr selten. Ein Mann, der nachdenkt, findet bald am Gutsein Freude . . . Eiteln Träumen der Phantasie jagt er nicht nach, Vertrauen auf äußere Hülfe bringt ihm Kummer, nur auf sich selbst vertrauen Kraft und Freude. Den Weibern aber kommt von andern Mühsal, und eines andern Kind ist's, das sie pflegen." So redet er milde mit der Sünderin, und diese wird dadurch befähigt, sich von der Begierde und Unreinheit des Denkens zu befreien. Sie bietet ihm ihren Besitz als Geschenk an und ladet den Meister in ihr Haus zum Mahle. Die Reichen und Mächtigen der Stadt kommen nunmehr auch, um den „Herrn der Welt" zu begrüßen, und laden ihn ebenfalls ein. Er aber schlägt ihre Einladung aus und geht ins Haus der Buhlerin. Diese setzt sich demütig zu Füßen des Meisters nieder und schenkt ihr Haus dem Orden des Buddha, und er nimmt es unter Heilsprüchen gern an.

Wie gesagt, bei unseren drei Lehrern der Menschheit findet sich der gemeinsame Zug, daß sie sich besonders an die Zurückgesetzten wenden, deren sich sonst niemand annimmt. Und ebensowenig wie der Buddha kennt Jesus ein Vorurteil gegen Arme, Kranke, Sünder und Verachtete, ihrer beider Lehre ist für alle, sowohl für die, die auf der Höhe der Menschheit wandeln, als auch für die Verachteten und Ausgestoßenen. Gerade daß sie sich der Armen annahmen, hat aber bewirkt, daß sich die Lehren von der breiten Grundlage des Volkes heraufgearbeitet haben — und wir haben hier wieder die eigentümliche Uebereinstimmung, daß die buddhistische Religion ebenso wie die christliche beide etwa 300 Jahre nach dem Tode ihrer Religionsstifter zur Staatsreligion erhoben wurden, die buddhistische unter Asoka und die christliche unter Konstantin.

In dem bereits angeführten Aufsatze: Un roi de l'Inde au III[e] siècle avant notre ère weist E. Senart auf die Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit dieser beiden geschichtlichen Persönlichkeiten Asoka und Konstantin hin und fragt, ob wohl die Inder die Rolle gekannt hätten, die Konstantin im Christentum gespielt hat. Er meint damit in erster Linie das Zusammentreffen der Einzelheiten im Familienleben Konstantins in dessen letzten Lebensjahren mit dem, was sich in der Familie Asokas abgespielt hat. Von Konstantin wird berichtet, daß er seine zweite Gattin Fausta, seinen edeln und tapferen Sohn erster Ehe Krispus, seinen Schwager Bassianus und seinen Neffen in grausamer Weise habe hinrichten

lassen, „wodurch er die Rachsucht und Treulosigkeit seines ganzen Wesens kundtat". Er tat dadurch aber auch wohl kund, daß er das Christentum nur äußerlich angenommen hatte, oder daß das Christentum seiner Zeit noch wenig von der milden Lehre Christi in sich hatte. Das, was Asoka widerfuhr, war nur äußerlich diesem ähnlich. Senart erzählt es folgendermaßen:

„Asoka hatte von der Königin Padmavati einen Sohn, dessen schöne Augen ihm den Namen Kunala, nach dem Vogel gleichen Namens, eingetragen hatten. Eines Tages trifft die erste der Gattinnen Asokas, Tishyarakshita, den Prinzen allein und entbrennt in heftiger Liebe zu ihm. Mit Entrüstung zurückgewiesen, sinnt sie nur noch auf Rache. Die Stadt Taksçhaçita, die sich empört hatte, war inzwischen durch Kunala beruhigt worden, sein Anblick hatte genügt, die Aufständischen zur Ordnung zurückzuführen, und er blieb dort als Statthalter. Da wurde Asoka von einer schweren Krankheit heimgesucht und nur seine erste Frau Tishyarakshita wußte ihn zu heilen, und der König gestattete ihr aus Dankbarkeit einen Wunsch. Sie erbat sich für sieben Tage die königliche Gewalt. Das erste, was sie tat, war, einen Brief im Namen des Königs nach Takschaçita zu entsenden, der den Befehl enthielt, Kunala die Augen auszustechen. Die Bewohner der Stadt zögerten, diesem Befehle Folge zu leisten, da sie den Prinzen wegen seiner Tugenden liebten. Er befahl ihnen aber selber, das schreckliche Gebot zu erfüllen. Und als er später erfuhr, daß sein Unglück das Werk der Tishyarakshita sei, fand er nur Worte der Dankbarkeit für diese, die ihm Gelegenheit geboten habe, sich durch Geduld in der Tugend zu üben. Kunala verließ daraufhin die Stadt Takschaçita, begleitet von seiner treuen Frau Kantschanamala. Er konnte nichts anderes mehr tun als singen und die Vina spielen. Er durchzog das Land und erbettelte seinen Unterhalt durch Singen und kam so auch zu dem Palaste seines Vaters. Dort spielte er bei Tagesanbruch auf der Vina. Der König Asoka wurde dadurch bewegt und ließ den Spieler holen. Die Wachen hatten in dem blinden Sänger den Prinzen nicht erkannt; Asoka aber erkannte ihn sofort und fiel bei seinem elenden Anblicke in Ohnmacht. Wieder zu sich gekommen, überhäufte er seinen Sohn mit Liebkosungen und Tränen, sodaß ihn der Prinz trösten mußte und ihn daran erinnerte, daß sein Un-

glück die Strafe eines begangenen Fehlers sein müsse. Da entdeckte der König die Urheberin des Verbrechens. Vergeblich verwendete sich der Prinz für die Schuldige, sie wurde verurteilt den Feuertod zu sterben. Seine Tugend wurde aber dadurch belohnt, daß er seine Augen wiederbekam.“

Sollten wirklich die Inder die Geschichte Konstantins gekannt haben, so haben sie sie allerdings in recht „christlicher“ Weise benutzt, um daraus eine Moral nach ihrer Weise zu ziehen. Liegt aber das umgekehrte Verhältnis vor, und das ist doch wohl kaum anders anzunehmen, dann zeigt die Geschichte Konstantins, daß die christliche Geschichtsschreibung jener Zeit von Milde noch wenig wußte.

Die Rolle Konstantins im Abendlande war dieselbe wie die Asokas in Indien; der eine und der andere legten den Grund zu ihrer Macht durch Anerkennung einer bis dahin verfolgten oder doch bekämpften Religion. Zwischen ihren Handlungen, ihren Beweggründen, ihrer Sprache ließe sich eine weitgehende Parallele ziehen.

Konstantin verlegte, wie Asoka, den Sitz der neuen Religion weitab von der ursprünglichen Stätte, wo sie entstanden war. Er verließ Rom, weil er fürchtete, daß die alten Erinnerungen an das Heidentum, mit seinen festgewurzelten Gewohnheiten, Sitten und Vorurteilen die Umgestaltung der Religion erschweren würden. Er errichtete den Byzantinismus, indem er sich mit einem zahlreichen, durch Titel, Ehren, Rangverhältnisse und Hoftracht ausgezeichneten Hofstaate von Kammerherren, Ministern, Leibgarden und Hofbedienten umgab und eine drückende Grund-, Gewerbe- und Kopfsteuer einführte.*) Dann beglückte er die Welt mit einer wohlgeordneten Hierarchie und dem Mönchswesen. Je mehr das Christentum den heidnischen Kultus verdrängte, desto mehr Bestandteile nahm es von ihm an. Ein nach Aemterordnung und Rangstufen vielgegliederter und mit hohen Vorrechten und eigener Gerichtsbarkeit begabter geistlicher Stand (Hierarchie) leitete das Religionswesen, die Schule, Erziehung und Armenpflege. Dieses Priester- und Levitentum forderte eine gottesdienstliche Ordnung, die sich

*) G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte I. Sieg des Christentums über das Heidentum.

an einen sichtbaren Tempel und Altar knüpfte und im Darbringen sichtbarer Opfer sich gefiel. Daher erhoben sich in den größeren Städten prachtvolle Kathedralkirchen oder Dome mit kunstvoller Verzierung. Der einfache Gottesdienst der ersten Jahrhunderte wurde erweitert und kunstreich ausgeschmückt durch feierliche Gebetsformeln (Litaneien), durch prunkende Priestergewänder, durch Einführung symbolischer Zeremonien und wundertätiger Reliquien und Gnadenbilder, zu denen Wallfahrten mit Bittgängen (Prozessionen) stattfanden, durch Herbeiziehung der Künste, besonders der Tonkunst und des religiösen Volksgesanges mit seiner anregenden Kraft und Weihe, sowie der Malerei, zur Erweckung der Andacht, und durch Verehrung der „Gottesmutter" Maria und der Märtyrer oder Heiligen, als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der in der Natur des Morgenländers tief begründete Hang, sich dem Leben und der Welt der Zerstreuung zu entziehen und in der Wüste und Einsamkeit sich der Sammlung und Kontemplation hinzugeben, erfaßte die christliche Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Vermeidung der Ehe und aller Liebesgenüsse, die Ertötung des Fleisches und der Sinnlichkeit, strenge Enthaltsamkeit (Askese) und Selbstreinigung (Kasteiung) galten immer mehr für verdienstliche Werke, durch die der Himmel gewonnen werde; das Einsiedlerleben (Anachoreten- und Eremitenwesen) erhielt das Ansehen eines heiligen Berufes und wurde von so vielen gewählt, daß schon am Ende des dritten Jahrhunderts der glaubensstarke Aegypter Antonius, nachdem er seine reichen Güter von sich geworfen und, in ein härenes Gewand gehüllt, die Wüste zu seinem Aufenthalte erkoren hatte, die bis dahin zerstreut lebenden Einsiedler (Monachi, Mönche, sanskr. Muni) zu einem gemeinschaftlichen Leben unter seiner Aufsicht sammelte und sein Schüler Pachomius sie in eingehegten Plätzen oder abgeschlossenen Gebäuden (monasteria, coenobia, claustra, daher Klöster) nach einer geregelten Ordnung zu leben gewöhnte. Armut, Keuschheit und Gehorsam waren die Gelübde, zu deren strenger Erfüllung jeder bei der Aufnahme sich verpflichten mußte. Bald traten auch Frauen (Nonnen) zu einem solchen gemeinsamen Leben mit denselben Gesetzen zusammen. Dies war der Anfang des für das Mittelalter so wichtigen Mönchswesens. Von da an traten die altrepublikanischen Tugenden, Vaterlandsliebe, Erfüllung

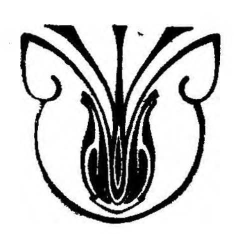
der Bürgerpflicht und tatkräftiges Handeln, zurück gegen die morgenländischen Ansichten, wonach ein beschauliches, nur der Betrachtung der göttlichen Dinge gewidmetes Leben, ein von praktischer Tätigkeit und von den Leiden und Freuden der Welt abgewendetes Dasein für das verdienstlichste galt.

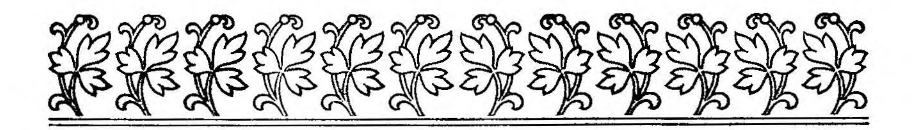
Die letzten Jahre seines Lebens widmete Konstantin religiösen und kirchlichen Angelegenheiten, wenngleich er sich erst auf dem Totenbette durch die Taufe, die ihn von aller Sünde rein machen sollte, in die christliche Gemeinde aufnehmen ließ. Er verordnete die Sonntagsfeier, gründete viele Kirchen und beschenkte sie mit Grundbesitz aus dem Gemeindevermögen, begabte den Klerus mit Steuerfreiheit und anderen Vorrechten und gestattete Vermächtnisse an die Kirche.

Er wurde daher auch mit dem Beinamen der Große geehrt. Dante aber setzt ihm im Inferno (XIX, 115) folgendes Denkmal:

> Welch' Unheil hat gezeugt, o Konstantin,
> Dein Uebertritt nicht, nein, die Schenkungsgabe,
> Die du dem ersten reichen Papst verlieh'n!

Es ist nicht so schwer zu sehen, wie das ganze äußerliche Zeremonienwesen des indischen Kultus nach Byzanz übertragen und von dem von Konstantin geschaffenen Klerus bis ins einzelne kopiert worden ist.





Aehnlichkeiten der Lehren.

Dreihundert Jahre hat es bei der buddhistischen und bei der christlichen Religion gedauert, bis sie aus den Anfängen im Volke zur Krone gelangte. Es ist dies aber natürlich und logisch, denn beide predigten Armut und Entsagung, die den Reichen und Mächtigen nicht zusagen kann, die ursprüngliche Auffassung der Lehre mußte sich erst „vergeistigt" haben, sodaß die Forderungen: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, sondern im Himmel" oder „Verkaufet, was ihr habt und gebt's den Armen, machet euch einen Schatz da, wo kein Dieb hinkommt; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz" nicht mehr auf wirkliche irdische Güter bezogen zu werden brauchten — und dazu werden wohl in Indien so gut wie bei den Römern dreihundert Jahre nötig gewesen sein.

Der Buddha sagt: „Es ist die schwerste Tugend, den Reichtum wegzugeben, und doch darf der Weise sein Herz nicht an die Güter der Welt hängen, auch nicht an Weib und Kind, darin folge er dem Buddha nach!" Wir finden die entsprechenden Worte bei Jesus. „Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen. Es ist leichter, daß ein Kabel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme." (Die Verwechselung des Kamels mit dem Strick aus Kamelshaaren sollte eigentlich aus Luthers Uebersetzung längst getilgt sein. Camelus in der Stelle: Facilius est camelum per foramen acus transire, kann doch nur den Strick aus Kamelshaar bedeuten; die französische Uebersetzung von Genoude sagt cable.*) In bezug auf Weib und Kind, die Buddha verlassen hatte, um in der Einsamkeit das Heil zu erdenken, finden wir Jesus bedeutend gebieterischer sagen: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes

---

*) Buddha sagt: „Es ist schwer, den rechten Weg zu lernen, wenn man reich ist." — „Es ist schwer, Reichtum und Macht zu haben, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen."

Leben, der kann nicht mein Jünger werden" (Luk. 14, 26), was allerdings im Evangelium nach Matthäus gemilderter klingt: „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert" (Matth. 10, 37).

Wir finden bei Buddha häufig Sprüche solcher Art, zu denen die Parallelstellen in den Evangelien stehen, z. B.: „Wer nichts begehrt, weder hier noch im Himmel, der wird der Seligkeit teilhaftig" oder „Die Geizigen gelangen nicht in die Götterwelt, aber der Weise, den Freigebigkeit erfreut, der wird glücklich werden".

Armut, Selbsterniedrigung, Sanftmut, Selbstbesiegung sind die Tugenden, denen wir beim Buddha sowohl als auch bei Jesus überall begegnen.

Ein Gleichnis, ähnlich dem vom Scherflein der Witwe liegt der Erzählung zu Grunde, die der Chinese Fa-Hien, der um 400 nach unserer Zeitrechnung in Indien reiste, erzählt.*) Reiche Leute versuchen den Almosentopf Buddhas zu füllen, es gelingt ihnen aber nicht, er bleibt leer, auch als sie den Inhalt von 10,000 Scheffeln in ihn ausschütten; da legt ein Armer eine Hand voll Blumen hinein, und das Gefäß ist voll.

Nach einer anderen Legende brennt nur das Licht, das eine arme Frau dem Buddha geopfert hatte, während die der Reichen erlöschen.

In dem „Ozean der Flüsse der Sagen" von Somaveda wird von Max Müller eine Stelle angeführt, in der ein buddhistischer Prediger die irdischen Besitztümer als das Gras bezeichnet, das morgen weggeworfen wird; es ist dabei auf Lukas 12, 28 hingewiesen, auch Matth. 6, 30 spricht davon, wie es überhaupt charakteristisch ist, daß sich in diesen beiden Evangelien die meisten Anklänge an die indische Vorlage finden.

Aehnliche Worte bietet die indische Literatur oft.

Asoka sagt in einer seiner Inschriften: „Es ist schwer in den geistlichen Stand zu treten, wenn man in einem hohen und vornehmen Geschlechte geboren wird, leicht aber, wenn man von niederem und geringem Geschlechte stammt."

---

*) R. Seydel. Das Evangelium von Jesu, S. 206.

In dem Dhammapada (Lehrsprüche) finden wir:*)

Suche den Zorn durch Liebe zu brechen, Bösem
Mit Gutem zu widerstehn,
Gierige zu besiegen durch reiche Gaben und
Lügner durch wahres Wort.

Ferner: Mag in der Schlacht auch tausend mal tausend
Männer ein Mann besiegen, mit ihm
Ist im Vergleich der Mann doch ein größ'rer
Sieger, der nur sich selbst hat besiegt.

Nicht nur der Buddha predigt solche Lehren, auch Krischna gibt sie seinem Lieblingsjünger Ardjuna: „Wem Schmerz und Freude dasselbe sind, wer gesetzten Wesens ist, wem ein Erdkloß, ein Stein und Gold dasselbe sind, wen Angenehmes und Unangenehmes gleich gelten, wer einsichtsvoll ist, wem es gleich ist, ob man ihn lobt oder tadelt, wer der Gleiche ist gegen Freund und Feind, von dem wird gesagt, daß er die Welt überwunden hat."

„Und wer mir mit unwandelbarer, liebevoller Ergebung dient, der überwindet die Gunas (d. h. die materielle Welt) und wird des Eingehens in das Brahman teilhaftig. Denn ich bin die Grundlage des Brahman und der unvergänglichen Unsterblichkeit, des ewigen Rechts und des vollkommnen Glückes.

Die, die frei sind von Stolz und Betörung, die den schädlichen Hang zu den Dingen dieser Welt überwunden haben, die beständig sind ihr Gemüt auszuforschen, deren Begierden erloschen sind, die von den Gegensätzen, die Freude und Schmerz heißen, befreit sind, sie gehen unbeirrt zu jener unvergänglichen Stätte.

Furchtlosigkeit, Reinheit des Innern, Beharrlichkeit in der Bemühung um die Erkenntnis, Freigebigkeit, Selbstbeherrschung, Redlichkeit, Niemand Leid tun, Wahrhaftigkeit, Sanftmut, Entsagung, Ruhe, keine Verräterei, Mitleid gegen alle Wesen, Begierdelosigkeit, Milde, Schamhaftigkeit, Stetigkeit, Energie, Nachsicht, Lauterkeit, Wohlwollen, Demut — diese Eigenschaften gehören dem, der zu göttlichem Dasein geboren ist. Das göttliche Dasein führt zur Erlösung . . . Gott wohnt im Herzen aller Wesen. Zu ihm nimm deine Zuflucht von ganzem Herzen; durch seine Gnade wirst du die höchste Ruhe, die ewige Stätte erreichen . . .

*) Rhys Davids, der Buddhismus. Reclam Bibl. 3941. S. 139.

Richte deinen Sinn auf mich, liebe mich, opfere mir, verehre mich! So wirst du zu mir eingehen; das verspreche ich dir feierlich. Gib alle heiligen Bräuche auf und nimm bei mir allein deine Zuflucht! Ich werde dich von allen Sünden erlösen!" (Aus den Bhagavad Gita).*)

Eine der christlichen ähnliche Moral findet sich also schon bei den beiden indischen Lehrern Krischna und Buddha.

Die Zahl der ähnlichen Züge im Leben des Buddha und Jesu ist überaus groß, wir wollen sie aber weiterhin nur kurz anführen, da sonst der Gegenstand ermüden könnte.

So beklagt sich der Buddha, daß die Leute nicht wissen, wer er sei, trotzdem er so lange schon gepredigt habe. Auch Jesus erhält auf die Frage: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?" zur Antwort: „Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer; etliche sagen: Elias; etliche: der Propheten einer."

Wie Jesus hat sich der Buddha über seine Jünger zu beklagen, die ihn nicht verstanden und erfaßten. Als es mit dem Buddha zum Sterben kam, flehte ihn sein Lieblingsjünger Ananda an, noch auf der Erde zu bleiben, und der Buddha fährt ihn gegen seine Gewohnheit hart an: „Dein ist die Schuld, o Ananda, von dir kommt das Aergernis." Als Petrus zu Jesus, der seinen Tod anzeigte, sagt: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht!" da braucht auch Jesus harte Worte und spricht zu Petrus: „Heb dich von mir, Satan! Du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist."

Wie in den Evangelien finden wir bei Buddha zwölf Jünger, die zusammen mit ihm wandern, und unter diesen Kassapa, den Säulenjünger, der später das Haupt wurde, wie Petrus der Fels ist, auf den Jesus die Gemeine bauen will, und ebenso findet sich unter der Schar des Buddha ein Abtrünniger, Devadatta, der Verräter, entsprechend dem Judas, und ein Zweifler, Subhadda, wie Thomas.

Drei Monate vor seinem Tode verkündigte der Buddha diesen seinen Jüngern in feierlicher Stunde sein Hinscheiden, ähnlich wie Jesus verschiedentlich vorhersagt, daß er den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden wird.

---

*) Nach der deutschen Uebersetzung von R. Garbe.

Beide richten an ihre Jünger vor dem Tode Abschieds- und Trostreden, und beide legen ihren Jüngern ans Herz, auszuziehen und die Lehre des Meisters zu verbreiten und zu verkündigen, wobei beide auch die Verfolgungen und Leiden voraussagen, denen die Jünger ausgesetzt sein werden. Der Buddha sagt: „Ziehet aus, ihr Jünger, und wandert hin zum Heile für viel Volks, zur Freude für viel Volks, aus Erbarmen für die Welt, zum Segen, zum Heile, zur Freude für Götter und Menschen. Geht nicht zu zweien denselben Weg. Predigt, ihr Jünger, die Lehre.“ . . „Den Anhängern und Auslegern des Gesetzes aber drohen Anfeindungen und Verfolgungen. Wenn ein solcher angefallen wird mit Steinwürfen, mit Stöcken, mit Spießen, mit Schimpfreden und Drohungen, so möge er dies alles erdulden, eingedenk meiner — ich werde die Angreifer durch Wunder verscheuchen; ich werde die Auslegung unterstützen, auf wunderbare Weise ihr Anhänger schaffen.“

Jesus sandte die Jünger aus, je zwei und zwei, zu predigen das Reich Gottes und die Kranken zu heilen, und sprach zu ihnen: „Ihr sollt nichts mit euch nehmen auf den Weg, weder Stab noch Tasche, noch Brot, noch Geld . . . Wenn sie euch aber führen werden in ihre Schulen und vor die Obrigkeit und vor die Gewaltigen, so sorget nicht, wie oder was ihr antworten oder was ihr sagen sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“

Und wie Jesus anbefiehlt, „das Heiligtum nicht den Hunden zu geben und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen“, so sagt der Buddha: „Liefre diese Lehre nicht aus an die Verhärteten noch an die Hochmütigen, die nicht Herren ihrer selbst sind; denn sie würden das Gesetz verachten, das man ihnen predigte.“ — So verbietet auch Krischna seinem Jünger Ardjuna, seine Lehre niemals jemand mitzuteilen, der keine Askese übt, der ihn nicht liebt, noch auch einem, der nicht hören will, oder der sich an ihm ärgert.

Unter den Vorschriften Jesu befindet sich ferner die: Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es auch“, was der Buddha ebenfalls von seinen Jüngern verlangt: „Tag und Nacht in Liebe tätig, sollt ihr nichts dafür verlangen.“

In seiner Abschiedsrede verheißt der Buddha einen neuen Buddha, der nach ihm kommen wird, wenn der Glaube von der

Erde verschwunden sein wird: dieser sein Nachfolger werde von neuem die Lehre verbreiten. Es ist dies der Bodhisattva Maitreya, der bei Buddhas Menschwerdung im Himmel verblieb und also später sein Nachfolger auf Erden werden soll. — In gleicher Weise verspricht Jesus seinen Jüngern als den Tröster den heiligen Geist. Allerdings ist die hier angedeutete Legende in den hauptsächlichen Schriften über den Buddha nicht enthalten, und in den Evangelien ist sie nur im Johannesevangelium erwähnt.

Der Buddha starb, achtzig Jahre alt, auf natürliche Weise unter einem Baume. Bei seinem Tode erbebte die Erde, es fiel ein Meteor, die Sonne verfinsterte sich, und der Donner des Himmels brach hervor.

Ueber den Tod Krischnas haben wir oben berichtet.

Es ist natürlich, daß der Tod Jesu ebenfalls von gleichartigen Wundererscheinungen begleitet war.

Es kann also nach allem kein Zweifel bestehen, daß den Verfassern der Evangelien die indischen Legenden vorgeschwebt haben, der Anklänge und gleichartigen Züge sind zu viele, als daß man ein zufälliges Zusammentreffen annehmen könnte. Die Möglichkeit, daß sie die indischen Krischna- und Buddhalegenden durch direkte Berührung mit Indern kennen konnten, ist nicht abzuweisen. Es gibt aber auch wirkliche Beweise dafür, daß ein buddhistischer und krischnaischer Einfluß in der Tat stattgehabt hat.

Bevor wir jedoch hierauf näher eingehen, wollen wir noch die Gebräuche der christlichen Kirche daraufhin betrachten, wie weit sie mit denen der buddhistischen in direkter Beziehung stehen.

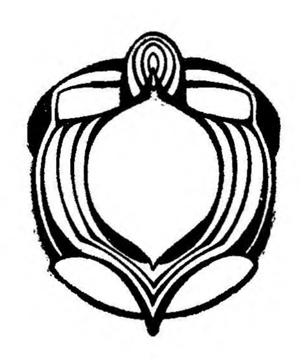
In der katholischen Kirche sind die Sakramente die Hauptstücke, auf denen die Religionsgemeinschaft begründet ist.

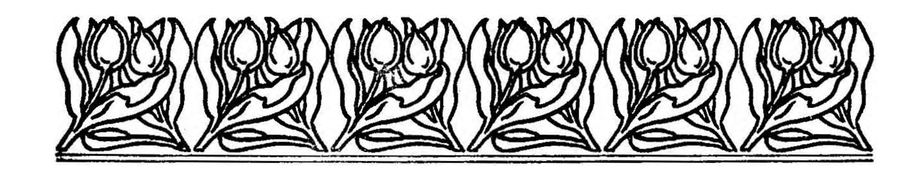
Wir haben da: die Taufe, die Firmung, die Buße, das Altarssakrament, die Priesterweihe, die Ehe, die letzte Oelung.

Daran schließen sich die beim Gottesdienst gebräuchlichen Zeremonien: die Messe; Opferung und Wandlung; verschiedene kirchliche Handlungen, wie die Reinigung der Mutter nach der Niederkunft; gemeinsame Andachten: Vesper, Maiandacht, Rosen-

kranz, Skapulier, Weihwasser, Weihrauch, Kleidung der Priester, dann die Mönchs- und Nonnenorden.

Bei allen diesen Dingen kann man den direkten Einfluß der buddhistischen Gebräuche, sogar die Entlehnung nachweisen, und so wollen wir denn die Einzelheiten näher betrachten.





Die Sakramente (Sanscaras).

Die Brahmanen hatten fünf Sakramente:

1. Die Taufe des Neugeborenen im Ganges oder im geweihten Wasser,
2. die Konfirmation dieser Reinigung des Neugeborenen, wenn er das sechzehnte Jahr erreicht hatte,
3. die Absolution von den Sünden durch die öffentliche Beichte und später durch die Ohrenbeichte, unter den Nachfolgern Krischnas,
4. die Priesterweihe oder Ordination, bei der der Priester Brahmas durch das heilige Oel gesalbt wurde,
5. die Ehe.

Es fehlte ihnen das Altarssakrament und die letzte Oelung.

Die Taufe. Das 2. Buch Manus, das von den Sakramenten handelt, schreibt vor, daß der Neugeborene, bevor noch die Nabelschnur abgeschnitten wird, mit geweihtem Wasser begossen werden muß, und daß man ihm mit einem goldenen Löffelchen Salz, Honig und geklärte Butter auf die Zunge streichen soll, wobei heilige Gebete gesprochen werden müssen.

Der Atharva-Veda enthält die Stelle: Wer nicht nach seiner Geburt durch das Wasser des Ganges oder durch Wasser entsühnt wird, über das die heiligen Anrufungen gesprochen worden sind, wird so vielen Wanderungen ausgesetzt sein, wie er Jahre in Unreinheit zugebracht hat; es ist hierunter die Wiederkehr nach dem Tode in einem anderen Körper zu verstehen.

In diesen beiden Stellen haben wir die Entstehungsgeschichte der christlichen Taufe, zunächst finden wir die Form und dann die Notwendigkeit zur ewigen Seligkeit ausgesprochen. Die Form hat sich nicht wesentlich geändert seit Manus Zeiten; und in der Strafandrohung ist an Stelle der Seelenwanderung die Ausschließung aus dem Himmel getreten.

Wenn wir an dieser Stelle auf die Bemerkung A. Kuenens hinweisen, daß die Annahme einer Ableitung irgend eines Brauches nur dann gestattet sei, wenn zur Erklärung der Vorstellungskreis, in dem der Verfasser (hier die Kirche) lebte, nichts Ausreichendes biete, dann glauben wir hier das nötige „Ausreichende“ nicht anders als in einer direkten Entlehnung und Nachahmung zu haben.

Aus der Stelle des Johannesevangeliums 3,5: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen“, die bei den drei übrigen Evangelien fehlt, kann die Zeremonie doch sicher nicht erklärt werden; und daß Matth. 28, 19 erst den auferstandenen Jesus die Taufformel: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ aussprechen läßt, weist dieser Stelle eine sehr viel spätere Entstehungszeit zu, als dem übrigen Teile des Evangeliums (etwa das 4. oder 5. Jahrhundert); die drei anderen Evangelien haben sie nicht, und die Apostelgeschichte kennt nur die Formel „Auf den Namen Jesus hin“.

Woher stammt nun also die Taufe, wie sie die Kirche ausübt? Weder das alte Testament noch die Römer kannten etwas Aehnliches und der Religionsstifter selbst hat sie nicht ausgeübt. Da möchte doch eine Entlehnung mehr als wahrscheinlich, wenigstens die natürlichste Erklärung sein.

Ist es wohl denkbar, daß Gott, der Alles liebende, ein Kind von sich stößt, das ohne eigene Schuld ungetauft stirbt? Man ziehe doch nur den sich von selbst ergebenden Schluß aus einer derartigen Anschauung von Gott, und man wird finden, daß eine solche ganz undenkbar ist. Und doch hält die Kirche sie aufrecht. Sie schreibt Aerzten und Hebammen vor, Kinder, die in Todesgefahr geboren werden, zu taufen, wobei es genügt, wenn das Wasser auf die Hand oder den Fuß kommt, und sie erlaubt zu diesem Zwecke überhaupt jedem, die Nottaufe zu vollziehen. Sie muß also doch wohl das Heil der armen kleinen Seele von der erfüllten Form abhängig glauben. Und auf welcher Grundlage beruht dies? Was zwingt die Kirche zu einem so harten Gesetz? Keine Stelle in den Evangelien verlangt es, keine Lehre Jesu. Erst die spätere Kirche legt eine so ungerechtfertigte, ungerechte Strafe auf eine Unterlassung, die den Neugeborenen trifft, der doch am allerwenigsten schuldig ist. Es paßt

dies so wenig in das Lehrgebäude Jesu, daß es ganz unmöglich ist, eine andere Erklärung dafür zu finden, als die aus Indien überkommene Tradition. Sicher geschieht es nicht, um irgend einer noch dazu angezweifelten Bibelstelle aus *einem* Evangelium zu genügen, von deren Inhalt den anderen drei Evangelisten nichts bekannt ist!

Die Firmung, Konfirmation. „Vor dem sechzehnten Jahre für einen Brahmanen, dem zweiundzwanzigsten für einen Tschatria, dem vierundzwanzigsten für einen Vaysia, muß die heilige Investitur erworben werden. Wenn diese Zeit verstrichen ist, dann sind die jungen Leute, die das Sakrament nicht empfangen haben, für unwürdig zu erklären und sollen exkommuniziert und der Mißachtung der Menschen anheimgegeben werden." (Manu II, 38, 39).

Und der Atharva-Veda sagt über dieses Sakrament: „Wer nicht vor seinem sechzehnten Jahre in einem Tempel seine Reinigung (die Taufe) durch Salbung mit heiligem Oel und dem Gebete Savitri hat bestätigen lassen, der soll aus der Mitte des Volkes verstoßen werden wie ein Verächter des Wortes Gottes."

Ueber die Entstehung dieses Sakramentes in der christlichen Kirche haben wir genaue Daten nicht gesucht, in den Evangelien wird es nicht erwähnt, bei den Juden war es unbekannt; es kann leicht in der Kirche der Brauch entstanden sein, den durch die Taufe willen- und wissenslos Aufgenommenen seine Zugehörigkeit zur Kirche selbst erklären zu lassen, es liegt aber gerade so nahe anzunehmen, daß der Gebrauch mit den anderen zusammen aus Indien herübergenommen worden ist. Eine große Bedeutung hat die Firmung heute ja nicht mehr, auch ist sie nicht unbedingt nötig zur ewigen Seligkeit; darin besteht eine Aehnlichkeit mit dem brahmanischen Gebrauche, der für die Unterlassung wohl eine Strafe ansetzt, aber keine neuen Seelenwanderungen androht.

Die Beichte. Dieses Sakrament war schon in den Zeiten der Brahmanen bekannt, und wir finden in dem Gesetzbuche Manus genaue Vorschriften darüber. So heißt es im elften Buche Sloka 227 bis 230: „Durch ein Geständnis, das vor allen Leuten gemacht

ist, durch Reue, durch Andachtsübung, durch Beten kann der Sünder von seinen Fehlern losgesprochen werden, ebenso durch Almosengeben, wenn er nicht imstande ist, anders Buße zu tun.

Je nach der Offenheit und Aufrichtigkeit des Geständnisses des Mannes, der ein Unrecht begangen hat, wird er von seinem Fehler befreit, wie die Schlange von ihrer Haut.

In demselben Maße wie sein Geständnis über die schlechte Handlung Reue bezeigt, wird sein Leib von dem Gewichte dieser schlechten Handlung befreit werden.

Wenn er nach Begehung einer Sünde tiefe Reue empfindet, so wird er gereinigt, aber die Absicht, sich in Zukunft davon fern zu halten, ist zur Reinigung notwendig."

Krischna sagt ähnlich: „Heiliget euer Leben durch Arbeit, liebet und unterstützt eure Brüder, reinigt eure Körper durch Abwaschungen und eure Seele durch das Geständnis eurer Fehler, dann könnt ihr ohne Furcht die Stunde der letzten Verwandlung erwarten."

Er spricht also hier auch seinerseits von einer Beichte.

Eine wie große Rolle die Beichte im Buddhismus einnimmt, dürfte ziemlich allgemein bekannt sein. Sie war öffentlich und fand alle Monate zweimal statt, alle Mönche, die zu einem Distrikt gehörten, mußten zugegen sein. Kranke wurden hinzugetragen, oder, wenn dies ohne Gefahr nicht geschehen konnte, begab sich die ganze Gemeinschaft in das Zimmer des Kranken, sodaß unter allen Umständen Keiner fehlte. Dann fragte der älteste Mönch, wer Sünden zu bekennen habe. Darauf folgte das Sündenbekenntnis jedes einzelnen. Wenn das beendet war, fragte der Aelteste noch dreimal, ob niemand mehr eine Sünde zu bekennen habe, unter Aufzählung der Sünden, welche man beichten muß. Das Bekenntnis genügte, eine Absolution fand nicht statt.

In den ersten Zeiten der christlichen Kirche war die öffentliche Beichte ebenfalls im Gebrauch, die Ohrenbeichte kam erst im 9. Jahrhundert auf und wurde erst im 13. obligatorisch.

Das neue Testament erwähnt ihrer nicht. Die bekannte Stelle im Matthäus-Evangelium (18, 18): „Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein", kann nur mit gewaltsamer Verdrehung auf eine Beichte bezogen werden, sie könnte sich

ebensogut auf Eheschließung und Scheidung beziehen, denn der Zusammenhang ergibt nichts Genaues. Keines der anderen Evangelien hat aber diesen Ausspruch Jesu, der doch bei seiner Wichtigkeit von allen vier Evangelisten berichtet werden müßte, wenn es sich um ein Sakrament, eine Institution handeln sollte, die den Priestern die Macht gäbe, Sünden zu vergeben. Die Worte bei Johannes (20, 23): „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten", die Jesus an seine Jünger richtet, als er ihnen nach seinem Tode erscheint, stehen ihrerseits wieder in diesem Evangelium vereinzelt da. Obwohl die drei ersten Evangelien berichten, daß alle elf Jünger Jesu,*) die, wie Matthäus sagt, vom Meister dahin beschieden worden waren, einmütig sich zusammengefunden hatten, so hat scheinbar doch keiner der zehn anderen diese Worte gehört. Matthäus sagt an dieser Stelle: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie" usw.

Bei Markus heißt es: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden."

Lukas berichtet: „Also ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern" usw.

Nur Johannes hat den oben angeführten Wortlaut, nach dem allerdings den Jüngern die Macht erteilt wurde, Sünden zu vergeben.

Nun sind aber die Kirchenväter durchaus gegen eine solche Auffassung von der Macht der Priester; nur Gott kann bei ihnen Sünden vergeben, nicht der Mensch, selbst wenn er ein Priester ist. Sie verlangen im Gegenteil einmütig, man solle Gott seine Sünden beichten und nur Gott. So sagt Chrysostomus (347—407) in seiner 30. Homilie de incomprehens. Dei natura: „Ich ermahne euch und bitte euch, meine lieben Brüder, bekennt eure Sünden oft dem unsterblichen Gotte; ich verlange nicht, daß ihr das öffentlich tut, und daß ihr den Menschen eure Fehler sagt" . . .

*) Der zwölfte hatte sich inzwischen erhängt.

Augustin (353—430) weist jedes Bekenntnis vor Menschen ab: „Was ist es nötig, daß Menschen meine Beichte hören, als wenn sie allen meinen Sünden Heilung bringen könnten."*) Er sagt dies auch ganz ausdrücklich in einer seiner Homilien: „Haltet es für gewiß, daß ein Mensch keine Sünden vergeben kann."**)

Basilius der Große (330—379) sagt in bezug auf die Sündenvergebung in Uebereinstimmung mit den anderen Kirchenvätern: „Wenn es daher keinem Menschen gegeben ist, Sünden zu vergeben, wie es sicher feststeht, so kann es nur Gott."***)

Irenäus (gest. 202), der anderthalbhundert Jahre vor den vorher angeführten Kirchenvätern lebte, lehrte schon dasselbe; er sagte: „Christus heilte die Menschen, indem er ihnen die Sünden vergab; so zeigte er, wer er war. Wenn also niemand die Sünden vergeben kann als Gott" usw.†)

Daraus erhellt, daß die Priester des Urchristentums die Beichte einführen wollten und dabei auf heftigen Widerstand seitens vieler Bischöfe stießen, die die Macht nicht anerkennen mochten, die sich diese Priester anmaßen wollten, weil sie durch nichts begründet werden konnte, als aus der Tradition, die aber wiederum eine orientalische war, keine christliche. Die Kirchenväter hielten sich natürlich an die Evangelien, und da fanden sie den Beleg nicht, den sie ehrlicherweise für eine solche Anmaßung fordern mußten.

Noch im sechsten Jahrhundert sagte ein Bischof Laurentius Novareus in einer Homilie, daß Gott den Menschen Vernunft gegeben habe, damit sie selbst Gut und Böse unterscheiden könnten, daß er ihnen durch die Taufe das Heilmittel angegeben habe, durch sich selbst Vergebung der Sünden zu erlangen, ohne zu einem Priester ihre Zuflucht zu nehmen."††)

---

*) Augustinus. Confess. lib. X. c. 3. Quid mihi est cum hominibus, ut audiant confessiones meas, quasi ipsi sanaturi sint omnes languores meos?

**) Aug. Homil. 23. c. 8. Tenete, quia homo non potest peccata dimittere.

***) Basilius, Cont. Eunom. lib. V. Si ergo nullius est peccata dimittere, sicut certe nullius est, nisi solius Dei.

†) Irenaeus, lib. II. c. 17. Christus peccata remittens hominem quidem curavit; semetipsum autem manifeste ostendit quis esset. Si autem nemo potest remittere peccata, nisi solus Deus etc. . . .

††) Laurentius Novareus, Homil. 1.

Auf dem Konzil zu Chalons, das 813 abgehalten wurde, wurde aber schon gesagt, daß eine Beichte vor Gott „und vor dem Priester“ große Früchte trage, allerdings unter der Bedingung, „daß man im Aufblick zu Gott beichte, der die Sünden vergebe. Denn eine Beichte vor Gott reinigt von der Sünde, die vor dem Priester zeigt an, wie man von Gott Vergebung erhalten könne.“*)

So sehen wir denn, daß die Doktrin der Kirchenväter und auch immerhin der ersten Konzile mit der der Evangelien übereinstimmt.

Erst auf dem Lateranischen Konzil von 1215 wurde die Ohrenbeichte zu einem Dogma erhoben, der Ruhm für diese Tat gebührt Innozenz III., demselben, der die Ketzergerichte einführte. Es waren somit 1300 Jahre verflossen, bis man die jetzige Beichtpraxis einführen konnte.

Es war dies überhaupt damals eine Zeit, da man den Leuten schon viel zumuten konnte, man durfte sogar den buddhistischen Rosenkranz einführen.

Woher stammt nun dieses „Sakrament der Buße“? Nicht aus den Evangelien, denn dann würden sich die Kirchenväter, die wir doch als gute Christen betrachten müssen, gewiß nicht dagegen gesträubt haben. Es ist eben eine der buddhistischen Zeremonien, die man mit ins Urchristentum aufgenommen hatte, die aber dem Gefühle der damaligen in Rom lebenden Menschen zu sehr widersprach, als daß diese sie zugleich mit den anderen Sakramenten, wie Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Priesterweihe, Ehe, ohne weiteres anerkannt hätten. Es bedurfte der ganzen, auf unbeschränkte Herrschaft der Priesterkaste bedachten Wühlarbeit langer Jahrhunderte, um sie den Christen aufzudrängen.

Die Beichte bestand nun zwar, wie wir gesehen haben, in der buddhistischen Gemeinde, aber nur für die Mönche, nicht für die Laien. Wollte man sie für die Christengemeinde einführen, dann konnte es sich um eine öffentliche Beichte nicht handeln; denn der Laie wird wohl Gott seine Sünden und Fehler beichten wollen, aber nicht einem Priester; dazu muß erst der Priester „an Gottes statt“ im Beichtstuhle sitzen. Es fand sich aber hierfür in der

*) Confessio ideo, quae Deo fit, purgat peccata; ea vero, quae sacerdoti fit, docet, qualiter ipsa purgentur peccata; Deus namque salutis et sanitatis autor et largitor. (Can. 33.)

Vorlage kein Anhaltspunkt; denn die buddhistischen Mönche kannten keinen Priester, der über ihnen stände, sie hatten ja überhaupt keinen göttlichen Stifter, der dem Priester die Macht hätte übertragen können, Sünden zu vergeben. Der Buddha war nicht Gott, wie Christus, sondern nur ein allweiser Ratgeber, ein edler und heiliger Mensch, er wurde nicht wie Christus als ein Erlöser betrachtet, der durch seine Verdienste die Menschheit von den Folgen ihrer Sünden erlöst hätte; sondern er hat nur den Weg dazu gezeigt; und jeder Mensch muß sich daraufhin selbst befreien, durch eigene gute Werke, durch wirkliches Bereuen seiner Sünden und die Ausführung des ernsten Vorsatzes, besser zu werden. Der Buddha selbst konnte also keinen Menschen bessern, noch weniger ihn ins Himmelreich befördern, das kann nur jeder selbst, durch Erkenntnis und sittenreines Leben.

Hier liegt ein einschneidender Unterschied zwischen christlicher und buddhistischer Auffassung vor. Die christliche Kirche betrachtet es als einen Vorzug ihrer Religion, daß deren Stifter durch seine Gnade, und in der katholischen Kirche noch dazu die Heiligen durch den Ueberschuß an guten Werken, den sie zum Besten der Gläubigen aufgehäuft haben, die Folgen der Sünden mildern und deren Strafe vermindern. Der Buddhist hat aber niemand, auf dessen Hülfe er bauen kann; wenn er begangene Sünden nicht durch ein um so besseres Leben selbst wieder gut macht, so büßt er dafür nach der Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit ist nach buddhistischer Auffassung die logische Folge der Handlungen eines Menschen, der dafür genau die Belohnung oder Bestrafung empfängt, die er verdient. Keine gute oder schlechte Tat, wie unbedeutend und wie heimlich begangen sie auch sei, entgeht der Vergeltung. Die Buddhisten sagen, es gebe kein Wunder in menschlichen Dingen: was ein Mensch säet das wird und muß er ernten.*)

Die Ehe. Als *Sakrament* ist die Ehe so alt wie die Geschichte der Menschen. Den Indern der vedischen Zeit war sie geboten durch den Totendienst, der vom Sohne dem Vater dargebracht werden mußte, wenn er im Jenseits Ruhe haben wollte. Wir

*) Olcott, Buddhistischer Katechismus, übersetzt von Dr. Erich Bischoff. S. 47.

finden im Gesetzbuche Manus ungezählte Vorschriften, die sich auf die Verheiratung beziehen, hunderte von Vorschriften, aus welcher Klasse sich der Mann die Frau holen soll, um nicht gegen die Kastengesetze zu verstoßen. Auch darauf soll der Mann sehen, daß das Weib gut gebaut sei, daß ihr Name angenehm zu hören, ihr Gang zierlich wie der eines „Schwans oder eines jungen Elefanten" sei, schönes Haar soll sie haben, kleine Zähne und Glieder von reizender Geschmeidigkeit (Manu III, 10).

Es wird unnötig sein, von der Ehe als einem *christlichen* Sakramente zu sprechen, es existiert bei allen Völkern der Erde. Mehr oder minder betrachtet sich der Mann als Herr. Da er die Gesetze macht, kommt er auch überall gut dabei fort. Wo die Frau keine Sklavin ist, kann sie von Glück sagen.

Daß die alten Inder ihre Frauen sehr hoch hielten und für sie viel Respekt verlangten, haben wir oben durch einige Stellen aus Manus Gesetzbuche gezeigt.

Nicht ganz so betrachten die Buddhisten die Frau. Ihnen stand sie nicht so hoch, wie ihren Vorfahren. Der Buddha hatte sogar eine starke Voreingenommenheit gegen sie; doch ließ er sie zu seinem Orden zu, wenn auch widerstrebend. Er hatte eine Abneigung gegen sie und behauptete, daß seine Religion tausend Jahre dauern werde (das tausendjährige Reich), nach Aufnahme der Nonnen aber nur fünfhundert.

Es liegt in der Entsagungstheorie des Buddha begründet, daß er die Frauen aus seinem Bereiche halten wollte; man kann ihm keinen rechten Vorwurf daraus machen, wie vielfach geschieht. Wer sich, wie er, nur der Meditation ergeben will, kann die Frau nicht dabei gebrauchen, sie wird ihm stets nur hinderlich sein. Von demselben Standpunkte aus müssen wir es auch betrachten, daß er die Geburt eines Sohnes nicht mit Freuden begrüßt, sondern auch diesen als ein Hindernis bezeichnet. Als ihm die Geburt des Knaben angezeigt wurde, sagte er: „Rahula ist mir geboren, eine Kette ist mir geschmiedet."*) (Rahula bedeutet nach Oldenberg etwa einen Dämon, der bei Sonnen- und Mondfinsternissen diese Gestirne frißt.) Er sah eben in ihm ein Hindernis, sich vom Irdischen frei zu machen.

*) Rhys Davids übersetzt es: „Das ist eine neue und starke Fessel, die ich zu brechen haben werde."

Wie Seydel im Evangelium von Jesu Seite 188 anführt, wird es als ein besonderer Heilsgewinn gepriesen, daß eine Frau, wenn sie sich um das Buddhatum Verdienste erworben hat, nicht wieder als Frau geboren werden wird, und daß es in der dereinstigen vollendeten Welt keine Frauen mehr geben werde.

Derartige Aussprüche sind ja von unserem Standpunkte aus recht hart, und wir berufen uns gern darauf, daß im Christentum die Frau ihre vollberechtigte Stellung erlangt hat. Es stimmt dies aber nicht ganz, wenn wir die Stellung der Frau betrachten, die sie in den oben erwähnten Zitaten aus Manus Gesetzbuch einnimmt. Höher steht die Frau auch heute noch nicht, als sie den alten Indern stehen sollte.

Immerhin hat auch der Buddha den Frauen in seinen Handlungen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als in seinen Worten. Wir sprachen oben schon davon, daß er das Tschandalamädchen nicht von sich stieß, daß er das Gastmahl der Buhlerin dem der reichen Leute vorzog — ebenso wie Jesus, und das Lobpreisen der Frau im katholischen Christentum hat doch auch seine recht bedenklichen Seiten. In der schon oben angeführten Broschüre des Prof. A. Bertholet, Buddhismus und Christentum*) wird daran erinnert, was das Christentum aus der Frau gemacht hat, es wird die Sünderin genannt, der viel vergeben wird, weil sie viel geliebt hat, es wird das Weib mit dem köstlichen Wasser hervorgehoben, und endlich die gerühmt, die Christus seinem Lieblingsjünger empfahl: „Siehe, das ist deine Mutter."

Dann heißt es: „Wenn mit Recht gesagt worden ist, es gäbe keinen höheren Preis der Frauen, als den, den sie unter dem Kreuze gefunden, so ist es schon genug, wenn es das Christentum ist, das ihnen diese Weihe verliehen hat." Es ist aber nur Weisheit von der Kanzel herab, wenn darin etwas Erhabenes gefunden werden soll, daß der sterbende Jesus seine Mutter einem seiner Jünger empfiehlt. Das ist nicht göttlich, sondern rein menschlich. Gerade so ist es schön, vom menschlichen Standpunkte aus! Erhaben schön aber ist der Gedanke, daß die Mutter den schrecklichen Gang mitgemacht hat, um dem sterbenden Sohne im letzten schweren Augenblicke beizustehen, damit er sich

*) A. Bertholet, Buddhismus und Christentum. S. 46.

weniger verlassen fühlen sollte. Welche Ueberwindung und welche Aufopferung liegt nicht darin. Aber in unser christliches Bewußtsein ist das nicht voll und ganz eingedrungen. Weil Jesus das menschlich schöne Wort gesprochen hat, soll sich die Frau besonders geehrt und gepriesen fühlen? Das ist vom Standpunkte des Mannes aus gesprochen, und darin liegt eine Bestätigung für die Ansicht, daß sich auch ein Christ als Mann noch viel mehr dünkt als eine Frau, daß das Christentum die Gleichberechtigung der Frau demnach nicht herbeigeführt hat; und das vom Verfasser der Broschüre gerade an dieser Stelle angeführte Wort: „Das Weib schweige in der Gemeinde“ muß erst recht gegen seine Behauptung eingewendet werden. Dahin gehört auch noch das Wort Jesu von den Frauen in der Auferstehung, wo er genau das am Buddha getadelte Wort wiederholt: „In der Auferstehung werden sie (die Menschen) weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel“; Matthäus (22, 30), Markus (12, 25) und Lukas (20, 35) führen die Stelle einmütig an. Eine besondere Hochachtung vor den Frauen liegt aber doch nicht gerade in dieser Prophezeiung von den Freuden des Himmels. So sagt denn auch sofort das Matthäus-Evangelium: „Da das Volk solches hörte, entsetzte es sich über seiner Lehre.“ Markus erlaubt sich keine Bemerkung. Lukas aber schreibt: „Da antworteten etliche der Schriftgelehrten und sprachen: Meister, du hast recht gesagt.“

Wir stehen heute noch auf dem gleichen Standpunkt. Die Schriftgelehrten sind damit einverstanden, das Volk aber entsetzt sich über seiner Lehre.

Johannes, der Vornehme unter den Evangelisten, hat von diesem Vorkommnisse nichts bemerkt; er hat aus einer anderen Quelle geschöpft, als die drei übrigen Evangelisten. Er hört immer Worte, die kein anderer gehört hat; was aber alle gehört haben, weiß er für gewöhnlich nicht. So ist es auch er allein, der die Mutter mit am Kreuze stehen läßt, und nur er hat das Wort Jesu gehört: „Siehe, deine Mutter!“ Die drei anderen Evangelien wissen nichts davon.

Die Priesterweihe. Durch die Tonsur, Umgürtung mit der heiligen Binde, Einführung in die heiligen Schriften und Salbung

mit heiligem Oele wird der Brahmane zum Diener Gottes geweiht. Ein großer Teil des II. Buches Manus handelt von dieser Weihe zum Priester; da es aber keinem Zweifel unterliegen kann, daß es damals Priester gegeben hat, und daß diese Priester unter besonderem Zeremoniell in ihren Stand eingeführt worden sind, ist es wohl überflüssig, den Leser mit Aufstellung dieser Bestimmungen zu ermüden. Jedes Land, jedes Volk, jede Religion hat ihre eigenen Gebräuche, im Grunde sind sie aber mit unwesentlichen Abweichungen alle gleich, das liegt in der Natur der Sache. Wir führten oben schon an, daß die buddhistischen Priester das Gelübde der Keuschheit ablegen, die brahmanischen aber verheiratet sein mußten. Somit entspricht der spätere Buddhismus der Ansicht der heutigen katholischen Kirche, der Brahmanismus der protestantischen; doch wurde das Zölibat erst im elften Jahrhundert als obligatorisch in der katholischen Kirche eingeführt, bis dahin waren die Geistlichen verheiratet, wenn sie es so wollten.

Die Tonsur der Geistlichen ist aber zweifellos orientalischen Ursprungs, sie war dort bei den Priestern und besonders bei den Mönchen allgemein im Gebrauche, wurde jedoch erst im siebten Jahrhundert von den christlichen Geistlichen und Mönchen eingeführt zur Unterscheidung von den Laien.

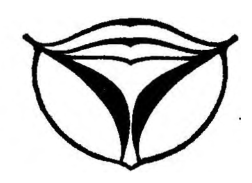
Kommunion. Der Brahmane weiht während des Opfers kleine Reiskuchen, Pindas, die er den Anwesenden zu essen gibt, um sie von ihren Sünden zu reinigen. Der Gebrauch des Weines für die Gemeinde scheint nicht bestanden zu haben, wohl aber hatte der Brahmane beim Opfer einen Kelch, in dem das Soma, der Trank, der den Göttern Kraft und Unsterblichkeit gab, enthalten war. So wie die griechischen Götter Nektar und Ambrosia hatten, durch die sie ihre Unsterblichkeit bewahrten, ebenso hatten die vedischen Götter Indiens Amrita und einen Trank Soma, der bei den Persern Haoma und bei den Germanen Odhrörir hieß.

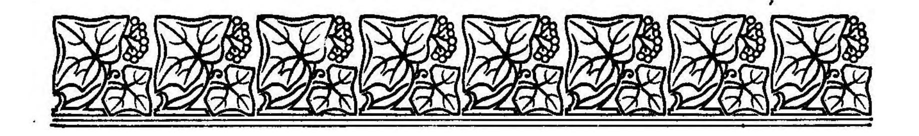
Die vier genannten Religionen haben von dieser Götterkraft und Unsterblichkeit gewährenden Speise ihre ausführlichen Legenden. Der Trank wird von bösen Gewalten bewacht, und die Götter müssen sich seiner mit List bemächtigen. Bei den Indern ist es Indra, der den Soma raubt, und zwar in Gestalt eines Falken;

Zeus kriecht als Schlange in den Felsen und raubt als Adler die Aegina, und Odin raubt ebenfalls als Schlange den Odhrörir und fliegt als Falke mit ihm davon. Die Perser lassen den Haomabaum, der zur Fernhaltung des Alters dient, und von dem die Fruchtbarkeit der Welt kommt, neben dem Baume Allsamen stehen, der den Samen aller Dinge enthält. Soma und Amrita, Nektar und Ambrosia, der Saft des Haomabaumes, der Odhrörir, unter dem wohl in der ursprünglichsten Vorstellung der befruchtende Regen zu verstehen ist, bilden den Lebenssaft: wer ihn trinkt, wird ewig leben.

Wenn wir von den Indern nicht wissen, ob sie den Kelch den beim Opfer Anwesenden reichten, so ist dies um so sicherer bei den Persern festgestellt, was deren Haomaopfer anbetrifft; seinetwegen „klagt Justinus Martyr den Teufel an, er habe dem Herrn Christus einen Streich gespielt und die Parsen eine Nachäffung des heiligen Abendmahls gelehrt".*) Von Soma-Haoma, dem Lebenssafte, bis zum Blut ist aber nicht gar zu weit.

*) Happel, Anlage des Menschen zur Religion. S. 6.





Zeremonien.

Neben den bisher besprochenen eigentlichen Kulthandlungen bestehen noch eine Menge Dinge im Gebrauche der Kirche, die in innigster Beziehung zum Gottesdienste stehen. Es sind dies die Zeremonien, die bei gewissen Anlässen eine grosse Rolle spielen. Sie gehören zum Teil direkt ins Gebiet des Fetischismus, wie die Reliquienverehrung und das Weihwasser, das beim Bannen böser Geister und beim Austreiben des Teufels wichtige Dienste leisten muß. Ihre Einführung in die Kirchengebräuche beweist aufs schärfste die Entlehnung aus heidnischen Vorbildern, denn sie widerstreben direkt der im Urchristentum herrschenden Idee.

Weihwasser. In den niedrigen abergläubischen Klassen der Bevölkerung Indiens steht das Weihwasser in hohem Ansehen, es gibt nichts, das so sehr hilft, um Verzeihung für seine Sünden zu erlangen, wie dieses Wasser, in das man einen heiligen Stein, Salagrama, getaucht hat. Es genügt auch bei schweren Sünden, mit diesem geweihten Wasser die Stirn, den Mund und den Magen anzufeuchten. Daher besteht in den Pagoden ein blühender Handel mit dem Weihwasser, da jeder etwas davon im Hause haben will, um gegen allerlei Uebel geschützt zu sein. Es hat aber auch die Macht, die Vorfahren aus dem Naraka (der Hölle) zu befreien, wenn ein Priester die Stelle besprengt, wo diese begraben liegen. Die hohen Brahmanen blicken verächtlich auf die Brüder vom niederen Kultus hinab, aber sie verhindern diese nicht, ihr Geschäft zu betreiben, da deren Macht über das Volk groß ist.

Mit ernstem Gesichte gehen sie prozessionsweise, um die Gräber zu besprengen, und verkünden dann, daß der Vorfahr schon mit dem halben Körper aus der Hölle ist, bei der nächsten Besprengung werde er ganz aus den Krallen des Teufels kommen, um in den Himmel einzugehen. Natürlich wird nun alles auf-

geboten, um das nötige Geld für diese letzte Besprengung zusammenzubringen, und wenn diese stattgefunden hat, kann der Priester verkünden, daß er den erlösten Verwandten zum Himmel hat aufsteigen sehen wie eine Taube oder eine Gabelweihe.

Eine besondere Kraft hat dieses Wasser, wenn es aus dem Ganges stammt, dann ist sein Preis sehr hoch. Es mag wohl im selben Verhältnisse stehen, wie wenn bei uns ein Kind mit echtem Jordanwasser getauft wird.

Der Salagrama, von dem oben die Rede war, ist ein kleiner Stein, eine Art versteinerte Muschel, eiförmig, gereifelt, genabelt, mit Zeichnungen in Form von Aesten. Je mehr ein Stein solche Verästelungen aufweist, um so wertvoller ist er.

Alle Brahmanen müssen ein solches Steinchen besitzen, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Es ist dem Vischnu geweiht. In die katholische Kirche wurde das Weihwasser im 9. Jahrhundert eingeführt.

Der Rosenkranz. Jeder Brahmane hat einen Rosenkranz am Gürtel hängen, an dem er die vorgeschriebene Anzahl seiner Gebete abzählt. Am Tage seiner Weihe gelobt er, täglich eine bestimmte Anzahl Gebete herzusagen, und das darf er unter keinen Umständen unterlassen; dazu hat er dann seinen Kugelkranz nötig, damit er sich kontrollieren kann. So beten einige die Anrufung an Vischnu hundertmal des morgens und hundertmal des abends.

Daß der Rosenkranz in Indien vor unserer Zeitrechnung bekannt und im Gebrauch war, zeigt eine Stelle aus dem Sutra der 42 Artikel, die schon im Jahre 67 v. u. Z. in einer chinesischen Uebersetzung vorlag.

Der Rosenkranz der katholischen Kirche, dessen Abbeten ja auch mit großem Eifer betrieben wird, bringt es auf 5 Vaterunser und 50 Aves. Man kann sich denken, welchen Einfluß ein solches Hersagen ein und desselben Gebetes auf den Geist ausüben muß. Er wurde im 13. Jahrhundert in der katholischen Kirche eingeführt, zu einer Zeit, als die Leiter der Kirche glaubten, nach brahmanischem Muster, die volle Herrschaft über die „Geister“ zu haben. Kaiser und Fürsten unterstanden ihrer Herrschaft, das Volk . . . ja gab es denn zu der Zeit ein Volk? Hätten die

Priester ihre Gewalt nicht so sehr mißbraucht, wir wären ja heute noch wohl alle unter ihrer sanften Leitung; aber Hexenprozesse und anderes dergleichen mehr brachten doch bald auch die Geduldigsten und Gläubigsten gegen die systematisch betriebene Knechtung auf. Es dauerte zwar noch über hundert Jahre, bis in Luther der Mann erstand, der diesem Verdummungsprozesse einen kräftigen Riegel vorschob. Doch bleibt auch das Luthertum noch weit hinter den Erwartungen zurück, die man mit Recht auf die aufklärende Tat des echtdeutschen Mannes hätte gründen können. Es ist vielfach Prediger-Religion geblieben.



Mönche und Nonnen.

Die Errichtung von Bettelorden ist buddhistisch. Der Buddha dehnte das Ordenswesen in der Weise aus, wie wir es heute noch in der katholischen Kirche haben. Vor ihm lebten wohl Männer zusammen in der Zurückgezogenheit, um sich ganz der Meditation über geistliche Dinge zu widmen, sie bildeten aber nicht eigentliche Mönchsorden. Es sollen, nach den Veden, alle Leute vom sechzigsten Jahre ab ihren Sinn ausschließlich auf den Himmel richten, nachdem sie ihre Pflichten als Menschen und Väter gegenüber der Gesellschaft und der Familie erfüllt hätten. Als junge, kräftige Männer aber schon dieses beschauliche Leben zu führen, war vor der Errichtung der Klöster durch den Buddha noch nicht gang und gäbe; erst seine Art, das Leben zu betrachten, veranlaßte ihre Entstehung. Wir werden in den Klöstern nach dem von uns oben Gesagten also geradezu eine Entlehnung aus dem Buddhismus sehen dürfen.

Das zur Zeit des Auftretens des Christentums in Betracht kommende Heidentum und das Judentum kannte das Einsiedlerleben nicht, eine solche Einrichtung lag also nicht im Anschauungskreise der damaligen Welt. Jesus hat, wie gesagt, keinerlei Anleitung dazu gegeben; ein so unnützes Faulenzerleben paßt auch nicht zu seiner energischen Gestalt. Und doch traten derartige Erscheinungen schon gleich im Beginne des Christentums auf. Sie befolgten dabei die Regeln, die durch die Gesetze Manus, also durch die Veden, den Einsiedlern vorgeschrieben waren. Das VI. Buch Manus handelt von den Pflichten der Anachoreten, und wir führen daraus einige Stellen zur Vergleichung an.

Sloka 3. Er soll verzichten auf die Speisen, die man im Dorfe ißt, und auf alles, was sein ist, seine Frau und seine Söhne.

4. Er soll das geheiligte Feuer mit sich nehmen und alle Gerätschaften, die zum Opfer nötig sind, und sich in den Wald zurückziehen, um seine Sinne zu meistern.

6. Er soll eine Haut oder Baumrinde als Kleidung tragen und morgens und abends baden; er soll sein Haar lang tragen und seinen Bart, die Haare seines Körpers und seine Nägel wachsen lassen.

7. Soviel in seiner Macht steht, soll er von dem, was zu seiner Nahrung dient, Almosen geben.

8. Er soll sich unaufhörlich mit dem Lesen der Veden beschäftigen, alles mit Geduld tragen, wohlwollend und immer in andächtiger Sammlung sein, immer geben, niemals empfangen.

13. Er soll nur Gemüse, Wurzeln und Früchte essen.

41. Er soll immer Schweigen bewahren, auch wenn er in den Dörfern seine Nahrung erbettelt, die sein vergänglicher Körper braucht.

50. Er soll nie suchen seine Nahrung durch Wundererklärung oder Prophezeiungen zu erhalten.

60. Indem er seine Sinne bemeistert, auf jedes Gefühl der Zuneigung oder des Hasses verzichtet, das Böse flieht und das Gute tut, bereitet er sich zur Unsterblichkeit vor.

Das waren die Regeln für die indischen Anachoreten, und sie scheinen den christlichen als Richtschnur gedient zu haben. Die Uebertreibungen brachten bei den Indern die Fakire hervor, bei den Christen Säulenheilige oder Gestalten wie Origenes.

Da aber, wie gesagt, derartige Gebräuche bei den ersten Christen nicht durch die Religionsvorschriften verursacht werden konnten, so bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daß diese sie von anderswoher übernommen haben und zwar von dorther, wo sie sie vorfanden, und das war bei den Buddhisten und Krischnaisten.

Daß man an maßgebender Stelle in Rom sich dessen wohl bewußt ist und sorgfältig vermeidet, davon laut zu sprechen, beweist der Fall, daß man ein Werk eines apostolischen Missionars auf den Index gesetzt hat, der in gutem Glauben ein Buch über die tibetanischen Buddhisten veröffentlichte.*) Der Verfasser, ein französischer Abbé Huc, berichtet mit großem Erstaunen über die Aehnlichkeiten, die zwischen dem buddhistischen und dem katholischen Kultus bestehen. Er sagt: „Man kann nicht umhin, von der Uebereinstimmung der buddhistischen Zeremonien mit den

*) Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846 par M. Huc, Missionnaire apostolique.

katholischen betroffen zu sein. Der Bischofsstab (Krummstab), die Mitra (Bischofsmütze), die Dalmatica (Meßgewand der Diakonen), der Chorrock, das Pluviale, das die großen Lamas auf Reisen tragen, oder wenn sie außerhalb des Tempels eine geistliche Handlung vornehmen (wie bei uns der Geistliche, der bei einer Prozession die Monstranz trägt), der Gottesdienst mit zwei Chören (bei uns die Abtrennung des Altars durch die Kommunionbank), das Psalmodieren, die Weihe des Wassers, das Weihrauchsfaß, an fünf Ketten hängend, das man nach Belieben öffnen und schließen kann, die Spendung des Segens durch die Lamas, durch Ausstrecken der Rechten über die Häupter der Gläubigen, der Rosenkranz, das Zölibat der Geistlichen, die Absonderung von der Welt zu Andachtsübungen, die Heiligenverehrung, das Fasten, Prozessionen, Litaneien, Weihwasser; alles das sind Sachen, die der Buddhismus mit uns gemein hat."

Zweifellos hat der gute Mann geglaubt, daß die Buddhisten alles das den Katholiken abgelauscht hätten, da ja katholische Missionare im 7. und 8. Jahrhundert in China tätig waren. Aber es war ihm wahrscheinlich unbekannt, daß viele dieser Gebräuche, wie wir heute mit Bestimmtheit wissen, in Indien schon vor dem Auftauchen des Christentums längst in Uebung waren, und außerdem auch noch die Beichte, die Elevation eines kleinen Reiskuchens auf einer Schale, die vom Lama mit beiden Händen emporgehoben wurde (Offertorium), und die Verteilung dieses geweihten Kuchens an die Teilnehmer des Gottesdienstes (die Kommunion). Der große Lama in Rom war auch kaum dieser Meinung, sonst hätte er nicht die Verbreitung dieses Buches unter den Gläubigen verboten, obwohl es in guter Absicht und in gutem Glauben abgefaßt war; aber der Verfasser war denen in Rom doch wohl ein wenig zu naiv.

Die Offenbarung Johannis enthält Anklänge, die sehr deutlich auf einen indischen Ursprung hinweisen; wir meinen z. B. die Stelle, wo es heißt: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende." Zunächst ist dabei zu bemerken, daß A und O Anfang und Ende des griechischen Alphabets sind, nicht des hebräischen; sodaß die Stelle also eigentlich lauten müßte: „Ich bin das Alef und das Taw", wenn sie wirklich in Palästina ausgesprochen worden wäre, und das muß doch wohl angenommen

werden. Nun liegt aber die Vermutung sehr nahe, daß in der Stelle etwas anderes gemeint ist, und das wäre das Aom ॐ der Inder. Es ist dies das geheimnisvolle einsilbige Wort in drei Buchstaben, das vor jedem Gebete ausgesprochen werden mußte. Es ist die älteste Form der Anrufung Gottes, das erste Wort, das der Priester am Altare ausspricht, wenn er Gott bittet, herabzusteigen, um das Opfer in Empfang zu nehmen. Für die Brahmanen (und auch für die Sekte der Djeïnas) bedeutet Aom die Darstellung der Dreieinigkeit in der Einheit. Es ist ein Wort, das außerhalb des Tempels nicht ausgesprochen werden darf und in Indien eine große heilige Bedeutung hat.

Manu spricht nur an einer Stelle davon und zwar, um zu sagen, daß man es geheim halten solle; er sagt am Schlusse des XI. Buches, Sloka 265: „Die heilige ursprüngliche Silbe, die aus drei Buchstaben zusammengesetzt ist, in der die vedische Dreiheit begriffen ist, muß geheim gehalten werden wie ein anderer dreifacher Veda; wer diese Silbe kennt, kennt den Veda.“ Die Dreifaltigkeit in der Einheit wurde mit Mysterien umgeben und ihr symbolischer Kultus nur Geweihten kundgetan. Wenn Krischna sagt, ich bin das Aom, so heißt das nach indischen Begriffen, ich bin Alles, was da ist. Diesen Ausspruch finden wir mehrfach in den Bhagavad-Gita, wo ihn eben Krischna gebraucht, der ja auch von sich sagt, ich bin der Anfang, ich bin die Mitte und das Ende alles Geschaffenen.

Es ist doch vielleicht mehr als „zufälliger Zusammenklang“,*) zumal sich in der Apokalypse noch andere Stellen befinden, die offenbar an Indisches anklingen. Der starke Engel, der vom Himmel herabkommt und in zwei Schritten die Erde und den Ozean überschreitet, erinnert an den Bama-Avatara, die fünfte Inkarnation Vischnus in dem Zwerge, der in zwei Schritten die Erde durchmaß. Dann die Stadt „das neue Jerusalem“, mit Beryll, Jaspis, Achat und anderen herrlichen Schätzen, ein Ort, von dem, wie im indischen Original, genau Längen- und Breitenmaße angegeben werden.

Doch es hat wohl keinen Zweck, darauf näher einzugehen, die Schilderungen passen zu der etwas phantastischen Auffassung

*) Vergl. Dilger, Krischna oder Christus, Seite 7.

dieses Buches, dessen Deutung ja das ganze Heer auslegender Geister noch immer in Atem hält, ohne daß es bisher geglückt wäre, „Sinn“ in diese Offenbarung zu bringen, die in direktem Widerspruche zu der einfachen, klaren Ausdrucksweise Jesu steht, der aber im Eingange des Buches ausdrücklich als Urheber angegeben wird. Wenn Hegel von der Religion der alten Inder zu sagen für gut fand, sie sei ein durch Opiumrausch bewirkter Wahnsinn, was hätte er wohl von der Apokalypse für Ausdrücke gebraucht, wenn er sie in so kurzer Weise hätte charakterisieren sollen, und zwar vom Standpunkte eines Nichtchristen aus?

Aber es fehlt uns hier das objektive Sehen. So finden wir in einer der vielen Broschüren, die in letzter Zeit über Buddhismus und Christentum erschienen sind, vom protestantischen Standpunkt aus die Bemerkung, daß der wohlbekannte Typus eines buddhistischen Heiligen, wie er dasitzt mit gekreuzten Beinen, den Körper gerade aufgerichtet, sinnenden Antlitzes mit stockendem Atem, einen pathologischen Zustand der Autohypnose darstelle, der auf das tiefere Niveau der Naturreligion zurückweise. Das stimmt aber nicht ganz; denn der Buddhist, der so dasitzt, folgt einer ganz genau vorgeschriebenen Weisung, worin das Anhalten des Atems als eine Uebung der Selbstüberwindung angegeben ist. Welcher Weisung folgten dann aber wohl die christlichen Säulenheiligen Symeon und Daniel, die einen Teil ihres Lebens auf einer Säule zubrachten, um dem Himmel näher zu sein? Die Protestanten haben gut spotten, sie glauben, an solchen Dingen keinen Anteil mehr zu haben; aber die Entstehungsgeschichte des Christentums ist doch im letzten Grunde auch die ihrer eigenen Religion; sie dürften eigentlich logischerweise so bestimmte Einzelheiten nicht mit gutem Gewissen auswählen, um sie abzuweisen, weil sie nach anderthalb Jahrtausenden von der ursprünglichen Religion abgewichen sind, und zwar mit gutem Rechte und sehr vernünftiger Weise. Sie wollten Christen sein, während die Katholiken mit vollen Segeln in den Buddhismus steuerten. Aber auch sie haben sich des Einflusses des Alten nicht gänzlich erwehren können. Zur Zeit, als Luther sich gegen die Mißbräuche erhob, gab es kaum noch etwas, das nicht aus der indischen Religion in die Kirche herübergenommen worden war. Luthers machtvolles, kerniges und urgesundes Eingreifen hat ja

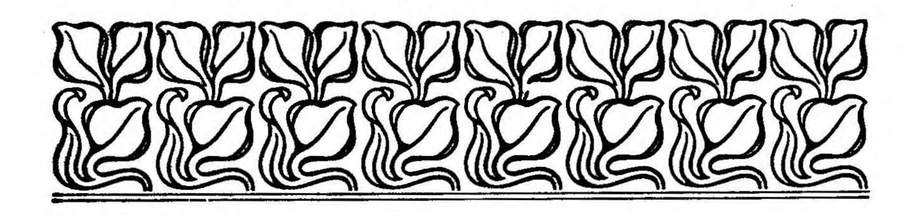
nun zwar dem immer mehr um sich greifenden Götzendienste auch auf katholischer Seite in gewisser Weise Einhalt getan, abgeschafft hat er aber doch nicht gar zu viel, wenn er auch dem ins Unvernünftige gehenden äußerlichen Kramwerk ein Ziel setzte. Die Kirche hat sich jedoch bald von dem Schrecken erholt und steuert ja nun wieder mit vollen Segeln in das Meer der Uebernatürlichkeit. Trotz Luther hat sie sich nicht gescheut, die unbefleckte Empfängnis oder die Unfehlbarkeit des Papstes zu Dogmen zu erheben. Man vergleiche mit dem Dogma der Unfehlbarkeit die Sloka 110 des zwölften Buches aus den Gesetzen Manus: „Niemand darf eine Wahrheit anfechten, die von einer Vereinigung von Brahmanen festgesetzt ist, die zu zehn oder dreien versammelt sind.“ Sieht es nicht fast so aus, als wollte die Kirche nach und nach alle diese altindischen Brahmanengesetze zur erneuten Wirksamkeit bringen? Die Konzile sind ja eine buddhistische Einrichtung. Das vom Könige Asoka abgehaltene, von dem wir oben sprachen, war das dritte buddhistische, etwa 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Wie weit die Anmaßung der katholischen Priester schon gegangen ist, um es den alleinherrschenden Brahmanen gleichzutun, zeigt uns Bonifazius VIII. (im 13. Jahrhundert) in seiner Bulle „Unam Sanctam“: „Die geistliche Gewalt hat die irdische einzusetzen und zu richten, wenn sie nicht gut gewesen ist.“ „Und so erklären wir, setzen wir fest und entscheiden wir: dem römischen Pontifex unterworfen zu sein, ist für jegliches menschliche Geschöpf zum Heile notwendig.“*)

Mehr haben die Brahmanen auch nie beansprucht; wenn das erreicht ist, dann haben sie ja die volle Herrschaft über die Welt, und mehr verlangen sie nicht. Ein besseres Beispiel als das Brahmanentum kann sich eine Kirche, die herrschen will, nicht wählen. Daß die Leiter der katholischen Kirche dies wußten und danach gehandelt haben, bezeugt die Entlehnung alles dessen, was sich entlehnen ließ.

---

*) Lippert, Christentum und Volksglaube, Seite 513.



Schlussfolgerungen.

Wir wagen zu behaupten, daß das Urchristentum nichts anderes war, als ein von buddhistischen Missionaren nach Rom übertragener Buddhismus. Wie enge man sich an die Gestalten der großen indischen Religionsstifter angeschlossen hat, haben wir im Vorstehenden des Weiteren und im Einzelnen besprochen; es kann nicht geleugnet werden, daß die vielen gleichartigen Züge im Leben Jesu den Gedanken gebieterisch herausfordern.

Anzunehmen, es habe sich in Palästina das wiederholt, was in Indien einesteils 3000 Jahre vorher von Krischna und andrerseits 500 Jahre vorher von Buddha erzählt worden ist, und also eine Entlehnung von der Hand zu weisen, das hieße der natürlichsten Logik ins Gesicht schlagen; anzunehmen, daß die Stifter des Urchristentums unter dem Einflusse buddhistischer Missionare gestanden haben, dies erklärt aber in der einfachsten Weise das Wunderbare und Geheimnisvolle, das den Anfang dieser Religion umgibt.

Wir wollen kurz die wichtigsten Punkte noch einmal nebeneinanderstellen, deren wir im Laufe unserer Abhandlung Erwähnung getan haben. Nach der Lehre der Brahmanen hat eine Menschwerdung der zweiten Person Gottes (Vischnu) stattgefunden, dies ist *Krischna,* dem seine Jünger später den Ehrennamen Jezeus, (Jisnu, Djisnu) gegeben haben.

Dreitausend Jahre später wird im Lande der Juden die zweite Person Gottes, von der aber in der bis dahin geltenden Religion dieses Volkes nichts bekannt war, ebenfalls Mensch. Dies ist Jesus, und er erhielt den Ehrennamen Christus (der aber griechisch und nicht hebräisch ist).

Beide kamen, um die Welt vom Uebel zu erlösen, weil Gott dem ersten Menschenpaare Adima und Heva (Adam und Eva)

nach ihrem Sündenfalle einen Erlöser versprochen hatte. Daß dies in dem alten Testamente jedoch nicht erwähnt ist, haben wir oben gezeigt; jeder, der eine Bibel hat, kann sich selbst davon überzeugen.

Beide sollen zur Mutter Jungfrauen gehabt haben, die auch nach der Empfängnis Jungfrauen geblieben seien, und beide Jungfrauen waren beschattet von Vischnu bezw. dem heiligen Geiste. Bei der Geburt beider geschehen allerlei Wunder, und bei beiden haben wir Hirten, die sie zuerst anbeten.

Beide werden gleich nach der Geburt verfolgt, Krischna von Kansa, Christus von Herodes. Die beiden Verfolger lassen in gleicher Weise alle männlichen Kinder, die in derselben Zeit geboren waren, töten, um sicher zu sein, den Gesuchten nicht zu verfehlen. Herodes, dem diese Schandtat zugeschrieben wird, war aber bereits gestorben, als sie sich ereignet haben soll, historischen Wert hat die Erzählung also nicht, so wenig wie die folgenden, von denen in der ganzen römischen oder sonstigen Litteratur niemand etwas bekannt war.

Beide sind durch die Engel Gottes vor dem Untergange errettet worden, da diese veranlaßten, daß die Mütter sich auf die Flucht begaben.

Beide haben Schüler um sich versammelt, denen sie ihre Morallehren predigten. Bei beiden finden wir die Parabel als Art der Predigt an das Volk.

Beide wurden verklärt vor ihren Jüngern.

Beiden gilt das Scherflein der Armen mehr, als die große Gabe der Reichen.

Beide vollbringen Wunder, sie erwecken Tote zum Leben, heilen Blinde, Taube und Krüppel und treiben den Teufel aus den Besessenen.

Beide starben, als ein Opfer der Rache der Priester, gegen die sie aufgetreten waren, unter großer Trauerbezeigung der Natur. Beide fuhren nach ihrem Tode gen Himmel, als ihre Mission beendet war.

Aus beiden haben ihre Anhänger für die Religionsgemeinschaft einen Gott gemacht.

Nun *Buddha und Jesus.*

Auch Buddhas Mutter war Jungfrau, die ebenfalls von Brahma empfangen hatte.

Bei Buddha haben wir den leuchtenden Stern, der seine Geburt verkündigt, wie bei Jesus der Stern der Magier oder der heiligen drei Könige.

Auch bei Buddha die Hirten, Gesang vom Himmel, die himmlischen Heerscharen. Außerdem ist aber die Geburt Buddhas noch weit herrlicher ausgeschmückt, Freude ist auf der ganzen Welt, sogar in der Hölle, wo die Gequälten eine kurze Zeit Ruhe haben, und das neugeborene Kind sagt:

„Ich werde den Dämon und das Heer des Dämons überwältigen, zum Heil der Wesen, die in die Hölle hinabgestoßen sind und vom Feuer der Hölle verzehrt werden; ich will den Regen der großen Wolke des Gesetzes sich ergießen lassen, und sie werden erfüllt sein mit Freude und Wohlergehen."

Könige bringen Weihrauch und Narden, und Fürsten bieten dem Kinde kostbare Paläste zur Wohnung an.

Bei Buddha tritt ferner Asita auf, der alte Brahmane, der dem Simeon des Lukas-Evangeliums entspricht.

Dann die Furcht des Königs Bimbasâras, der wie Herodes erschrak und heimlich Umfrage halten ließ. Er ließ aber nicht seine Schergen den neugeborenen König suchen, um ihn zu töten, sondern er war vernünftig und sagte: wenn der Neugeborene ein Buddha sein wird, so haben wir Friede unter ihm und wollen seine Schüler werden.

Ferner die Darstellung im Tempel, das Verlorengehen des Zwölfjährigen auf dem Feste und die hohe Weisheit des Knaben, das Fasten in der Wüste, die Versuchung, die Taufe, sein Vorläufer, die Seligpreisungen, Armut, Ehelosigkeit und Heimatlosigkeit des Buddha, alles wie bei Jesus.

Sein Lehramt, seine Jünger, der Lieblingsjünger, Ananda bei Buddha (Ardjuna bei Krischna, Johannes bei Jesus). Die Gleichnisreden bei Beiden.

Die Weltkatastrophen bei Buddha, die Apokalypse des Johannes.

Bei der Abendmahlsfeier Brot und Wein, bei den Indern (nicht nur bei den Buddhisten, sondern schon viel früher) das Darreichen des kleinen Reiskuchens und des geweihten Somatrankes.

Bei Buddha unter seinen Jüngern der Verräter Devadda, dessen Rolle Judas bei Jesus übernimmt.

Buddha und die Sünderin Ambapali, Jesus und die Buhlerin. Buddha wird dreimal von Ananda gebeten, sich noch nicht von der Erde hinwegzubegeben, worauf ihn Buddha zurechtweist; Todesahnung und Klagen über den Mangel an Verständnis unter den Menschen:

„Die Welt liegt im Argen."	Die Welt liegt hier in Finsternis,
„Nur wenige sind auserwählt."	Nur wenige sind's, die klar hier sehen.

Buddhas Geheiß, daß seine Jünger in alle Welt gehen sollen, um das Heil zu verkünden, was außer ihm und Jesus keiner der größeren Religionsstifter seinen Schülern ausdrücklich befohlen hat.

Dann bei Buddhas Tode Erdbeben, die Enden der Welt standen in Flammen und großes Getöse scholl vom Himmel, die Sonne verlosch und Blüten fielen vom Himmel.

So haben wir denn in den beiden größten indischen Menschwerdungen Gottes alles beisammen, was wir bei der christlichen Menschwerdung vorfinden. „Die christliche Quelle folgt der Buddhalegende Zug um Zug, übergeht alles spezifisch Indische, allzu Sinnliche und Bunte, Geschlechtliche, Leere; sie verwendet möglichst alttestamentliche Anklänge an den geeigneten Stellen zur spezielleren Gestaltung; sie weiht, vertieft, vergeistigt im christlichen Sinne",*) sagt der verstorbene Professor der Leipziger Universität Rudolf Seydel, der es zum großen Aerger der christlichen Theologen gewagt hat, einen Einfluß der buddhistischen Vorbilder auf die christliche Evangelienlitteratur nachzuweisen.

Es sagt zwar jemand in einer Schrift über Buddhismus und Christentum, daß Seydel die direkte buddhistische Einwirkung auf das Christentum „seines Erachtens" keineswegs nachgewiesen habe, und fügt in einer Anmerkung hinzu: „Er hat namentlich, wie A. Kuenen (Volksreligion und Weltreligion) ihm mit Recht vorhält, zu wenig berücksichtigt, daß die Ableitung dieser oder jener Einzelheit aus einem fremden Sagenkreis, mit dem die Bekanntschaft nicht bewiesen, sondern erst zu beweisen ist, nur dann

*) Seydel, die Buddha-Legende, Seite 34.

gestattet ist, wenn es sich klar zeigt, daß zur Erklärung dieser Einzelheit der Vorstellungskreis, in dem der Verfasser bekanntermaßen lebte, nichts oder doch nichts Ausreichendes bietet."

Ja, wenn es sich nur um *eine* Einzelheit handelte!

Und wie sollte denn im Vorstellungskreise der Verfasser der Evangelien die Dreieinigkeit liegen können? Die war ihnen doch gänzlich neu und muß als eine neue Offenbarung angesehen werden, wenn wir dabei den Einfluß Indiens außer Acht lassen wollen. Hier tritt die Frage auf, was leichter anzunehmen ist, die direkte göttliche Offenbarung oder die Entlehnung. Daß die Entlehnung *möglich* war, wird niemand bestreiten wollen, dem bekannt ist, daß zwischen Rom und Indien solche Handelsbeziehungen bestanden, daß, wie Plinius der Aeltere berichtet, ganze Handelsflotten nach Indien segelten, die dem römischen Reiche jährlich 50 Millionen Sesterzien entführten, um Edelsteine, Perlen, Zeuge, Seide, Gewürze, Wohlgerüche, Elfenbein, Färbstoffe usw. aufzukaufen und heimzuführen, andrerseits aber auch von Indien Schiffe, die 500 Passagiere mit ihren Warengütern fassen konnten, nach Aegypten fuhren, sodaß sich in Alexandrien zahlreiche indische Kaufleute seßhaft machten, um aus dem, von hier nach allen Himmelsgegenden sich erstreckenden Welthandel ihren Vorteil zu ziehen.*) Und zwar war der Hauptverkehr mit Ceylon, dem Sitze des gläubigsten Buddhismus. Ferner wird von indischen Gesandtschaften an römische Kaiser berichtet, und Augustus empfängt die Gesandten eines Königs Porus (Paûrava), um zur Sicherung des Handelsverkehrs beider Völker Vereinbarungen zu treffen. Es ist leicht daraus zu folgern, daß diese Gesandten auch über die Religion der Heimat, den Buddhismus Mitteilungen gemacht, vielleicht gar von ihren so hoch verehrten heiligen Schriften Uebersetzungen angefertigt haben; daraus würde dann die Bekanntschaft mit deren Inhalt leicht zu erklären sein. Ist es doch bekannt, daß unter jenen Gesandten ein Buddhist, Zarmanochegas aus Barygaza war, der später in Athen freiwillig aus dem Leben schied, weil „sein bisheriges Leben ohne Unglück verlaufen sei". Wir haben da die zweifellosesten Beweise von der Anwesenheit buddhistischer Männer in Rom, und zwar gerade zu der Zeit, in

*) Seydel, das Evangelium von Jesu, Seite 313.

die das erste Auftreten der Christen und die Entstehung der Evangelien fällt. Die Möglichkeit der Entlehnung ist also da.

Angesichts der vielen gleichartigen Züge in den beiderseitigen Erzählungen ist aber auch die Wahrscheinlichkeit gegeben, und zwar eben aus dem Grunde, von dem A. Kuenen spricht, „weil viele dieser Züge sich *aus dem Vorstellungskreise, in dem die Verfasser der christlichen Evangelien lebten,* nicht erklären lassen"

Wir bemerkten schon oben, daß die *historischen* Angaben, die sich in den Evangelien finden, nicht exakt seien. So war Herodes schon seit Jahren tot, ehe der Jesusknabe der Evangelien geboren wurde, er kann also den Kindermord von Bethlehem nicht befohlen haben. Außerdem ist aber der historische Beweis für den geschichtlichen Christus nie erbracht worden. Weder jüdische Schriftsteller, wie Philo und Josephus, noch römische und griechische, wie Tacitus, Sueton, Plinius, Dio Cassius, kennen einen Jesus von Nazareth, ja nicht einmal eine Stadt Nazareth ist bekannt.

Wir sind gewöhnt worden, die Evangelien als Schriften der Apostel anzusehen und sie in der Form als feststehend und bindend zu betrachten, wie sie uns heute vorliegen. Das entspricht aber nicht den Tatsachen. Diese Sammlungen haben sich erst allmählich gebildet, und über ihre Anerkennung ist zum Teil erst nach Jahrhunderten ein Einverständnis erzielt worden.*) Und „der neutestamentliche Text ist schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens vielfachen Entstellungen verfallen. Es gibt wenig Verse, die überall (d. h. in den etwa 600 verschiedenen Handschriften) gleichmäßig gelesen werden, nur wenige stehen in ihrem Wortlaute fest." (C. von Tischendorf.)

Es war nicht schwer, das Leben eines besonders schwärmerisch angelegten Armenfreundes, Wundertäters und Weltheilandes zu schreiben: Erlebnisse, Taten, Reden lieferten — von den damals im Morgenlande seit Jahrhunderten allgemein verbreiteten *Krischna-* und *Buddhasagen* ganz abgesehen — Vorbilder aus dem alten Testament, ein Moses, ein Elias, ein Elisa, hinter denen er natürlich nicht zurückbleiben durfte, dazu kamen Worte der Psalmen und der Propheten. Vielfach nahmen dabei die Verfasser bildlich

*) S. E. Verus, Vergl. Uebersicht der vier Evangelien. Leipzig 1897, S. 385.

Gemeintes buchstäblich. Die Kirchenväter hielten ja noch manche Wundererzählung für ein Gleichnis, das die spätere Kirche dann buchstäblich genommen wissen will.*)

Erst seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts n. u. Z. wurden die Evangelien, die bis dahin noch nicht gesammelt waren, nach den vier Evangelisten benannt, und zwar „Nach Matthäus", „Nach Markus", „Nach Lukas", „Nach Johannes", nicht etwa „Evangelium des Matthäus" usw. oder gar „Evangelium des Sankt Matthäus". Der Name Evangelium für die Schriften ist auch erst Jahrhunderte später aufgekommen . . .

„Nach Markus" stellt nun mit lebendiger Frische und in wohlerwogener Steigerung die Taten des Helden in der Absicht dar, ihn als erwarteten Messias zu erweisen.

Bei „Nach Matthäus" ist zunächst die allzu künstlich auf „heilige" Zahlen sich stützende Anordnung auffällig. 3mal 14 Ahnen, 3 Versuchungen, 3mal 3 Glückseligpreisungen, 7 Erfüllungen vor und 7 Erfüllungen nach der Bergrede, 7 Bitten, 7 Himmelreich-Gleichnisse, 5 Brote und 2 Fische, 7 Körbe, 7 Weherufe. Die Darstellung ist zum Teil durch spätere Bearbeiter in grosse Verwirrung geraten. Der Standpunkt ist jüdisch, daher die steten Hinweise auf vermeintlich erfüllte Weissagungen. Spätere Zusätze haben aber auch nichtjüdische (heidnische) Anschauungen hineingetragen. Eine wunderbare Kindheitsgeschichte, und der ebenso zahlenmässig genaue wie unmögliche Stammbaum sind ebenfalls spätere Zutaten.

Die beiden letzten Dichter zeigen in weiteren Steigerungen ein neues Bild des Helden. Bei „Nach Lukas" ist er ein vom „Heiligen Geist" erzeugter, von einer Jungfrau geborener Wundermann, dem Engel erscheinen, der einen Toten aus dem Sarge ruft, den „Teufel" entthront, alles weiß, wunderbar entflieht, am Kreuz statt bangen Schmerzensrufs Fürbitten spricht, mit seinem Gotte verkehrt und endlich sichtbar zum Himmel auffährt.

Beim Vierten („Nach Johannes") ist der schlichte jüdische Rabbi vollends zum „Fleisch gewordenen" Worte (Logos) ausgewachsen. Ueber kein Buch der Bibel gehen die Urteile der Gelehrten so auseinander, wie über dies Lehrgedicht. Die einen

*) Ebenda, S. 386.

stellen es überaus hoch und erklären es für das einzig „geschichtliche“; die anderen rügen die „willkürliche Zusammenhäufung der widersprechendsten Stoffe, die an Aberwitz grenzenden Allegorisierungen, die zusammenhanglose Unklarheit und die Gedankenarmut, die sich vergeblich hinter Schwulst der Sprache zu verstecken sucht, die fortwährenden Mißverständnisse, ohne die die Reden freilich ein frühes Ende erreichen würden“.

Mehrmals haben wir darauf hingewiesen, daß das *Johannes-Evangelium* in sonderbarer Weise von den übrigen abweicht, daß es über Vorkommnisse berichtet, die den übrigen unbekannt sind. Allgemein wird angenommen, daß das vierte Evangelium als das jüngste zu betrachten wäre und erst entstanden sei, als der Boden für das Christentum schon vorbereitet war. Daher finden wir in ihm von Anfang an die Auffassung von Jesus als dem Sohne Gottes, der von Ewigkeit war. Die Vorstellung vom fleischgewordenen Gotte ist aber eine uralte indische. Bei Johannes sind viel mehr Anklänge an buddhistische Lehren, als in den anderen Evangelien; so die Erzählung von der Ehebrecherin, die Andeutungen über das Vorleben des Erlösers: „ehe denn Abraham ward, bin ich“, oder das Gespräch mit der Samariterin. Auch gehört hierher die Heilung des Blindgeborenen mit der Frage der Jünger, warum er blind sei, ob er oder die Eltern gesündigt hätten, und der Antwort: „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern er ist blind, damit die Werke Gottes an ihm geoffenbaret würden.“ Seydel findet in dieser Geschichte eine Anlehnung an eine buddhistische Parabel, die den gleichen Gegenstand behandelt, und wo vom Blindgeborenen gesagt wird, daß er wegen des sündhaften Verhaltens in einem früheren Leben mit dieser Krankheit behaftet sei (Evang. von Jesu S. 232). Dann sei erwähnt die Erzählung von Nikodemus, einem Pharisäer, der heimlich in der Nacht zu Jesus kommt: ihm steht eine indische Brahmanenfrau gegenüber, die, ohne Furcht vor der von den Priestern angedrohten Strafe, bei Nacht über die Mauern steigt, um zum Buddha zu gelangen. — Den in den Abschiedsreden versprochenen Tröster haben wir bereits früher erwähnt. Sodann hat nur das Johannes-Evangelium allein das hohe Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, das an einen Ausspruch des Buddha erinnert, den dieser dem ihn versuchenden bösen Geiste

(Mara) gegenüber tat. Mara sichert ihm nämlich die Herrschaft über die Welt zu, wenn er von seinem Vorhaben abstehen wolle, die Welt zu bekehren. Darauf antwortete ihm der Buddha: „Ich weiß wohl, daß mir ein Reich beschieden ist; aber nicht ein weltliches Königtum ist es, das ich begehre."

Dagegen berichtet dieses Evangelium nichts von der Kindheitsgeschichte, der Versuchung in der Wüste, von den Seligpreisungen und der Einsetzung des Altarssakramentes. Auch die Verklärung Christi wird nicht erwähnt.

Die Stellen, die das Johannes-Evangelium allein hat, haben sämtlich ihr Gegenstück in der Buddhalegende. Was aber hier fehlt, befindet sich zumeist in der Krischnalegende. So liegt denn die Vermutung nahe, daß auf die Abfassung dieses Evangeliums buddhistischer Einfluß bedeutender gewirkt hat, als auf die drei anderen, die mehr den Krischnalegenden gefolgt sind.

Hierdurch möchte also wohl die große Verschiedenheit in der Auffassung einige Erklärung finden.

Die Vorlagen für die Evangelienerzählungen finden wir demnach also vollständig in den Legenden über Krischna und Buddha. Leben, Wesen und Lehren eines Jesus Christus können aus diesen ohne besondere Mühe zusammengestellt werden, wenn es sich darum handelt, aus ihm einen Erlöser, einen Gottessohn, einen Heiland der Welt zu schaffen. Aus diesem Helden das Opfer für die Menschheit zu machen, das aus Liebe für die irrenden Menschen vom Throne Gottes herabstieg, um auf Erden eines schmählichen Todes zu sterben, lag auch im Keime in der Krischnalegende, dessen Held sich schon als das höchste Opfer bezeichnete; es ist also keine neue Idee, die nur der christlichen Religion eigentümlich ist, sie existierte lange Zeit vor den Evangelienerzählungen in Indien. Hierfür haben wir bessere historische Beweise als für ein Leben Jesu auf Erden. Es kann nicht angezweifelt werden, daß die buddhistische Religion gegen das Jahr 300 v. u. Z. in Indien Staatsreligion war, die Krischnareligion existierte gleichzeitig neben ihr, nach der Ansicht vieler Indologen muß sie sogar zwei oder drei Jahrhunderte vor dem Auftreten Buddhas die Hauptreligion in Indien gewesen sein. Doch mögen wir auch diese Annahme als nicht bewiesen betrachten, so ist sicher festgestellt und nicht anzuzweifeln, daß der Mahabharata und die

Bhagavad-Gita, in denen das Leben und die Lehren Krischnas enthalten sind, sicher vor dem zweiten Jahrhundert v. u. Z. schon in der Form abgefasst waren, wie sie uns heute vorliegen. Daß das Leben Krischnas um mehr als zweitausend Jahre weiter zurücklag, ist eine Ansicht von indischen Gelehrten. Wir haben jedoch nicht nötig, zu untersuchen, ob dies der Wahrheit entspricht. Es mag möglich sein. Aber da vom gegnerischen Standpunkte gewiß geltend gemacht werden wird, daß der Beweis dafür eben heute noch nicht erbracht werden kann, so begnügen wir uns mit dem obigen feststehenden Datum, das uns vollkommen genügt, da es noch immer soviel vor dem Entstehen der Evangelien zurückliegt, daß eine Entlehnung aus den Evangelien unmöglich ist.

Die große Menge gemeinsamer Einzelzüge hat nämlich viele auf christlichem Standpunkte stehende Forscher veranlasst, dies anzunehmen. So glaubte noch Hopkins, in der Erzählung von Krischna und den Hirtinnen von Gokulam müsse man eine Anlehnung an die neutestamentliche „Braut Christi" sehen.*) Die Studien über diesen Gegenstand befinden sich eben noch im Anfangsstadium. Noch 1869 behauptete Dr. F. Lorinser in seiner Uebersetzung der Bhagavad-Gita bei der Stelle: „Das höchste Gewordene ist alles vergängliche Dasein (d. h. die Gesamtheit des Gewordenen) und das höchste Gut ist das Urwesen; das höchste Opfer bin ich selbst in diesem Leibe, o bester der Menschen." (Achter Gesang, 4.) „Es scheint mir höchst wahrscheinlich, ja evident zu sein, daß die hier zugrunde liegende Idee aus der christlichen Lehre von dem grossen, welterlösenden Opfer des menschgewordenen Gottes herstamme . . . . Wenn Krischna, als Inkarnation des Vischnu, von sich sagt: er selbst sei in diesem seinem (menschlichen) Leibe das höchste Opfer, so müßte man in der Tat blind sein, um hierin nicht einen so merkwürdigen Anklang an die Grundidee des Christentums zu sehen, daß man, bei dem vollständigen Mangel ähnlicher Ideen in anderen altindischen Urkunden, an dem christlichen Ursprunge dieser Vorstellung und Ausdrucksweise nicht mehr zweifeln kann." Hierzu sagt Richard Garbe in seiner Note zu der Uebersetzung der Bhagavad-Gita: „In Wirklichkeit

*) Dilger, Krischna oder Christus. S. 15.

aber erklärt sich unsere Stelle, wie alles in den Bhagavad-Gita enthaltene, aus echt-indischen Anschauungen. Aehnliche Ideen fehlen in anderen altindischen Urkunden keineswegs, Lorinser hat sie nur nicht gekannt. Eine geradezu stehende Wendung in der Litteratur der Brahmanas ist der Satz: yajno vai Vischnu, das Opfer fürwahr ist Vischnu. Nachdem der vedische Vischnu, wenn auch nicht die oberste und mächtigste, so doch die erhabenste und heiligste Göttergestalt geworden war, lag bei der damaligen Neigung, aus Aehnlichkeiten und Parallelen Identisches zu machen, nichts näher als das, was für die Brahmanen auf Erden das Höchste und Heiligste war, mit dem Höchsten und Heiligsten in der jenseitigen Welt gleichzusetzen. An diese im indischen Altertum geläufige Vorstellung knüpft der Verfasser unseres Verses an, wenn er den mit Vischnu identifizierten Krischna sich das „höchste Opfer" nennen läßt.*)

Wir möchten hinzufügen, daß man blind sein müßte, wenn man nicht in dieser Anschauungsweise der alten Inder das direkte Vorbild sehen wollte, nach dem die Verfasser der Evangelienerzählungen gearbeitet haben. Wenigstens das ursprüngliche Vorbild, zu dem dann im Laufe der allmählichen Entwicklung die hohen und erhabenen Lehren des Buddha getreten sind. Es ist, unserer Meinung nach, nicht nötig, für die Evangelien ein gemeinsames urchristliches Vorbild anzunehmen, wie man in Anbetracht der Schwierigkeit, die Verschiedenheit der vier Evangelien in Einklang zu bringen, gern tun möchte. Dieses Urevangelium, von dem keine Spur vorhanden ist, soll die Brücke bilden, die vermittelt. Wir glauben vielmehr, daß sich die Sache auf viel einfachere Weise erklären läßt.

Die in Rom befindlichen buddhistischen Philosophen und Missionare lehrten auf Buddhas Gebot in der Stille das Gesetz ihres Meisters**) und fanden unter den nach höherer Religionsauffassung strebenden Menschen Anhänger, die sich logischerweise aus den Bedrückten zusammensetzten; denn diese Religion

*) Bhagavad-Gita, übersetzt von Richard Garbe. S. 105.

**) „Geht hin, Bhikkus, geht und predigt der Welt das Gesetz. Wirket für das Beste der anderen wie für euer eigenes . . . Bringet die freudige Botschaft zu jedermann. Es sollen nicht zwei von euch denselben Weg einschlagen." Buddhist. Katechismus. S. 85. No. 285.

nahm sich ihrer besonders an, im Gegensatz zur Staatsreligion, die eher die Hochgestellten befriedigte und ihnen Vorrechte gab, die der Arme nicht erlangen konnte. Die buddhistische Religion lehrt dagegen Gleichberechtigung aller, selbst der Parias, in bezug auf die Erlangung der Heilsgüter. Diese ursprünglich kleine Gemeinde dehnte sich im Verborgenen aus, und es traten in sie Leute ein, die von einer solchen Gleichberechtigung nur Vorteile erhoffen konnten. Da eine Religion aber ohne Kultus nicht bestehen kann, so wurde dieser nach dem Vorbilde indischer Religionen eingeführt. Nun war aber der Buddha kein Gott und wollte als solcher nicht anerkannt sein, auch gab es keinen eigentlichen Kultus für seine Religion, die eigentlich keine Religion ist, sondern eine philosophische Auffassung des Lebens. Für etwas Derartiges waren aber die geringeren Leute nicht gebildet genug, und so war es nötig, für diese einen besonderen Religionskultus mit einem Religionsstifter zu schaffen auf Grundlage der buddhistischen Anschauungen. Dazu mußte der in Indien in gleicher Weise verehrte Krischna dienen, der als Verkörperung der zweiten Person der Gottheit, Vischnu, als Mensch gewordener Gott betrachtet wurde und in Indien geradeso viele Anhänger zählte, wie der Buddha.*) Es liegt nahe anzunehmen, daß die Krischna verherrlichenden Bücher ebenso verbreitet waren, wie die buddhistischen, und daß aus jenen, in Verbindung mit den buddhistischen, das Leben eines Heilandes verfaßt wurde, das den Ansprüchen der Leute, die an die griechische und römische dekadente Mythologie nicht mehr glauben konnten, genügte. Vielleicht hat ein Jesus, der möglicherweise wirklich in Palästina als Volksbefreier aufgetreten war, den Anstoß gegeben, um seine Person die Legenden zu kristallisieren, die das Leben der beiden großen indischen Lehrer Krischna und Buddha umgaben; und da Krischna ein Gott war, mußte Buddha dagegen zurücktreten, denn der großen Masse mußte auch hier ein Gott geboten werden, zu dem sie beten und aufblicken konnte.

Aus dieser Zusammenstellung entstand eine Lebensbeschreibung, zu der Krischnas Leben den historischen Grund legte, die Lehren Buddhas aber eingeflochten wurden, da ihre

*)Noch heute sind $^{6}/_{10}$ aller Inder Anhänger Krischnas.

hohe Moral allein und selbständig dem einfacheren Begriffe nur schwer zugänglich war. Es lag genug Mystisches im Leben Krischnas, um daran einen Kultus anzuknüpfen und um ihn, die Mensch gewordene zweite Person der Gottheit, als Grundpfeiler der neuen Religion aufstellen zu können, da er sich selbst als Opfer darbrachte, die Menschheit zu erlösen und einem besseren Leben zuzuführen. Diese Anschauungsweise lag der damaligen Welt näher, als die höhere Auffassung Buddhas, der die erlösende Tat vom Leben jedes einzelnen abhängig machte. Krischna hatte sich als Opfer für die Erlösung der Menschheit dargestellt, Buddha aber verlangte von jedem die Erlösung aus eigner vollkommener Lebensführung, was gewiß damals eine ebenso hohe Forderung war, wie sie es noch heute ist. Der Gedanke, ein Erlöser habe sich der Menschheit zu Liebe geopfert, um ihr einen Teil der Sündenschuld abzunehmen, konnte leichter Aufnahme finden, als die buddhistische Lehre. Daher erklärt es sich, daß die neuauftretende Religion eher an Krischna als an Buddha anknüpfte.

So war es nicht mehr schwer, das Leben des Heilandes zu verfassen. Der Held mußte ein Weltheiland sein, ein Armenfreund und Wundertäter. Die Grundzüge dieses Lebens fand man reichlich im Leben Krischnas, die höhere Moral im Leben des Buddha, die nötigen Zutaten in den Schriften der Hebräer, dem alten Testamente, in dem auf einen Messias vielfach hingedeutet wurde. Daher denn die vielen Hinweise auf die im alten Testamente befindlichen Prophezeiungen, an die sich besonders das Matthäus-Evangelium ganz auffällig anlehnt. Wir finden hier überall Stellen, die dem alten Testamente entstammen. So gleich im ersten Kapitel Vers 22: „Dies alles ist geschehen, auf daß erfüllet werde, das der Herr durch einen Propheten gesagt hat, der da spricht: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen.“ Diese Stelle des alten Testaments paßt aber gar nicht auf Jesus, denn sie lautet wörtlich: „Siehe, eine Jungfrau *ist* schwanger“, und es handelt sich nicht um einen zukünftigen Heiland, sondern um einen augenblicklich erstehenden Schutz gegen die Syrer (Jesaias, 7, 14). In dieser Art haben aber diese Hinweise auf das alte Testament allesamt etwas Gewaltsames und erscheinen in der offenbaren Absicht, dem Helden der Erzählung eine Grundlage in diesem

alten Testamente zu schaffen. Daß sie spätere Zusätze sind, ist fast immer deutlich zu sehen. Es liegt dies in der Absicht begründet, den neuen Weltheiland in Palästina auftreten zu lassen, wo eine Brüderschaft buddhistischen Glaubens existierte, die Essener. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die ganze Bewegung überhaupt durch diese aus Palästina nach Rom gekommenen buddhistischen Ju'en erst recht in Aufnahme kam, nachdem der Boden in der Weltstadt schon durch eigene buddhistische Missionare vorbereitet war.

Daß zu jener Zeit auch in Aegypten eine solche buddhistische Gemeinde bestand, die Therapeuten, ist stets behauptet worden. Gleichzeitig mit der in Rom auftretenden Sekte der „Christianer" finden wir in Aegypten eine Gemeinschaft von Leuten, die nach ähnlichen Normen lebte. Dort finden wir die ersten Asketen, die Säulenheiligen und ähnliche fakirhafte Auswüchse des Christentums, die den indischen Ursprung ganz deutlich an der Stirn tragen.

Wie sich nun in Rom die Sekte der „Christianer" ausgebildet hat, ist eine bisher unaufgeklärte Sache. Der Ursprung des Christentums ist durch die christlichen Geschichtsschreiber derart entstellt worden, daß ein historischer Nachweis nicht leicht zu führen sein wird. Wahrscheinlich sind die Quellen, aus denen man schöpfen könnte, im Interesse der Kirche verstopft worden.

Daß unter den ersten Christen buddhistische Lehren verbreitet waren, ist ohne Zweifel; aber ebenso sicher ist es, daß auf sie auch der persische Mithrasdienst nicht ohne Einfluß gewesen ist. So hatten die Parsen, wie schon gesagt, ein Haoma-Opfer, das dem christlichen Abendmahle sehr ähnlich war. Seydel sagt hierüber im Evangelium von Jesu, Seite 273: „Die Gestalt des Haoma-Opfers war jedenfalls identisch mit dem bei persischen Totenopfern Ueblichen. Kleine Brote in runder Form von Talergröße wurden dargereicht und daneben der Haomatrank. Haoma ist ursprünglich der ausgepreßte Saft der Somapflanze (asclepias acida), mit der die vedischen Arier das Opferfeuer besprengten, er wurde schon diesen ein Symbol des göttlichen Lebens, zum Göttertranke und Trank der Unsterblichkeit" .... Die hierauf bezügliche Aeußerung Justins (Apol. I. 68) spricht von den Mithrasmysterien, bei denen den zu Weihenden Brot und Kelch unter

feierlichen Ansprachen gereicht wurde. Aber auch bei den Brahmanen gab es schon eine ähnliche Opferhandlung, nämlich die Niveddia, bei der dem Volke kleine geweihte Reisbrote gereicht wurden, die knieend gegessen werden mußten, und zwar in der Pagode.

Man hat für alles dies natürlich die christliche Priorität in Anspruch genommen. Nach unserer Meinung kann dies aber kaum noch möglich sein; der entgegengesetzte Schluß von einem Einflusse auf den christlichen Kult ist viel wahrscheinlicher.

Mag dies aber dem vom gläubigen Standpunkte aus Urteilenden noch nicht genügen, so möchten wir auf die Tatsache hinweisen, daß man in den Katakomben Roms, auf den Gräbern der ersten Christen Abbildungen der Asclepias acida gefunden hat, einer Pflanze mit länglicher Frucht. Diese Pflanze kommt in Italien und auch sonst in Europa nicht vor, sie existiert nur in Indien und Zentralasien; ihr Vorhandensein auf Grabdenkmälern in Rom kann also nur daher erklärt werden, daß die Leute, die es für angebracht fanden, diese Pflanze als ein Symbol für den Glauben der Toten auf den Grabsteinen anzubringen, Inder oder Zentralasiaten waren, oder solche als Lehrer hatten; demnach ist also die direkte Verbindung zu diesen unleugbar festgestellt.

Zu dem christlichen Glauben steht diese Pflanze in keinerlei Beziehung, es würde also keinen Sinn haben, sie auf den Grabsteinen von Christen als Symbol anzubringen.

Auch noch andere Symbole hat man auf diesen Grabdenkmälern gefunden, die in gleicher Weise auf Indien hinweisen. So den so häufig vorkommenden Fisch, unter dem Jesus Christus sinnbildlich dargestellt sein soll. Dieses Symbol ist so oft vorhanden, daß die christliche Erklärungsarbeit es für nötig erachtet hat, sich mit ihm abzufinden. Der Fisch, auf griechisch *Ιχϑυς*, soll die Anfangsbuchstaben zu dem Spruche: *Ιησοῦς Χριστὸς Θεοῦ υἱὸς σωτήρ*, Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland, hergeben, wenigstens wurde es uns so in der Schule erklärt. Die Anfangsbuchstaben sollten den Sinn des Symbols geben. Das ist nun keine sonderlich geistreiche Erklärung, da man mit wenig Geist auf jedes Wort eine solche Deutung finden kann, wenn eine natürliche nicht vorhanden ist. Die Tatsache, daß auf einer überaus

großen Anzahl von Grabsteinen der ersten Christen ein Fisch als Symbol dargestellt ist, der mit Jesus Christus nichts zu tun hat, war wohl die Ursache einer solchen gezwungenen und verschrobenen Deutung. Viel natürlicher ist es aber wohl, unter diesem Fisch die zweite Person der indischen Gottheit, Vischnu, zu sehen, der als Fisch die Menschheit vor dem völligen Untergange errettet hatte. Auch eine chaldäische Legende erzählt von dem Fische Oannes, der bei der Sintflut den überlebenden Menschen große Dienste erwies. In welcher Beziehung aber Christus zu dem Fische stehen soll, ist völlig unerfindbar, das geht mehr als deutlich aus dem geläufigen, aber erzwungenen Erklärungsversuche, den wir oben mitteilten, hervor.

Die übrigen symbolischen Zeichen, die vielfach auf den Grabsteinen vorkommen, kann man auf Christus deuten, wie das Lamm, das byzantinische Zeichen PAX ☧; auch mit dem Weinstock als solchem wäre es nicht auffällig, wenn nicht eben bei diesem, wie gesagt, die indische Form der Asclepias acida großes Bedenken erregte.

Aber noch ein anderes Zeichen findet sich auf diesen Grabsteinen, nämlich das buddhistische Kreuz, wenn wir es so nennen können, und zwar findet es sich in Verbindung mit dem PAX-zeichen in folgender Weise, die wir dem Werke Marucchis, Elements d'Archéologie chrétienne. II. Itinéraire des Catacombes S. 288 entnehmen; 卍 ☧ LVCILLA IN PACE. Der Stein befindet sich im Museum des Laterans.

Ein andermal führt es dasselbe Buch auf Seite 329 an, diesmal alleinstehend unter der Inschrift: M. AUR. VICTOR. VLPIAE. SIRICAE. CONIVGI. KARISSIMAE. FECIT. IN. PACE. 卍

Das Vorkommen dieses buddhistischen Zeichens nun beweist am auffallendsten das Vorhandensein von buddhistischen Gläubigen in Rom und zwar unter den ersten Christen. Es mag noch andeutungsweise hinzugefügt werden, daß das eigentliche christliche Kreuzzeichen † auf diesen Inschriften nur selten vorkommt.

Es ist naturgemäß nicht leicht, etwas ganz Bestimmtes über die ersten Christen zu sagen, da die Quellen nur undeutlich darüber sprechen. Die wenigen römischen Schriftsteller, die ihrer Erwähnung tun, verwechseln sie mit den Juden, wie Tacitus, der

den Namen Jesus nicht kennt, sondern die griechische Messiasbezeichnung Christus für einen Personennamen hält. Die Sekte selbst hält er aller Schandtaten für fähig und ihre Bestrafung unter Nero für gerechtfertigt. Aufschluß über sie gibt er aber nicht.

Sueton spricht von einer „neuen Religion", die er als Römer natürlich als verbrecherisch bezeichnet, und berichtet, daß unter Claudius die Juden aus Rom ausgewiesen worden seien, weil sie auf Veranlassung eines Chrestus beständig in Aufruhr gewesen seien — impulsore Chresto assidue tumultuantes: er hält danach wohl Chrestus für den Anstifter. (Claudius, cap. 25.) Da er dies gegen Ende des ersten oder im Anfang des zweiten Jahrhunderts geschrieben hat, müssen wir schließen, daß von der Person Jesu auch damals noch wenig bekannt war, und das nur hundert Jahre, nachdem er gelebt haben soll.

Dio Cassius, der viel später lebte, verwechselt auch noch Juden und Christen miteinander, was beweist, daß bis zum Anfange des zweiten Jahrhunderts die Gemeinde noch recht wenig hervortrat, aber zugleich auch die Vermutung bekräftigt, daß sie selbst nicht viel von der Person des Religionsstifters wußte: wir dürfen daher annehmen, daß die „neue Religion" nicht auf dem Wirken und den Lehren eines Mannes, der kurz vorher gelebt hatte, aufgebaut worden ist, sondern auf einer Idee, die sich allmählich ausbreitete und Anhänger fand und in den Evangelien verdichtete. Daß diese ersten Anhänger sich besonders aus der ärmeren und bedrückten Klasse zusammenfanden, liegt in der Natur der vorgetragenen Lehre, wie sie buddhistische Missionare verbreiten mochten. Für die Ausbreitung der neuen Lehre aber war dieser Umstand gerade von der höchsten Bedeutung.

So sehen wir endlich, daß nichts Zwingendes vorliegt, einen Jesus von Nazareth als den Religionsstifter anzunehmen, daß diese Annahme im Gegenteil wenig historische Unterstützung findet, wenn wir ohne Voreingenommenheit die Umstände betrachten, unter denen die neue Religion aufgetreten ist. Der Annahme aber, daß sich aus einer buddhistischen Gemeinde nach und nach eine christliche Gemeinde gebildet hat, die unter Anlehnung an die ebenso verbreitete Krischnareligion allmählich aus den Legenden der beiden großen indischen Religionslehren unter Einfügung der naheliegenden hebräischen Anschauungen einen Kultus

geschaffen hat, steht nichts entgegen, was sie als unmöglich oder nur unwahrscheinlich erweist und demgemäß eine Offenbarung gebieterisch fordert.

Auch die ganze weitere Entwickelung des Christentums bestätigt durchaus, daß das von uns Vorgetragene wahrscheinlich ist; denn es mehren sich die Anzeichen ohne Unterlaß, die auf den indischen Ursprung hinweisen. Wir haben oben diese einzelnen Punkte besprochen und können hier nur darauf aufmerksam machen, daß die der römischen und der hebräischen Anschauungsweise gänzlich fremden indischen Gebräuche, wie die Taufe, die Beichte, dann die Einführung von Kultushandlungen wie die Messe in immer größerer Vollständigkeit in den Gottesdienst der neuen Religion aufgenommen wurden, bis daß im sechsten und siebenten Jahrhundert nichts mehr von dem fehlte, was die indischen Krischna- und Buddhaverehrer von altersher bei ihren Kultushandlungen zu tun pflegten. Rosenkranz, Weihwasser, Seelenkult, alles das wurde aufgenommen, trotzdem dies alles in der christlichen Lehre, wie sie die Evangelien boten, nicht begründet liegt, im Gegenteil ihr widerspricht.

Priester mit geschorenen Köpfen verrichteten den Gottesdienst, angetan mit Gewändern, wie sie die buddhistischen Mönche trugen, die Bischöfe gingen einher mit Mitra und Krummstab unter einem Thronhimmel, wie es die tibetanischen Buddhistenbischöfe taten. Der Papst saß auf dem Throne als Stellvertreter Gottes auf Erden, unfehlbar und Herr über Könige und Völker, wie es im alten Indien die Brahmanen waren, und wie es in Tibet noch heute der Dalai Lama, eine Wiedergeburt des Buddha, ist, der für sich göttliche Ehren in Anspruch nimmt, wie der Papst schon auf Erden als „Heiligkeit" betrachtet werden will.

Daß dabei das Christentum immer mehr in den Fetischdienst herabsank, ist nur natürlich. Heiligen- und Reliquienverehrung, dann die Verehrung der „Gottesmutter" Maria, die nach den drei ersten Evangelien von ihrem Sohne nichts wissen wollte, alles dieses, was doch sicherlich der Lehre Christi selbst nicht entsprechen kann, wurde immer mehr der Hauptbestandteil der Religion.

Wie die Buddhisten es schon dreihundert Jahre v. u. Z. getan hatten, wurden Konzile abgehalten, auf denen der Welt allerlei Unmögliches „zu glauben vorgestellt" wurde. Und wie Asoka

Bischöfe ernannte für die Völker, die noch nicht bekehrt waren, setzen die Päpste der Christen Bischöfe in partibus ein, damit nur ja nichts fehle, was das Vorbild getan hat.

Daß alles dies nicht in der Lehre Christi selbst begründet lag, wurde am kräftigsten durch Luther bewiesen, der die fremden Bestandteile ausschied und versuchte, zum Ursprunge zurückzukehren, nur daß für ihn der Ursprung, die Evangelienerzählungen blieben. Man kann ihm dies sicherlich nicht zum Vorwurfe machen, dauerte es doch noch dreihundert Jahre, ehe der wahre Ursprung erkannt werden konnte, durch das Bekanntwerden der Sanskritschriften in Europa.

Der Weg, den die Aufklärung nimmt, ist gewunden, und nur stückweise setzt sich eins aufs andere. Hätte Luther bereits den Bhagavad-Gita*) gekannt und infolge dessen den Nachweis führen wollen, daß das Christentum nur eine Nachbildung indischer Legenden sei, so hätte sein Werk kaum Erfolg haben können, denn er würde seiner Zeit zu weit vorausgeeilt sein; das Denken des Volkes hätte ihm nicht zu folgen vermocht. Da sein Wirken aber Erfolg gehabt hat, da seine Arbeit das Denken der Menschen freier gemacht hat, so mag es heute nicht mehr unmöglich sein, auf der von ihm gelegten Grundlage weiter zu bauen und einen neuen Schritt zur Befreiung des Geistes zu tun. Luthers Tat war somit gleichwohl eine welterlösende, sie machte das durch die Kirche in den starren Banden der Dogmen gehaltene Denken der Menschheit frei von den Fesseln, und dadurch wurde es möglich, daß in der Folge die großen Vorkämpfer für freies, klares Denken überhaupt wirken konnten.

---

*) Wilhelm von Humboldt schrieb 1827 über den Bhagavad-Gita: „Es ist wohl das Tiefste und Erhabenste, das die Welt aufzuweisen hat.“ Und später noch schrieb er: „Ich las das indische Gedicht zum ersten Mal in Schlesien auf dem Lande, und mein beständiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geschick, daß es mich habe leben lassen, dieses Werk noch kennen zu lernen.“ (Schriften von Friedrich von Gentz. Mannheim, 1840. Bd. V. S. 291 und 300.)





Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil.

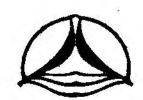
Indien und das Altertum.

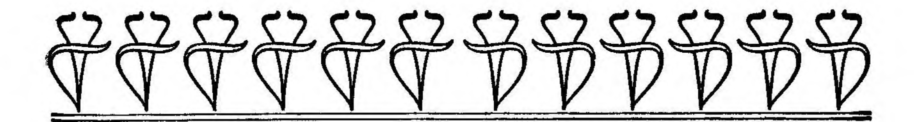
Zweiter Teil.

Moses und die Hebräer.

Dritter Teil.

Krischna und Buddha.





Die Aussprache von Sanskritwörtern.

Die Vokale lauten wie im Deutschen, e und o sind immer lang, wie in lesen, wohnen.

c = tsch (Tschako).
ç = sch mit weichem s (wie franz. j in jeu).
j = dsch (Dschungeln).
y = j (Jahr).
v = w (wer).
sh = sch mit scharfem s (scharf).

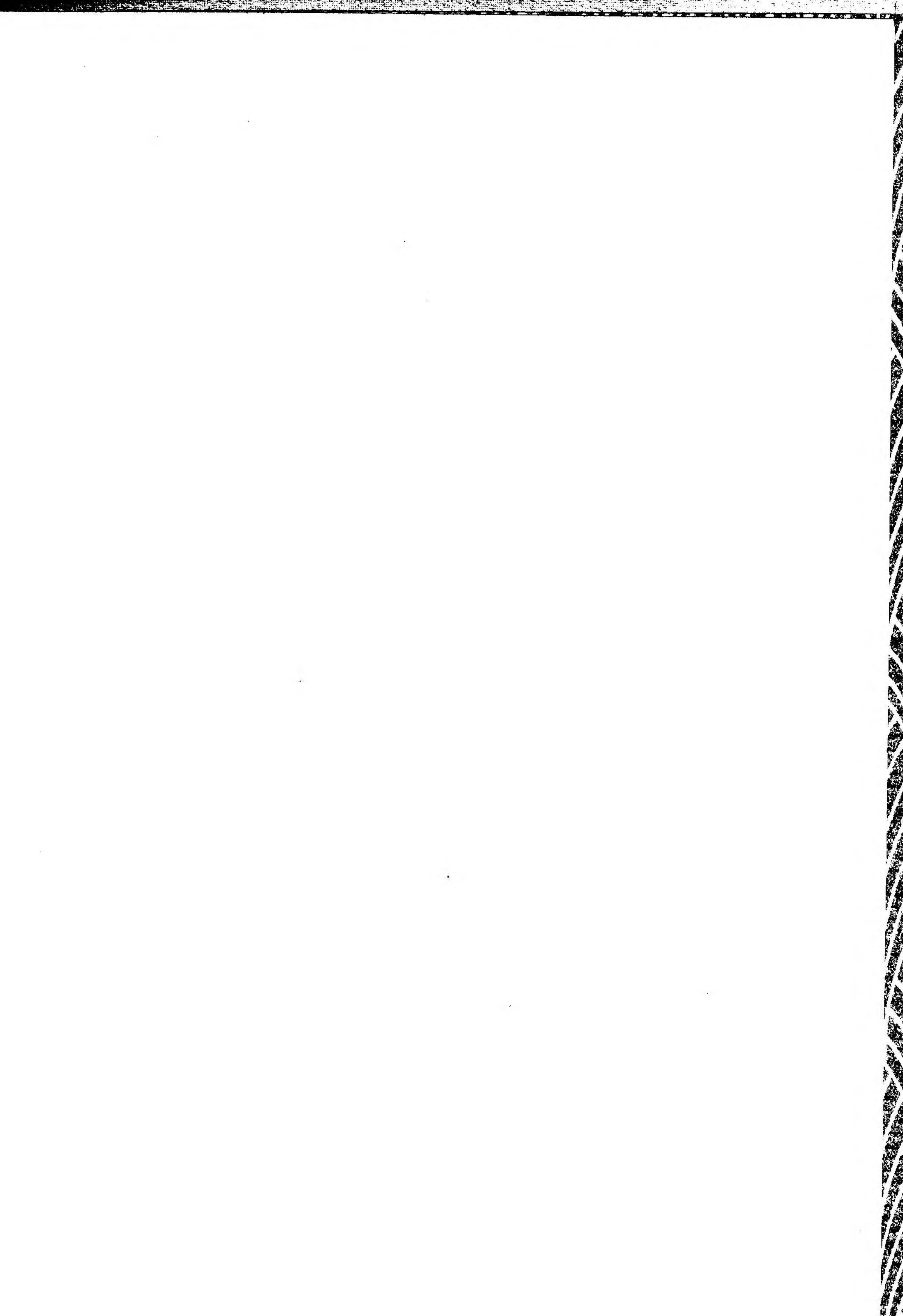
Das auf einen Konsonanten folgende h muß stets hörbar gesprochen werden; also Budd'ha (wie in Waldhaus) nicht Budda, bh wie in Abhang, gh wie in Berghaus usw. Auch am Ende der Silbe muß das h deutlich gehört werden, also Brahma etwa wie Brah(a)ma.

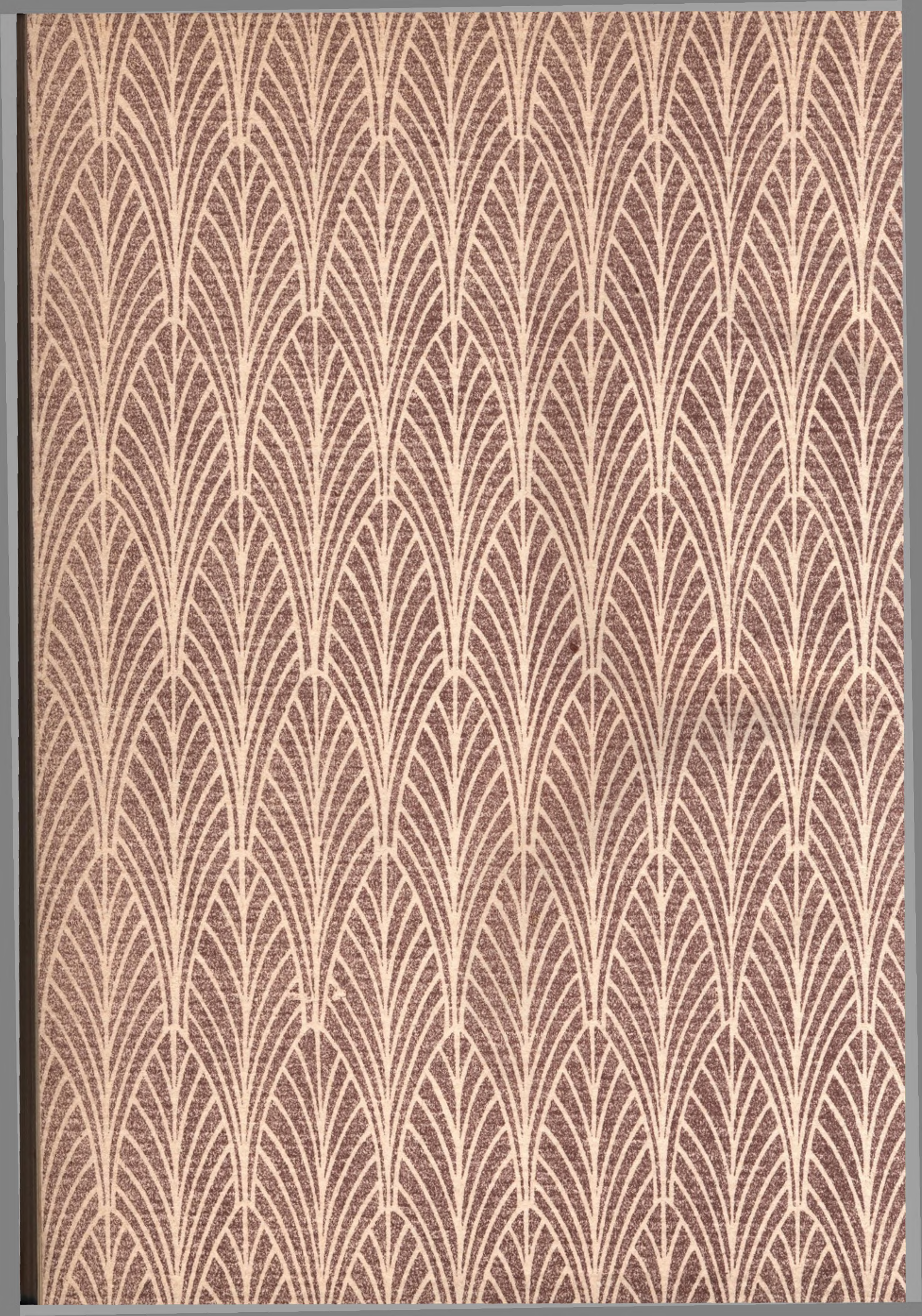
Druckfehler.

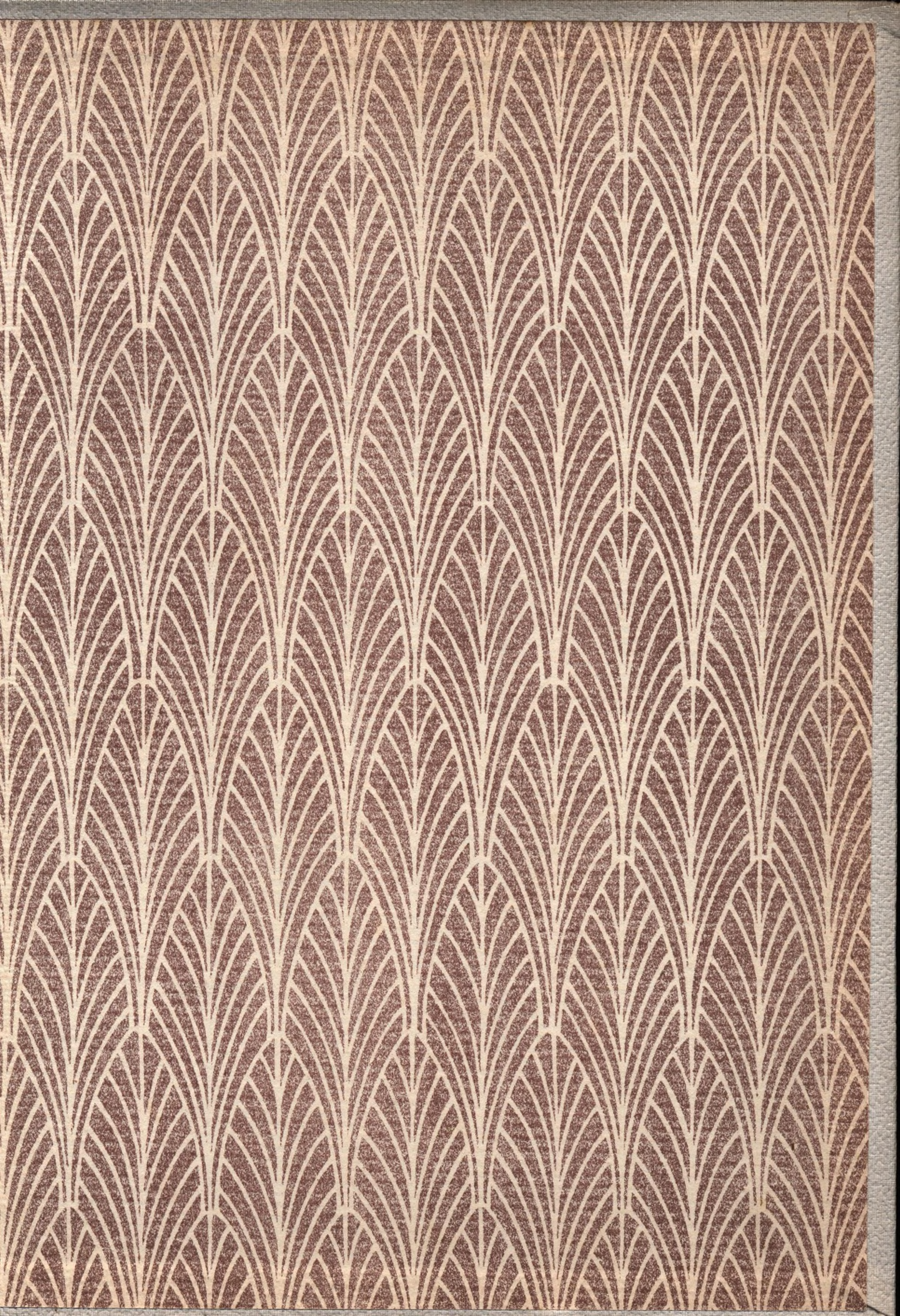
S. 8 in der Mitte lies statt Buddhas Tag – Budd's Tag.












PLANGE, CHRISTUS ein JNDER?